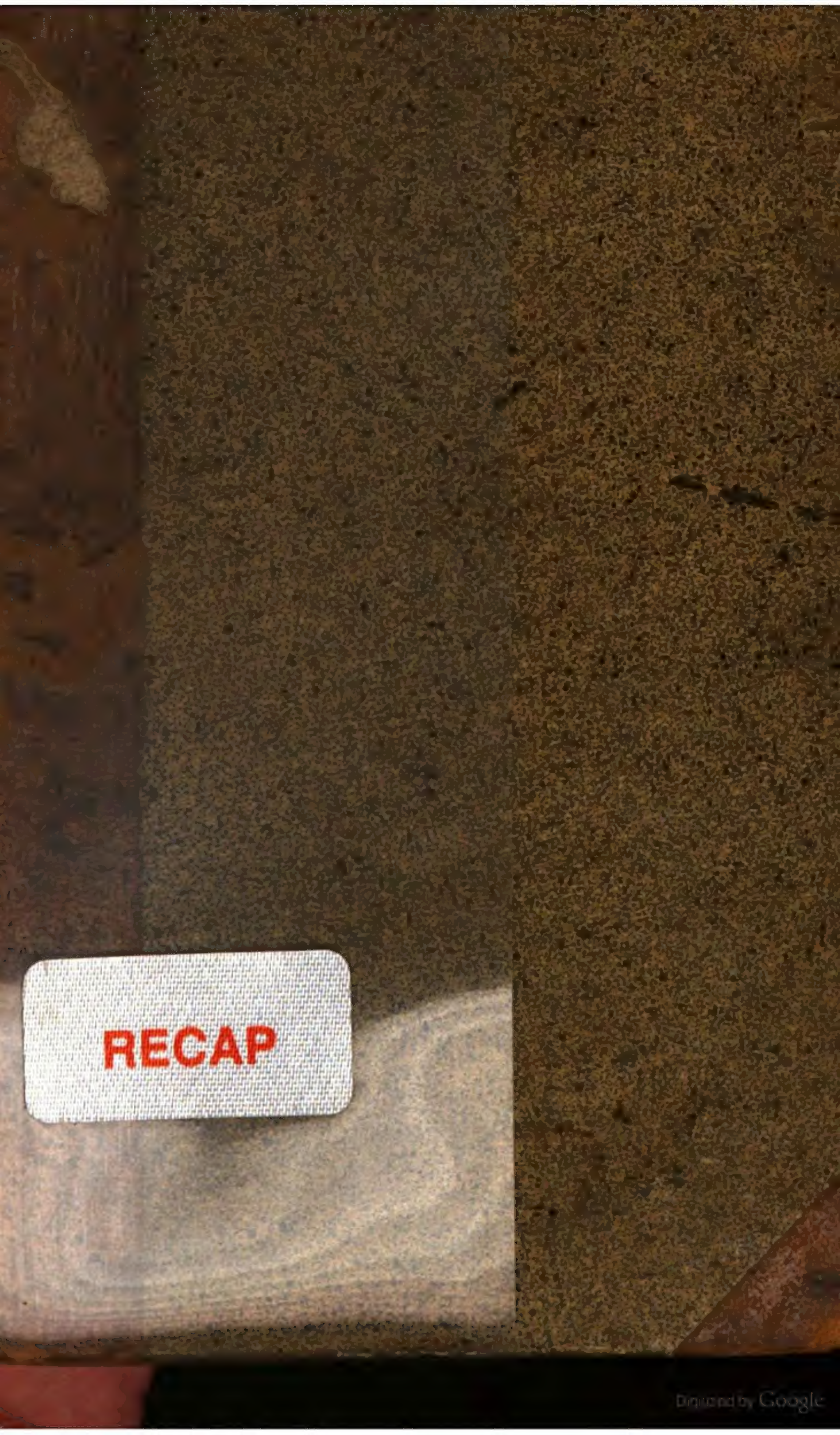


Digitized by Google

902
701
v. 21

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary

Presented by

Digitized by Google

Digitized by Google

Seek Virtue, and of
that possest To providence
resign the rest.
von Sekerr und
Thoss.

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Biester.

Einundzwanzigster Band.

Januar bis Junius, 1793.

Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung

in Berlin.

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt
des einundzwanzigsten Bandes.

Jänner.

1. Anrede an die Kurmärkischen Prälaten, Grafen, Herren und Ritterschaft, am Tage der Huldigung Königs Friedrich Wilhelms II. Vom Freiherrn von der Reck, Staats- und Justizminister und Lehnsdirektor. Seite 1

2. An die Muse; über Aelius Lamia. Horaz, Buch I, Ode 26. Von Herrn Prof. Ramler. 5

3. Ueber die Päbstliche Mission in Norden, und das Apostolische Vikariat zu Hannover. Aus dem Lateinischen des Hrn Kanzler Le Bret. 9

4. Gedanken über die regelmäßigen Französischen und sogenannten Englischen Gärten. Von dem Freiherrn zu Racknitz. 62

5. Ueber Dienstkontrakte, welche nicht auf Geld lauten. 79

6. Wie einige itzt anfangen, die Ziehensche Prophezeihung zu deuten. 91

Mit dem Bildniß des Königlichen Geheimen Staats- und Justizministers Freiherrn von der Reck; von Bardou gezeichnet, und von Lips gestochen.

0962 170 496492

Digitized by Google

Februar.

1. An die Muse, nach vollendeten lyrischen Gedichten. Horaz, Buch III. Ode 30. Von Herrn Prof. Ramler. Seite 97

2. Wie der Unterschied der Stände auch schon in dem ersten Social-Kontrakt gegründet sein könne? Von Hrn Geh. Justizrath Möser. 103

3. Ueber die Zigeuner, besonders im Königreich Preussen. 108

4. Leibnitzens Enkelinn im Magdeburgischen. 166

5. Uebar die Verbreitungssucht der Gleichheitsprinzipien. Aus einem Englischen Blatte. 185

6. Ein Streit Katholischer Bischöfe über ihren Sprengel in Protestantischen Ländern. 190

7. Berlinische Geburts- und Sterbelisten vom Kirchenjahr 1792.

I. Liste von dem letzten Quartal. 192

II. Rekapitulazion des ganzen Jahres. 193

III. Mortalitätstabelle nach den Krankheiten. 194

8. Generalliste aller im J. 1792 in den Königl. Preussischen Landen Gebornen und Gestorbenen.

März.

1. Ueber die schreckliche Begebenheit in Frankreich am 21sten Januar. Bruchstück aus einer Predigt des Herrn Oberkonsistorialraths Zöllner. Seite 197

2. Nachricht von dem großen Raupenschaden in den Kurmärkischen Forsten im J. 1792. 204

3. Seltsame Begriffe von Toleranz, bei einem Katholischen Geistlichen in der Oberlausitz. 222

4. Verzeichniß der auswärtigen Gemälde des Berlinischen Historienmalers Hrn Direktor Rode. 248

5. Einige Briefe über Polen und Preussen (Fortgesetzt vom August 1792). Blicke auf die ältere Geschichte von Thorn. 264

6. Rode in Berlin. Von Herrn Magister Conz. 292

7. Tabelle der im J. 1792 aus Elbing versandten Waaren.

Digitized by Google

April.

1. Sechs Gedichte Katulls. Von Hrn Prof. Ramler. Seite 293

2. Kurze Geschichte des bisherigen Gemeinen Rechts in den Preussischen Staaten. Von Hrn Geheimenrath Goßler. 302

3. Was ist die Französische Republik? 341

4. Zwei Epigramme Theokrits. 349

5. Die zwei Handelsspekulanten. Ein Pendant zu der Diderotschen Erzählung Jakob und sein Herr. 350

6. Ueber die Zigeuner, besonders im Königreich Preußen (Beschluß vom Februar Nr. 3). Von ihrer Sprache. 360

7. Berlinische Geburts- und Sterbelisten vom 1sten Quartal des Kirchenjahrs 1793. 394

Digitized by Google

Mai.

1. Wider einen groben Witzling. Horaz, Buch V, Ode 6. Von Hrn Prof. Ramler. Seite 395

2. Ueber Imlay's Beschreibung von Kentucky. 398

3. Ueber einige der Deutschen Sprache eigene Regeln, die Stellung der Wörter betreffend. 417

4. Deutscher Patriotismus der Oldenburger, in Unterstützung Deutscher (der Preussischen) Soldaten. 433

5. Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. Ein Räsonnement und eine Parabel. Gegen Hrn D. Reimarus. Von Hrn Mag. Fichte. 443

6. Auszüge aus einem zunächst für Riga geschriebenen Buche des sel. Raths Berens. 483

Junius.

Junius.

1. Einige Nachrichten von den Ideen der Griechen über Staatsverfassung. Seite 507

Freiherr von Zedlitz, Königl. Preussischer Staats- und Justizminister; gestorben den 18. März 1793. 537

3. Vier Gedichte über Gemälde. Von Hrn Magister Conz. 561

4. Erörterung der Frage: Ob auf einem mäßigen Berge mehr Holz und Getreide, als auf der Grundfläche desselben, wachsen kann? 563

5. Eine Monarchieen-stürmende Freimaurerei in Frankreich. 572

Berlinische Monatsschrift

1793 Jänner.

I.

Anrede

an die Kurmärkische Ritterschaft, am Huldigungstage, den 2 Oktober 1786, in dem großen Audienzsaal des Königl. Schlosses in Berlin, von des Thrones Stufen herab gehalten *).

Friedrich der Zweite, — Seinem Zeitalter der Große, der Nachwelt noch größere, König — endigte

*) Ein geist- und herzvolles Aktenstück! welches damals in unsern Zeitungen, und auch einzeln, gedruckt erschien; aber wohl schon lange in der Berl. Monatsschrift, die so gern alles Wichtige und Vortrefliche, was unser Land betrift, aufbewahrt, hätte geliefert werden sollen. Indeß werden die Leser gewiß immer diese Anrede mit mehr als bloßem Vergnügen lesen; und sie eröfnet vielleicht ganz schicklich, mit dem Bildniß des Herrn Verfassers zugleich, einen neuen Jahrgang der Monatsschrift.

endigte die Laufbahn Seines glorreichen Lebens. Da erstarrten über die Nachricht Seines Todes Seine verwaiseten Völker, und staunten in die Gruft des Helden, des Weisen, ihres Vaters. So stand auch, von Schmerz betäubt, der Adel Seines Volks in den Kuhrlanden: eingedenk der vielfältigen Beweise Seiner Landesväterlichen Huld und Wohlwollens. Immerwährend sei davon die Erinnerung; aber auch hier finde seine Gränze Ihr Schmerz, da

der Allerdurchlauchtigste Großmächtigste **Friedrich Wilhelm** unser Allergnädigster König und Landesherr

den auf Ihn vererbten Thron bestiegen hat.

Was hofnungsvolle Unterthanen von dem schon geliebten Prinzen, von den Ihm angestammten Tugenden des Brandenburg-Preußischen Hauses, erwarteten: das sahen, das hörten wir; Zeugen solcher Königlichen Gesinnungen und Handlungen, welche uns die glücklichste Regierung verkündigen. Der König, der den Menschen Freund ist, der wird Sein Volk als Vater lieben. Als Vater Seines Volks, wird Er dessen Lasten, wo es möglich ist, erleichtern; sie nie ohne die dringendste Noth erhöhen. Er wird seines Schweißes, so wie seines Blutes, schonen.

Ein

Ein Feind alles Unrechts, kann Er es nicht dulden. Kein Machtspruch soll den Lauf der Gerechtigkeit hemmen. Er will Sein Volk nach geprüften, selbst gebilligten, Gesetzen richten lassen. Ueber Ordnung in allen Ständen wird Er wachen: die Niedern zum Gehorsam gegen ihre Obern, die Obern zur Schonung und Mäßigung gegen ihre Untergebenen, alle zur Billigkeit und Bescheidenheit gegen einander, anhalten; und schon dadurch jedem den ungekränkten Genuß seines Eigenthums, seiner Rechte, und Freiheiten, sicher stellen.

Mit dem rechtschaffensten Herzen, hat Er es beschlossen: daß Wahrheit um Seinen Thron sein soll. Er will sie hören, Er wird sie achten; und nun mögen Schmeichelei, Verleumdung, und — was kein Deutsches Wort sagt — *Cabale*, sich an fremde Thronen schmiegen.

So — und mehr als ich es zu sagen vermag — wird Friedrich Wilhelm das innere Glück Seines Reichs befestigen. Und könnte dereinst weise-angewandte Staatskunst das Feuer des Krieges nicht abwenden; so wird Er, an der Spitze eines Sieggewohnten Heers, umgeben von Seinen tapfern Kriegern, mit erprobtem Heldengeist, Sein Reich wider die Feinde Seiner Ruhe schützen.

Was kann den beglückten Unterthanen eines solchen Königs für ein Wunsch übrig bleiben? . . . Nur der! Spät, nach einer — Gott gebe! — langen Regierung, spät erst müsse der Name Friedrich Wilhelms zu Friedrichs Namen auf die Nachwelt übergehen!

Längst huldigte seinem Könige, im Herzen, der hier erschienene Adel vom Prälaten-Grafen-Herrn- und Ritterstande. Wiederholen Sie es hier feierlich, und schwören Ihm längstgewohnte, von den Vorvätern angeerbte, Treue. Es geschehe mit dem aufrichtigen Vorsatz: daß keine Kraft der Seele unthätig bleibe, die zum Besten des Staats wirksam sein könnte; kein Tropfen Bluts in edlen Adern fließe, der sich nicht willig für Friedrich Wilhelm und Seiner Staaten Wohl ergösse.

Den so gesinnten Ständen lassen Seine Königliche Majestät Schutz bei ihren althergebrachten Rechten, Erhaltung ihrer Freiheiten, Landesväterliche Huld und Gnade, versichern.

E. F. Ch. Freiherr von der Reck.

2.

An die Muse,

von dem Aelius Lamia.

Horazens sechs und zwanzigste Ode des ersten Buches.

⏑ – ⏑ – ⏑   – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏑ – ⏑ – ⏑   – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑

Ich Freund der Musen gebe Furcht, gebe Gram
Der wilden Windsbraut, sie in der Kreter Meer
Zu führen; einzig unbekümmert,
Wen am arktoischen Pol der König
Beschneiter Küsten schreckt, und was Tiridat
Am meisten fürchtet. — O, die du Quellen liebst,
Die nie berührt sind, winde meinem
Lamia Blumen zum Ehrenkranze!
Nichts gilt mein Loblied ohne dich, holdeste
Der Pieriden; ihn zu verherrlichen
Auf neuen Saiter, ihn mit Lesbos
Plektron, gebührt dir und deinen Schwe-
stern.

*
* *

Anmerkungen.

In dieser kleinen Ode ist nichts schwerer zu erklä-ren, als der Zusammenhang. „Ich vertreibe mir alle

„furchtsamen Ahnungen, ganz unbekümmert, welchen „Völkern itzt der Scythen König furchtbar wird, oder „was Tiridates besorgen mag. — O Muse, die du un„angerührte Quellen am liebsten hast, winde meinem „Lamia einen Kranz; ohne dich vermögen alle meine „Ehrenbezeigungen nichts.“ — Wie hängt hier das letzte mit dem ersten zusammen?

Wer dieses nach achtzehn Jahrhunderten nicht mehr erfahren kann, der legt sich aufs Rathen. Lucius Aelius Lamia, vermuthlich eben derselbe, der nach dem Tode des Horaz vom Augustus zum Konsul gemacht ward, hatte vielleicht ein heroisches Gedicht über eine von den kriegerischen Begebenheiten gemacht, die zu dieser Zeit, das ist, unter Augusts viertem, fünftem und sechstem Konsulat, vorgefallen waren: dieses Gedicht kann er seinem Freunde Horaz übersandt haben. Der Dichter antwortet ihm darauf in einer kleinen Ode: Ich Musenfreund bekümmere mich so wenig wie möglich um kriegerische Sachen: meinem Lamia nur wünsche ich einen Kranz zu winden; ihn will ich auf der mit neuen Saiten bezogenen Leyer besingen, wenn die Muse mir Beistand leistet. Eben so drückt sich Anakreon in der funfzehnten Ode aus:

Nichts frag' ich nach dem Gyges,
Dem Könige der Sarder; . . . .
Ich frage nur nach Salben,
Mir meinen Bart zu netzen;
Ich frage nur nach Rosen,
Die Scheitel mir zu krönen.

Hat Lamia wirklich ein kleines heroisches Gedicht gemacht, so muß es eben nicht nothwendig von den Parthern und Scythen gehandelt haben: diese nennt Horaz vielleicht nur, um statt des Allgemeinen etwas Absonderliches zu setzen, und was zu dieser Zeit am meisten Aufsehen machte. Eine feine Ursache muß der Dichter aber gehabt haben, es nicht zu sagen, warum er seinem Lamia so gern eine Ehre anthun möchte. Für den Lamia war die Ursache freilich deutlich, auch wohl für einige seiner Freunde und Zeitgenossen, aber nicht für die Nachwelt, für die unser Dichter sonst so gern sorgt.

Hat Horaz dem Lamia sein kleines Lied, als ein Angebinde, zum neuen Jahr oder zu seinem Geburtstage gesandt, so kann leicht unter der Ueberschrift das Datum gestanden haben, und alsdenn konnte jeder die Ursache errathen: man wollte nehmlich einem würdigen Staatsmanne einen Ehrenkranz darbringen.

V. 1—3. **Ich — gebe Furcht, gebe Gram der wilden Windsbraut, sie in der Kreter Meer zu führen.)** **Windsbraut:** ein altes Wort, anstatt brausender Wind. Das s wird in mehrern Fällen in t verwandelt. Im gemeinen Leben haben wir noch das niedrige Wort **Brausewind.** Man sehe Adelungs Wörterbuch unter **brausen** und **Windsbraut.** — **In der Kreter Meer,** anstatt ins Meer überhaupt. — Weil Horaz sagt: tristitiam et metus tradam protervis in mare creticum portare ventis; so sagen einige Ausleger: Hier ist Anakreon n a ch g e a h m t, und setzen zwei Verse aus seiner ein und vierzigsten Ode zum Beweise hin. Man sehe hier die herbei gezwungene Stelle:

Wann mir erst die zarten Knaben
Den gemischten Trank gereichet,
Dann entfliehen alle Sorgen,
Wie vom Wirbel hingerissen.

Wie weit sind beide Dichter von einander unterschieden! Die sprichwörtliche Redensart **die Grillen in den Wind schlagen** ist ja wohl allen Völkern so gemein, wie der Wind selber.

V. 3—6. **Einzig unbekümmert — was Tiridat am meisten fürchtet.)** Im Lateinischen verbinden Einige das unice mit securus, Andre mit terreat. Die erstere Leseart, unice securus sum, ich bin außerordentlich ruhig darüber, scheint zweckmäßiger zu sein. — Aber hätte man es dem Horaz nicht übel nehmen können, daß er an den Händeln der Parther, die so ehrenvoll für den Augustus ausfielen, so gar wenigen Antheil genommen habe? Man sehe, wie er hierüber und über ähnliche Verrichtungen des Augustus sich in einem poetischen Briefe an denselben erklärt. „Auch würd' ich „selber nicht mit niedrigen wie Epheu an der Erde kriechenden Sermonen lieber mich beschäftigen wollen, als „mit heroischem Gesang, und würde lieber von großen

 „Gegen=

„Gegenständen, fernen Ländern und fremden Völkern „singen, und von neu erbauten Städten, und wie unter „deinen Auspicien die ganze Welt beruhigt, des Janus „Doppelpforte zugeschlossen, und selbst die rauhen weit „entlegnen Parther, die nichts erschreckt, dein großes „Rom zu fürchten gelehret worden. — Wie viel lieber „säng' ich von solchen Dingen, wäre mein Vermögen dem „Willen gleich! Allein ein kleines Werk faßt weder „deine Majestät, noch läßt die Scham mir zu, was „meine Kräfte übersteigt, zu unternehmen." Horazens Briefe übers. von Wieland, II, 1. Diese Entschuldigung hat der Dichter in den Oden selbst sehr oft gebraucht.

V. 4—6. **Wen am arktoischen Pol der König beschneiter Küsten schreckt und was Tiridat am meisten fürchtet.)** Am arktoischen Pol heißt unter dem Gestirn des Bären oder dem Nordpol. — Der König der Scythen schreckte die Parther, weil er ihren verjagten tyrannischen König Phraates mit einer großen Heeresmacht wieder auf den Thron setzen wollte, welchen Tiridates eingenommen hatte. Tiridates ward überwunden und entfloh zum Augustus, furchte sich aber, daß er dem Phraates, der ihn als einen rebellischen Unterthan wiederfoderte, ausgeliefert werden möchte. Man sehe des Dio Kassius Röm. Geschichte LI, 18; LIII, 33. und Justins Weltgeschichte XLII, 5.

V. 6, 7. **Die du Quellen liebst, die nie berührt sind.)** Ohne Metapher: lyrische Gedichte nach Griechischen Mustern, dergleichen von den Römern noch nicht bearbeitet sind. Im Lateinischen heißt es: quae fontibus integris gaudes. Eben so nennt auch Lukrez im Anfange seines vierten Buchs die unbearbeiteten Materien:

Avia Pieridum peragro loca, nullius ante
Trita solo; juvat integros accedere fontes
Atque haurire, juvatque novos decerpere flores,
Insignemque meo capiti petere inde coronam,
Unde prius nulli velarint tempora musae.

V. 11, 12. **Auf neuen Saiten, mit Lesbos Plektron:)** in den neuen Versarten, die ich unter uns einführen will, und welche der Lesbische Dichter

Alcäus

Alcäus und die Lesbische Dichterinn Sappho erfunden haben. — In dem Alcäischen und Sapphischen Sylbenmaaße hat Horaz seine meisten Oden geschrieben.

Ramler.

3.

Von den Päpstlichen Missionsanstalten und Vikariaten in Protestantischen Ländern.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Jedem Deutschen, welchem wichtige Dinge wichtig sind, geschieht sicherlich dadurch ein Gefallen, daß eine kleine, lateinische, nur in 50 Exemplaren gedruckte, Schrift des großen Geschichtforschers, Herrn Kanzler Le Bret *), durch eine Uebersetzung allgemeiner bekannt wird. Sie zerfällt eigentlich in zwei Hauptheile, welche ich bei dem

 deut-

*) „De Missione Septentrionali et Vicariatu Hannoverano, Auctore D. Io. Frid. Le Bret, S. Theol. D. et Prof. primario, Universitatis Tubingensis Cancellario, Ser. Consiliario, ecclesiae Tubingensis Praeposito, et Laureacensium Abbate. Oratio habita, quum veniam creandi Magistros daret. 1792. Opera Io. Ad. Sigmundi." 22 Seiten in Quart.

deutschen Abdruck auch besonders bezeichnet habe. Beide Stücke der Untersuchung sind öfter, und schon frühe, in der Berl. Monatsschrift berühret worden; und man wird es deshalb dem Herausgeber leicht verzeihen, wenn er noch einige Worte darüber anmerkt.

I. Sucht die Römische Partei noch die Protestanten zu bekehren? — Ja! Sie thut es, und muß es thun. Sie muß es thun, so lange die Wohldenkenden dieser Partei noch der festen Ueberzeugung leben, daß alle tugendhafte und religiöse Menschen, welche nicht zu ihrem Glauben gehören, ewig verdammt werden; so lange die Schlechtergesinnten noch zu berechnen verstehn, wie vortheilhaft für ihre Herrschbegierde und ihre Habsucht die Zurückbringung der Protestanten natürlich sein muß; oder die noch Feineren ganz wohl einsehn, wie bequem sie Fürsten und Länder zu jedem Schritte leiten, in jede Maaßregel hineinstürzen können, wenn sie den mit der Aufklärung innig verbundenen Protestantismus verdrängt, und allen Menschen den Zaum orthodoxer und hierarchischer Tyrannei aufgeschnallt haben. — Sie thut es: nur selten noch öffentlich, durch Lehren und Predigen; mehr hinterlistig, durch unvermerkte Verleitung, vermittelst anlockender Winke, unabsichtlich scheinender

Plane,

Plane, täuschender Mine der Frömmigkeit, täuschender Belehrung über Natur und Gott, großer Verbindungen, Geheimer Gesellschaften, u. s. w. Sie thut es, auch wenn sie die Bekehrung bloß unter dem Namen einer **Annäherung**, einer **Vereinigung** verschleiern will.

Welch ein seltsames Geschrei erbitterter, sophistischer, oder unwissender Gegner erhob sich, als diese Sätze zuerst behauptet wurden! Wie arbeitete man von mehrern Seiten, die braven Männer zum Schweigen zu bringen, welche durch Enthüllung solcher Thatsachen die zu sorglosen Protestanten aufmerksam machen wollten! .... Bei den Plumpheiten und den Witzeleien eines Stark und Schlosser tröstet es wohl vollkommen, daß ein Mann wie Herr Le Bret über den Hauptpunkt der Frage eben so urtheilt. — Aber merkwürdiger waren die ganz auffallenden Behauptungen einiger Katholiken, welche nun zum Vorschein kamen.

Mit vornehmer und — so Gott will — gar gelehrter Mine machte man *) es der Berl. Monats-

*) Dies thut unter andern auch der Schlesische Pfarrer — wahrscheinlich ein Jesuit — welcher das von Herrn Le Bret in der dritten Anmerkung angeführte Buch: **Weder die christliche Religion** u. s. w. geschrieben hat. Man s. dies Buch, S. 63, die Note.

natsschrift zum Vorwurf, daß sie den Satz von der Alleinseligmachenden Kirche das was er ist, einen Hauptlehrsatz der Römischen Partei genannt hatte. Seltsam genug, daß einzelne Mitglieder, gleichsam als hätten sie einen Auftrag dazu, den großen charakteristischen Lehrsatz ihrer Kirchenpartei abzuläugnen wagten, da sie sich doch sonst als rechtgläubige Katholiken darstellten! Auch mögen sie wohl dadurch einige gutmüthige Protestanten getäuscht, und diese zu einer Vereinigung mit ihrer Kirche um desto geneigter gemacht haben. Und so wäre eine Hauptabsicht erreicht, ohne daß die Kirche selbst durch irgend eine Aeußerung sich in Nachtheil setzt. — Andere hingegen bestehen wiederum mit ganzer Härte auf jenen Lehrsatz: sie nennen deshalb die Intoleranz die schönste Zierde des Christenthums (Berl. Monatsschr. 1791 Novemb. S. 486), und erklären sich gegen alle Duldung, ja sogar gegen alle Friedlichkeit mit den Protestanten (man s. nachher Hrn. Le Bret in der Anmerk. über die Brabantischen Exjesuiten).

Die Abläugnung des ausschließenden Dogma ist freilich auffallend genug; aber hat nicht die nehmliche Partei auch Fakta abgeläugnet? Man hat die glückliche Unverschämtheit so weit getrieben, zu behaupten: daß die Jesuiten in keiner Verbindung

dung mehr existiren. Ich sage, die glückliche: weil es in der That gelang, mehrern Protestanten dies Unfaktum einzubilden. Es hat gewiß nicht wenig gefruchtet. Itzt aber hält man die entgegengesetzte Behauptung für fruchtbringender. Der Orden tritt schon freier wieder hervor. Schon 1785 mußte er von Rußland aus sich eines höchst festen Grundes rühmen, von welchem offener zu sprechen es noch nicht Zeit sei (B. Monatsschr. 1785 Nov. S. 429). Von dorther ward auch die Prophezeihung hingeworfen, daß der Orden 1791 wieder emporkommen werde (1789 Nov. S. 507; vergl. 1786 Nov. S. 436). Im J. 1790 suchten die Jesuiten in Polen um ihre Wiederherstellung an (1791 Jan. S. 83). Im nehmlichen Jahr ließen sie in Brabant um das nehmliche ansuchen (1792 März, S. 311. Das dort angeführte Mémoire erlebte noch im selben Jahre eine neue Auflage. Auch ist der Verfasser itzt bekannt: es war Herr von Villegas d'Estaimbourg, Kanzler von Brabant. Ein Staatskanzler konnte so staats- und wahrheitswidrig, so frech, und zugleich so einfältig schreiben! Wohin können doch Jesuiten verleiten!) Daß 1792 ein Vorschlag zur Wiederherstellung der Jesuiten in Schlesien handschriftlich herumgesandt ward, bezeugen die Schlesischen Provinzialblätter;

und daß dies auch in Deutschland oft genug vorgeschlagen wird, lehren die Zeitungen. Diese Ankündigung eines nahen Sieges — leider wäre es ein Sieg über Vernunft und Aufklärung — gewinnt sicherlich schon Manche zur Geneigtheit, bereitet wenigstens die Gemüther zur günstigern Aufnahme vor.

Als zuerst etwas davon bekannt ward, daß die herrschsüchtigen hohen Obern den Hang zu unbekannten Geheimnissen mißbrauchten, um die katholische Religion zu empfehlen, damit dann wieder, um ihre geheimnißreiche Herrschaft fester gegründet werde; so verstand sich, daß dies von den Meisten kurzweg abgeläugnet ward. Indeß kamen mehrere Dinge der Art zur Sprache; und nun warf ein Schlesischer Exjesuit die naive Frage auf: Weshalb es denn so übel, unrecht, und aufklärungswidrig genannt werden sölle, daß die Vorsteher Geheimer Gesellschaften unter den Protestanten laut die Würde der kathol. Religion erhöben? (B. Monatsschr. 1786 Jänner, S. 64.) — Seit wie lange man dergleichen Zusammenhang schon bei solchen Gesellschaften ahnete, darüber will ich den Litteratoren ein Buch nennen, dessen Titel mir erst seit kurzem zu Gesichte gekommen ist: „Rosa „Jesuitica, das ist Frag: Ob die zwei Orden, der

Ritter

„Ritter von der Heerschaar Jesu, und der Ro„senkreuzer, ein einiger Orden sei? 1620.“ in Quart. Herrn Nicolai, welcher sicherlich ein Kenner in der Geschichte der ältern Rosenkreuzer ist, scheint dies Werk unbekannt geblieben zu sein; sonst hätte er es wohl in seinem „Versuch über die „Beschuldigungen welche dem Tempelherrnorden „gemacht worden,“ Th. II, S. 181. die Note, oder S. 203, folg. angeführt.

Wenn indeß die eigentliche Bekehrung nicht Statt haben will, so muß man wenigstens eine Vereinigung zu bewirken suchen. Und hierüber sind vollends die abenteuerlichsten Vorschläge und Gedanken von Katholiken geäußert worden; so wie es schon an sich abenteuerlich genug ist, mehrere Parteien neben einander, durchaus nicht friedlich jede für sich existiren zu lassen, sondern sie wider ihren Willen mit der sogenannten Mutterkirche mehr oder minder zusammenschmelzen zu wollen. Zu diesem Plane gehört es, eine fast allgemeine Geneigtheit, wo nicht gar einen völligen Uebertritt zu der katholischen Partei zu erdichten; und es gab wohl schwerlich einen merkwürdigen Menschen in der Gelehrten oder der Staats-Geschichte, von welchem Jesuiten und Jesuitenfreunde dergleichen nicht behauptet hätten. Die Mährchen

über

über diesen Punkt von dem ersten Herzog Albrecht von Preussen, von dem unsterblichen Leibnitz, von Friedrich dem Großen, sind bekannt; ja man hat es sogar — denn was ist Jesuitischer Schamlosigkeit zu heilig? — von zwei großen lebenden Monarchen, Katharina II *), und Friedrich Wilhelm II **), zu lügen sich erfrecht. Ein angesehener katholischer Geistliche, Herr Abt und Geheime Rath Denina, meldet seinen Italiänischen Freunden: daß die Deutschen Protestanten, selbst die Geistlichen, ja die Geistlichen vorzüglich, geneigt wären, den Papst als kirchliches Oberhaupt wieder anzuerkennen, und allenfalls nur einige Nebendinge abgestellt wünschten; er berichtet ihnen, daß der gaukelnde Ceremonienpomp des Papstes auf seiner Reise nach Wien, den Protestan-

*) Dies geschieht in dem Bericht der Jesuiten in Weißrußland an den Papst. Man s. Hrn. Le Bret's Abhandlung, am Ende des Ersten Theils.

**) Dies thut ein Italiänisch-Lateinischer Dichter, dessen eigene Worte ich hieher setze. Der Titel heißt: *Hirpini* poetae in Germanum penthecatostichon. Neapol. 1789. (166 Seiten in 8.) Die Stelle steht S. 138 in einer Anmerkung; aber auch in dem Gedichte selbst ist das nehmliche gesagt. „*Omnes sciunt*, hodiernum Borussiae regem, tolerante patruo tum rege, *nostrae fidei dogmatis imbutum*, reluctante licet altero patruo „Henrico; idque Romani forsan imperii, aut „regni Polonici spe, ut Augustus I Saxo."

testanten einen hohen Begrif von der Würde der kathol. Religion beigebracht habe (B. Monatsschr. 1786 August, S. 186 — 189). Es wird ausgestreut, als wolle ein gelehrter Theolog und Geschichtforscher unter den Protestanten, Hr. Archidiakonus **Lengnich** in Danzig, für die Religionsvereinigung recht dringend schreiben *); welche Nachricht dieser Mann öffentlich für unwahr erklärt (1789 April, S. 410). Aber nicht bloß die Einsichtsvolleren stellt man als bereits halb gewonnen vor; auch die Berufung auf Gewohnheiten unter dem Pöbel wird nicht verschmäht. Ein katholisches Unterrichtsbuch eines in Potsdam ehedem lebenden Paters, auf welchen ein anderer in Berlin lebender Pater verweist, trägt als ein Argument vor: daß abergläubische Protestanten das Gebet katholischer Geistlichen über ihre Kranken verlangen, und folglich die Gabe der Wunder bloß der alten katholischen Kirche, wie billig, vorbe-

*) Dieses stand in einer seltsamen Schrift Von der Nichtigkeit des Papstthums, 1783, 8. — Itzt finde ich in der Wochenschrift Der Freimüthige Bd IV, St. 1, S. 190: daß der geschäftige Herr **Lavater** diese Schrift sogleich erhalten, sogleich 1783 sechs Exemplare davon aus Zürch nach Rom, und zwar eines — mirabile dictu! an den Papst selbst, und vier an verschiedene Kardinäle, geschickt hat!

behalten glauben (1785 Oktob. S. 379). — Die Zweckmäßigkeit solcher Verbreitungen ist offenbar. Die Vielen, welche Beispiel und gemächliche Nachfolge mehr als eigne Ueberlegnng leitet, werden leicht dadurch zu diesem Schluß verführt: Wenn Vornehme und Geringe, wenn ganze Länder, schon gewonnen sind, was sollen wir noch anstehn, auch uns geneigt zu erklären? Warum sollten wir dem Andringen der öffentlichen und heimlichen Missionarien nicht nachgeben, da diejenigen welche die Wichtigkeit der Sache am besten beherzigen können und müssen, unsere Fürsten und Geistlichen, wie wir hören, von den Vorzügen der katholischen Religion schon überzeugt worden?

Die fein gesponnenen Vereinigungsplane selbst übergehe ich hier. *) Den neuesten, welcher uns mit einem Symbolum, aus den Kirchenbeschlüssen der ersten 6 Jahrhunderte geschmiedet, und mit der Despotie eines Konzils, wobei der Papst, wenn es ihm gefällt, den Vorsitz führen kann, belasten will, findet man 1791 Dezemb. S. 570 entwickelt. — Und wenn nun alles, was je die Römische Partei anbot, was je die itzige

Römi-

*) So auch die Geheimen Vereinigungsgesellschaften. Man s. 1789 Nov. S. 490. Und an andern Stellen mehr.

Römische Kirche nur wird anbieten können, standhaft von uns zurückgewiesen wird; so redet man von „einer gänzlichen Reformazion dieser Kirche, „welcher sich nicht mehr ausweichen lasse, wozu Alles „schon reif sei, und bei welcher dann eine Vereinigung Satt haben könne, wodurch die Protestanten in der Hauptsache nichts verlieren würden“..... Wie leid thut es, hinzusetzen zu müssen, daß selbst die freimüthigsten, edelgesinntesten, aufgeklärtesten Katholiken *) mit solchen Schattenbildern, ich weiß nicht, ob sich oder uns, täuschen! Wozu denn überhaupt Vereinigung in eine Universalkirche, wobei doch wahre Friedlichkeit schwerlich so gut, als in besondern Konfessionen, und — was die Hauptsache ist — Denk- und Gewissensfreiheit, das Kleinod der Menschheit, niemals bestehen kann?

Indeß sind alle diese Ideen der katholischen Partei noch nichts gegen die folgenden. Will nehmlich ein Protestant, weil Schrift und Vernunft ihn an seinen Glauben binden, denselben durchaus nicht verlassen; gut! er bleibe dabei: dennoch kann er in Gemeinschaft mit der katholischen Kirche treten,

*) Z. B. der vortrefliche Hr. Wolf, Verfasser der „Allgemeinen Geschichte der Jesuiten.“ Man s. das Werk, Bd IV. S. 326, 327.

ten, kann alle Vortheile und Vorzüge davon genießen. Er sei im Herzen evangelisch, oder was er will; er schaffe sich nur die Präsumzion, daß er katholisch sei: so gilt er dafür, so kann er selbst ein Geistlicher, kann Bischof, Kardinal, ja sogar Papst werden! Noch mehr! er kann zugleich öffentlich als Protestant leben, kann gar ein Protestantischer Geistliche sein; und dennoch, wenn er sich nur von einem katholischen Bischof gehörig weihen läßt, ein wahres und thätiges Mitglied der Römischen Kirche selbst (obgleich er kein Glied der Römischen Kirchenpartei ist) werden. Ein im Amte stehender Protestantischer Geistliche kann — vermöge der äußerlichen Herzensabsicht!! — zugleich ein öffentlich und gültig administrirender Katholischer Geistliche sein; kann alle Handlungen des Priesteramts, das Messelesen, das Verwandeln des Brots in Gott, u. s. w. wirksam vornehmen, ohne daß er selbst ein Wort davon glaubt! Welcher Protestant mögte sich nicht jene, zwar etwas unredliche, aber doch leichte Präsumzion schaffen? welcher Geistliche nicht diese spaßhafte, obzwar an den Bischof bindende, Weihe geben lassen? — Solche Vereinigungsvorschläge betreffen indeß nur den äußern Schein, nur äußere Vortheile. Die eifrigern Proselytenmacher

cher gehn auf die Bekehrung selbst aus. Weigert der Protestant sich dessen, weil er sich nicht von seiner Kirche trennen mag? So belehrt man ihn, daß er, selbst nach dem feierlichsten Uebertritt, nach der bestimmtesten Entsagung seines Glaubens, dennoch, indem er ein Katholik wird, zugleich ein Protestant bleibt! — Will er aber gar nicht öffentlich abtreten; gut! so ertheilt man ihm die Erlaubniß, äusserlich bei seiner Kirche zu bleiben; mit der Versicherung, daß diese Menschenfurcht oder *Hinterlist* ihm nicht schaden, ihn nicht in die Klasse der unkatholischen und exkommunizirten Kätzer stoßen wird. — Ja will er noch nicht kommen; nun! so höre er dann, daß er schon gekommen ist; man erklärt ihm geradezu: daß alle lebende Lutheraner, Reformirte, u. s. w. wirklich Katholiken sind; daß, zwar nicht die ehemaligen Abtrünnigen, aber doch ihre Nachkommen, die izigen Protestanten in fortdaurender Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehn, und daß man demzufolge Römischer Seits sie — ohne daß sie es wissen, ohne daß sie es wollen — als wahre Glieder der katholischen Kirche ansieht!

Mich selbst schwindelt, indem ich dies niederschreibe; ich frage mich selbst: ob wirklich diese Aeußerungen gedruckt vor mir liegen? Leider! ja;

 und

und sie sind aus den neuesten Zeiten; und sie kommen zum Theil von Männern, welche als Schriftsteller und als Theologen nur zu thätig sind und bei ihrer Partei in Ansehn stehn. — Die Wirksamkeit der Präsumzion zum Papstwerden, und die Amalgamazion der katholischen Priesterwürde mit dem Protestantischen Predigeramt vermöge der äußerlichen Intenzion, lehrt bestimmt und wiederhohlt der schon angeführte Hr. Abt Denina (B. Monatsschr. 1786 August, S. 193; und Seine Brandenburg. Briefe, Heft I, S. 43). Das Zwittergeschlecht, vermöge dessen ein Katholik zugleich Protestant bleibt, bringt zwar ein viel unbedeutenderer Mensch, nehmlich Albus vor (1789 Nov. S. 499). Allein, die folgenden Behauptungen treiben die Sache noch viel höher. Den heimlichen Uebertritt billigt, ohne Erwähnung der Pflicht eines öffentlichen und freien Bekänntnisses, der von Deutschen Katholiken gepriesene Exjesuit, Pater Stattler in Baiern. (Man s. unten Hrn. Le Bret.) Der empörende Satz endlich: daß man die heutigen Protestanten als wahrhaft zur katholischen Kirche gehörend ansieht (folglich auch wohl so behandelt? wenigstens zu behandeln sucht?), verdankt dem nehmlichen P. Stattler sein Dasein,

sein, und seine weitere Verbreitung dem schon genannten Schlesischen Pfarrer *).

Soll, was diese einzelnen angesehenen Mitglieder sagen, auch indem sie es öffentlich und ohne Widerspruch ihrer Partei thun, dennoch nichts gelten, dennoch die leztere nicht binden? Der Schlesische Pfarrer wenigstens begründet die Richtigkeit der Stattlerschen Behauptung darauf, daß sie öffentlich und mit Censur gedruckt ist **). Sollen alle diese Säze aber bloß hingeworfen sein, um zu

*) Weder die Christliche Religion noch u. s. w. S. 74, 75: „Diese unläugbare Wahrheit mag unser verdienstvolle Stattler sehr wohl beherzigt haben; daher nennt er in seinem berühmten Werke „Wahres Jerusalem, u. s. w. — Eben dieser „aufgeklärte! Mann beweiset es S. 390, § 189. „schön und gründlich: daß die heutigen Protestanten gar nicht für Käzer oder Exkommunizirte „angesehn werden können; sondern, daß ihre Gemeinschaft mit der katholischen Kirche noch immer fortdaure (§. 190); und sie folglich, als „wahre Glieder unsrer Kirche betrachtet werden „müssen: nehmlich, wie es Hr. Stattler gewiß „versteht, unserer Kirche, in so weit die Bestimmung und der Inbegrif Römisch füglich dabei „wegbleiben kann" (Nur füglich? nur wegbleiben kann?), „ohne daß sie deshalb aufhöre, die katholische, d. i. die allgemeine christliche Kirche zu „sein." — Man s. auch Hrn. Le Bret.

**) In seiner Schrift: Weder die Christliche Religion u. s. w. S. 75. „Dieses vollgültige Zeugniß

zu wirken was sie können? Auch so schon schlimm genug! — Wir müssen also auf den Römischen Hof selbst sehn. Und dieser hat noch nichts von seiner Behauptung der Alleinseligmachenden Kirche, von seiner Proselytenmacherei, von seinen Missionsanstalten nachgelassen: Die Emissarien mögen nun als wirkliche Geistliche, oder unter andern Gestalten — Mission sourde, wie Hr. von Peyssonel es nannte (1787 Dez. S. 560) — auftreten. Das beweist der Erste Abschnitt der Abhandlung.

II. Sieht der Papst sich noch als das Geistliche Oberhaupt der, zum Theil auch nur heimlichen, auch nur künftig noch zu bekehrenden, Katholiken in einem Protestantischen Lande an? Hält er sich befugt, daselbst eine Geistliche Gerichtsbarkeit, auch ohne Wissen und Wollen des Landesherrn, auszuüben? Sucht er sie noch wirklich, durch heimlich angestellte Geschäftsträger, zu üben?

„niß eines Stattlers u. s. w. In der That vollgültig. Denn das obbenannte Werk des Hrn. „Statler ist mit öffentlicher Censur und Approbazion des Erzbischofs von Trier aufgelegt." — Noch will ich anmerken, daß dieser Schlesische Pfarrer 1) in vielen Stücken mit Hrn. Dürens übereinstimmt; und daß er 2) einen großen Glimpf gegen die Kätzer zu äußern glaubt, wenn er sie nicht mehr Kätzer, sondern mit dem Griechischen Namen Häretiker benennt, so wie Wieland die Buhlerinnen beim Lucian Hetären nennt.

üben? — Ja, er thut es, und muß es thun. Er muß es thun, so lange er sich für infallibel hält. Er thut es, weil er überhaupt nie irgend einen Anspruch, nie irgend eines seiner vermeinten Rechte aufgegeben hat, noch aufgeben wird, noch aufgeben kann, obgleich man auch dies hat behaupten wollen.

Er verdammt noch alljährlich die Kätzer, ohne von dem feinen Unterschiede zwischen den alten und den neuen, und dem noch feineren zwischen Kätzern und Häretikern, etwas zu erwähnen. — Und wenn in diesen allerneuesten Tagen ihn die Franzosen angst machen, so verspricht er zwar, um nur Vertheidiger zu bekommen, „einen völligen Ablaß von „allen Graden des Kirchenbannes, jedoch mit Ausnahme des wegen kätzerischer Grundsätze *).“ Vatermord und Giftmischerei, Blutschande und Straßenraub, Eidesbruch und Simonie, sind also erlaßliche Sünden; nur Kätzerei kann nicht vergeben werden. Sollte der Papst auch von kätzerischen Fürsten und kätzerischen Kriegsheeren sein Heil erwarten; dennoch muß er sie verdammen,

 der-

*) Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen, Nr. 143, den 29 Nov. 1792. Unter der Rubrik: „Aus Italien, vom 5 November.“

der Infallible! muß sie gerade in diesem Augenblick von dem allgemeinen Ablaß ausnehmen!

Um aber Wenigere zu verdammen, sucht er sie zu bekehren, und stiftet, ganz wider den Dank der Kätzer, in ihren Ländern Missionsanstalten. Um dies gute Werk zu erhalten und zu fördern, setzet er, ohne Wissen der Kätzer, bei ihnen Vikarien, Offizialien, und wie die geistlichen Unterhäupter weiter heißen, an. Er bleibt, ungeachtet aller Verträge und Friedensschlüsse, dennoch das kirchliche Oberhaupt in den seiner Gerichtsbarkeit durch die Reformazion entrissenen Landen. (Pater Stattler verschreibt ihm, durch eine feine Jesuitische Distinkzion, sogar auch alle Protestantische Bewohner dieser Länder.) — Er vergiebt noch die Bisthümer und Abteien in dem Gebiete der Ungläubigen; welches ein Berlinischer Dominikanermönch selbst mit den von Regenten geführten Titeln andrer Länder vergleicht. Aber eben diese Titel beweisen ja die nicht aufgegebenen, die nicht zu verjährenden, Ansprüche auf diese Länder; beweisen also, was man von dem Papste doch gerne abläugnen mögte. — Zwar schreibt Monsignor Pacca die abgeschmackt-unanständige Benennung einiger Europäischen Monarchen im Römischen Staatskalender bloß der Nachläßigkeit des Korrek-

tors

tors zu (1786 Dezemb. S. 515); allein, Monsignor Borgia wollte doch 1772 nicht zugeben, daß ein auf Kosten der Englischen Regierung reisender Gelehrte in Rom Georg III König von England nenne (1787 Sept. S. 251). — Zwar will ein Mönch uns einbilden, daß man in Rom lange nicht mehr an die Protestazion gegen den Westfälischen Frieden denke, und diese Protestazion nur noch ein Schreckbild für Kinder sei (1785 Mai, S. 446, 447). Allein, im J. 1782 erklärt noch der Papst diesen heiligen Deutschen Vertrag in einer Streitfrage Deutscher Fürsten über das Verhältniß Deutscher Unterthanen in ihren Deutschen Provinzen für ungültig, für unanwendbar; und beruft sich deshalb auf die alten Protestazionen! — — Jene Behauptungen von itzt geänderten Gesinnungen des Römischen Hofes sind offenbar bloß täuschend, und finden keine Bestätigung in dem Betragen des Hofes selbst.

Eine höchst wichtige politisch-historische Entdeckung, welche dem Nördlichen Deutschland das zerrüttende Ungeheuer eines Geheimen Staates im Staate zeigt, enthält demnach der Zweite Theil von Hrn. Le Bret's Schrift. Wir sehen hier, daß der Römische Hof ununterbrochen fortgefahren hat,

und noch diesen Tag nicht unterläßt, über Deutsche Länder, und namentlich auch

über das Herzogthum Magdeburg, über das Fürstenthum Halberstadt, ja über alle dem Markgrafen (Kurfürsten) von Brandenburg unterworfene Länder, welche nicht schon öffentlich einem Katholischen Bischof zugetheilt sind,

eine kanonische Gerichtsbarkeit sich anzumaßen, und dieselbe wirklich insgeheim auszuüben! Insgeheim: indem der Römische Hof Geistliche Aufseher für diese Länder bestellt, ohne sie den Regierungen der Länder anzuzeigen; indem diese heimlichen Richter sich und ihr Amt den Regierungen nicht kund machen, ja ihre Bestallungen bloß ihren untergebenen Glaubensgenossen vorzeigen, so daß ein glückliches Ungefähr dazu gehört, nur ihr Dasein zu wissen; indem auf diese Weise unbekannte Verhältnisse der Unterthanen dieser Länder gegen einen fremden Fürsten bestehn; und dieser fremde Fürst den Unterthanen Befehle zufertigt, wovon die rechtmäßige Landesregierung nichts weiß!

Zu dieser, alle Begriffe von Ordnung und Landeshoheit zerrüttenden, Politik des Römischen Hofes gehört es auch vielleicht, daß von Zeit zu

Zeit falsche Nachrichten von einer bewilligten Gerichtsbarkeit ausgestreuet werden. Oeffentliche Zeitungen erzählten bald nach dem Regierungsantritt unsers itzigen Königs: Se. Majestät hätten durch Ihren Gesandten im Westfälischen Kreise dem Päpstlichen Nunzius die fernere Ausübung seiner kirchlichen Jurisdikzion, nach wie vor, zusichern lassen; welche Nachricht dieser Königl. Gesandte, Herr von Dohm, selbst öffentlich für eine Unwahrheit erklärte. (B. Monatsschr. 1786 Dezemb. S. 519). — Es gehört vielleicht auch zu dieser Politik, daß immer neue Anträge von anzusetzenden Apostolischen Vikarien, oder andern Päpstlichen Gerichtsbeamten in den Protestantischen Ländern vorkommen. Wenigstens lernt man itzt aus Hrn. Le Bret's authentischer Nachricht, welche Grundsätze gewöhnlich bei solchen Männern herrschen, und wie sehr sie bloß die eingebildeten Gerechtsame des Römischen Hofes wahrzunehmen, dagegen aber die unbestreitbaren Rechte der Landesobrigkeit selbst zu schmälern pflegen.

B.

I.

Römische Proselytenmacherei *).

So ganz sonderbar und paradox es auch ist, so unglaublich es Vielen auch scheint; so bleibt es demungeachtet wahr, zuverlässig, und durch historische Beläge zu erweisen: daß in den Protestantischen Ländern eine neue Art von kanonischer, namentlich päpstlicher, Gerichtsbarkeit existirt, und zwar so existirt, daß sie kanonische Wirkungen äußert.

Diese Bemerkung bezieht und gründet sich auf den alten Grundsatz, daß außer der Kirche keine Seligkeit Statt findet; einen Grundsatz, welchen zwar schon Klemens von Alexandrien und Cyprian gelehret haben, und welcher aus dem Judenthum früh in die Christliche Kirche gekommen ist **), aber doch vor Innocenz III nicht Symbolische

*) In der nun folgenden Abhandlung des Herrn Kanzlers sind auch die Anmerkungen von dem Herrn Verfasser selbst. Meine wenigen Zusätze sind besonders bezeichnet. B.

**) Ich handle von diesem Grundsatz in meiner Schrift De variis proselytismi formis [von den mancherlei Gestalten der Proselytenmacherei], S. 66 f. Man vergl. Baumgarten's Dissert. exhibens demonstrationem, extra ecclesiam non dari salutem [Abhandlung von dem Beweise, daß außer der

lische Gültigkeit hatte. Dieser Papst ist der Erste *), welcher jene dogmatische Vorschrift so in die Katholische Kirche einführte, daß er alle Gläubige zu diesem Lehrsatz verpflichtete. Auf solche Weise schuf er die, sowohl öffentliche als heimliche, Proselytenmacherei, welche von seinen Nachfolgern noch ganz unglaublich weiter getrieben ward.

Zwar giebt es in der Römisch-Katholischen Kirche wohldenkende und verständige Männer, welche selbst einsehen, wie nichtig diese Meinung ist, und was für traurige Folgen sie gebiert; sie läugnen deshalb, daß die Katholische Kirche mit dogmatischer Strenge den Satz feststelle: es sei außer

ihr

der Kirche kein Heil ist], 1742, 4. Daß aber dieser schon frühe in das Christenthum gekommene Grundsatz von den Juden ausging, welche den bittersten Religionshaß gegen andre Völker hegten, habe ich in der angef. Abhandl. durch Cyprian's Zeugniß erwiesen, und auch noch das ältere von Klemens aus Alexandrien hinzugefügt, dessen Begriffe (man s. Strom. lib. VII, p. 765. ed. graec. lat. Paris. 1741) völlig Jüdisch sind. Man vergl. Allgem. Deutsche Bibl. CVII, 1, S. 114; und *Tricalotii* (d. i. P. Contarini) bibliotheca manualis ecclesiae patrum, tom. I, p. 86.

*) Man s. Harduin's Konzilien-Sammlung, tom. VII, p. XVI, wo es heißt: Una est fidelium universalis ecclesia, extra quam nullus salvatur. [„Es giebt nur eine allgemeine Kirche der Gläu-„bigen, und außer derselben kann Niemand selig „werden."] Eben das steht auch Decretal. lib. I, tit. I, cap. 1.

ihr keine Seligkeit möglich. Von diesem Schimpf (denn dafür hielt er es selbst) hat noch ganz neulich ein gelehrter und gutmüthiger Mann in Schlesien, welcher unparteiisch und ziemlich freimüthig darüber geschrieben hat *), seine Kirche retten wollen. Wie gerne mögte doch jeder Redliche wünschen, daß die Sache sich wirklich so verhalte, als es dieser Mann — mit völliger Ueberzeugung, wie es scheint — meinet! Allein, nur zu viele Gründe beweisen deutlich, daß der Geist der Römischkatholischen Kirche von seiner alten Denkungsart noch nicht abgewichen ist.

Jener Verfasser beruft sich zwar auf **Muratori** **): welcher allerdings Mäßigung, Klugheit und Vorsicht anräth; aber doch, in der Hauptsache, die von ihm sogenannten Kätzer angreift, und sich feindselig gegen sie bezeigt. Er beruft sich auf den Exjesuiten P. Stattler, bekannten Professor zu Ingol-

*) Der Titel seines Buches ist: „Weder die Christ-„liche Religion, noch die Römischkatholische Kirche „ist die alleinseligmachende. Aus entscheidenden „Schrift- und Vernunftgründen erwiesen von ei-„nem Römischkatholischen Pfarrer in Schlesien, „zur Beherzigung seiner theologischen Mit- und „Glaubensbrüder." Frankfurt u. Leipzig [Breslau, bei Löwe] 1791, 8.

**) In seiner Schrift unter dem Namen *Lamindo Pritanio:* de ingeniorum moderatione in religionis negotio (Venedig 1741, 4), Buch 1, Kap. 13.

Ingolstadt, welcher in seinem mit öffentlicher Genehmigung gedruckten Buche *) bezeuge und beweise, daß die neuern Protestanten ganz und gar keine Kätzer seien, sondern zur Katholischen Kirche gehören. Vorzüglich aber dringt er darauf, daß dieser Grundsatz sich nicht in dem Konzilium von Trient befinde.

Nun findet derselbe sich zwar freilich nicht daselbst, aber es findet sich doch in dem nehmlichen Konzil die Behauptung: daß die Römische Kirche die Mutter und Lehrerinn aller Christen ist. Es findet sich jener Grundsatz in dem vierten Lateranischen Konzil, nebst der von Innocenz III als symbolisch vorgeschriebenen Verpflichtung; er findet sich, ja er macht die Grundlage aus, sowohl in dem Kostnitzer als in dem Baselschen Konzil. Er herrschet in der Praxis des Römischen Hofes; er herrschet, als Grundlage, in dem Inquisizionsgericht, mit welcher Schminke man ihn auch zu verschönern suche **); er herrschet endlich bei den vorzüglichsten Schrift-

*) Des Titels: „Wahres Jerusalem, oder über religiöse Macht und Toleranz, in jedem und besonders im katholischen Christenthum. Augsburg, „1787." 8.

**) Mit Ekel habe ich das neueste zu Rom erschienene Werk darüber gelesen: Della punizione degli eretici e del tribunale della Inquisizione. Zwei Bände in Großoktav.

Schriftstellern der Katholischen Kirche, und besonders in den dogmatischen Schriften der Jesuiten, von Bellarmin bis auf unsere Zeiten herunter. — Und deshalb kann bei einer Materie von dieser Art P. Stattler wohl kein gültiger Zeuge sein: da er erstlich in dieser Schrift offenbar darauf ausgeht, das Recht der Kirche, Strafen gegen die Kätzer zu verhängen, zu vertheidigen; zweitens, sich ungerade und zweizüngig zeigt, indem er bald sanft redet, bald nach Beschaffenheit der Umstände sich sehr heftig ausdrückt *), und so sich als einen Freund und Bundesgenossen des Exjesuiten Feller und der andern darstellt, welche man für die ersten Stifter der Unruhen in Brabant zu halten hat **).

Mit

*) Vielmehr ist seine Behauptung sehr bedenklich, welche er folgendermaßen ausdrückt: „Wenn ein „Protestant die göttliche Auktorität der Kirche und „seine vorigen Irrthümer als solche zu erkennen „anfängt; wenn er auch nach erhaltener solcher ge„wissen Erkenntniß, jedoch aus menschlicher Furcht „den Katholischen Glauben öffentlich anzunehmen „sich nicht getrauet; ja auch, wider die Ueberzeu„gung seines Herzens, nur äußerlich sich noch fer„ner zur irrigen Religion bekennet: so ist er des„wegen im eigentlichen Verstande kein Kätzer." — Bedenklich ist folglich auch die Anwendung, welche der Schlesische Schriftsteller von dieser Lehre Stattlers macht.

**) Dies sind: der Lüttichsche Exjesuit Feller, Havelanges, Dü-Vivier, und Van-Eupen. Man vergl. „Zur Religions- und Kirchengeschichte," Jahrg.

Mit Recht muß uns also der Lehrsatz sowohl des P. Stattler verdächtig sein: daß Jemand sich frei und öffentlich zu den Protestanten halten und doch ein heimlicher Katholik sein kann; als auch des Schlesischen Schriftstellers: daß die Protestanten zur Katholischen Kirche gehören, man mag hierunter nun bloß die Katholische oder die Römischkatholische verstehen. Denn sie stellen uns auf diese Weise ein Dunstbild hin, wodurch sie uns in Verwirrung zu bringen suchen. Daß wir um desto sorgfältiger und fester unserm Protestantismus anhängen, wer kann es uns verdenken? . . . Der Protestantismus ist eine so große Wohlthat Gottes, daß nur leichtsinnige und unwürdige Menschen sie geringe schätzen können; ist von so wichti-

 ger

Jährg. I, Heft 4; und Wolf Geschichte der Jesuiten, Bd IV, S. 247—250. Wie diese Menschen über die Protestanten denken, ersieht man aus der unverschämten Vorstellung der ganz Jesuitischgesinnten Universität zu Löwen gegen die Duldung der Protestanten. „Den Katholiken eines Landes, „wo ihre Religion die herrschende ist" (heißt es daselbst) „sei es nicht möglich, mit den Prote„stanten in einem bürgerlichen Frieden zu leben, „weil die Katholiken glauben müßten, daß alle Pro„testanten ewig verdammt werden." Auch in der Italiänischen Vertheidigungsschrift an P. Pius VI. *Memoria cattolica*, heißt es: „L'apostasia degli „eretici, e la loro pertinacia nel rimarsi tali, dessa „è che lo stato turba." Man s. Wolf a. a. O., S. 238.

ger Bedeutung, daß es uns nie gereuen kann, von der römischen Kirche abgetreten zu sein. Wir erkennen kein ander Oberhaupt der Kirche, als Christus; und die freie Prüfung und freie Einsicht seiner Lehre soll uns Niemand, auch ein Stattler nicht, entreißen. Hingegen verachten wir Jeden als einen Nichtswürdigen, welcher zwischen dem äußerlichen und dem geheimen Glauben unterscheidet, welcher anders denkt und anders redet.

Nicht aber bloß bedenklich, sondern höchst gefährlich und schädlich, ist die Lehre des P. Stattler und des Schlesischen Pfarrers *): daß wir zur Katho-

*) Gründlich urtheilt über diese Schrift des Schlesischen Verfassers die Allgem. D. Bibl. CVII, 1, S. 119. „Es ist sehr zu wünschen, daß dieses Buch „von katholischen Christen und Lehrern mit Aufmerksamkeit und eigenem Nachdenken erwogen „werde. Es kann dazu dienen, Gesinnungen christ„licher Duldung und evangelischer Bruderliebe so„wohl gegen Protestanten als gegen Nichtchristen „zu erwecken und zu befestigen, und die Meinung „von einer alleinseligmachenden Kirche in ihrer Blö„ße und mit ihren höchst schädlichen Folgen ins „Licht zu setzen.“ (Wir wünschen allerdings, daß diese Absicht bei dem braven Manne, welchen Gott kennt, sich finde. Wenigstens können wir uns nicht überreden, daß hierbei an eine List zu denken sei, deren wir P. Stattler aber wohl fähig glauben.) „Gegenseitige Bruderliebe und Duldung erkennen „ächte Protestanten, als Christen, sowohl gegen „Römische Christen als gegen Nichtchristen für ihre „Pflicht; wenn sie gleich, wie glimpflich man ih- nen

Digitized by

Katholischen Kirche gehören. Denn, will man uns dazu noch rechnen; so sind 1) alle Kunstgriffe der Jesuiten rechtmäßig und nichts mehr als was sie gleichsam in ihrem eigenen Gebiet thun können und dürfen, alle die Kunstgriffe welche sie in dem abgewichenen Jahrhundert so sehr zu unserm Nachtheil anwandten: wie das Gaukelspiel beweiset, wodurch sie, zu den Zeiten des Kryptokalvinismus und der Konkordienformel, das Sächsische Land blendeten und verwirrten *). 2) Gerecht und billig wäre dann die Folge, welche so lautet: Gehören die Protestanten zur Katholischen Kirche; so gehören zu derselben auch unsre Fürsten, so gehören auch unsre Kirchengüter dazu. Denn daß man so schließen dürfe, lehret die Kirchengeschichte selbst hinlänglich. Offenbar aber würde auf diese Weise die Befreiung und die Unabhängigkeit unsrer Fürsten von der Diözes-Gerichtsbarkeit der Bischöfe, welche letztere der Westfälische Frieden doch gehemmt hat, vernichtet werden; offenbar würde das

„nen auch die Vereinigung mit der katholischen „Kirche antragen mögte, diese Vereinigung niemals eingehen mögten.“

*) Man s. meinen Aufsatz: „Merkwürdiger Versuch der Römischen Kurie, den Herzog August „Kurfürsten von Sachsen zum katholischen Glauben zu bewegen,“ in Posselt's Wissenschaftlichem Magazin für Aufklärung, Heft I, S. 47.

das Recht unserer Fürsten über die Kirchengüter vernichtet..... Wir brauchten zwar auf alles dies im mindesten nicht zu achten, wenn uns nicht die Erfahrung der Pfälzischen Kirche lehrte, daß man zu Rom gar sehr darauf achtet *); woselbst die Kunst des Proselytenmachens so verfeinert worden ist, daß — als wenn wir und unsre Fürsten wirklich der Katholischen Kirche angehörten — man den

*) Merkwürdig ist der [wie man glaubt, von einem Italiänischen Jesuiten verfaßte] Plan von Gewinnung der Protestantischen Fürsten in Deutschland, welcher an Kurfürst Christian II von Sachsen [st. 1611] geschickt ward, und von dessen Oberhofprediger Polykarp Leyser für die Nachwelt aufbewahret worden ist. Er steht gedruckt in den Unschuldigen Nachrichten auf das J. 1702, S. 38 f. Von dem Herzog zu Wirtemberg [Friedrich, st. 1608] heißt es darin, es sei Hofnung, daß er zur kathol. Religion treten werde. „Zwar scheinen „die Kirchengüter, deren er bis an 300,000 fl. be„sitzt, seine Bekehrung zu verzögern; wie der Kar„dinal Andreas von Oestreich, Ferdinands [Erzher„zogs von Oestreich] Sohn gemeldet hat, welcher „auf seiner Rückreise aus den Niederlanden den „Herzog besuchte. Indeß muß man auf irgend ei„nen Ausweg sinnen, wodurch man der menschli„chen Schwachheit zu Hülfe kommen könne.“ — [Ueberhaupt ist dieser ganze Plan, worin auch namentlich des Brandenburgischen Landes gedacht wird, merkwürdig genug. Man sieht, daß man schon damals mehr auf die Wirkung sanfter und einschmeichelnder Mittel, als des Polemisirens und Verfolgens, rechnete. Vorzüglich wird empfohlen, sich an vornehme Männer, Minister, und wo möglich, Fürsten selbst, zu machen. B.]

den Fürsten, durch einen scheinbar bequemeren Weg, den Uebertritt zum Katholizismus angenehmer zu machen versucht hat.

Erstlich entkräftete man der Protestantischen Fürsten Unabhängigkeit von dem in ihren Ländern außer Wirksamkeit gesetzten Diözesanrechte auf diese Art, daß wenn einer unsrer regierenden Herrn zur Katholischen Religion überging, ihm zwar die im Westfälischen Frieden erlangte Freiheit von dem Diözesanrechte des ordentlichen Bischofs (des Ordinarius) verblieb, aber er nun unter die außerordentliche Gerichtsbarkeit des Papstes selbst trat, welcher für die Angelegenheiten des bekehrten Fürsten durch die Kongregazion zur Fortpflanzung des Glaubens (de Propaganda Fide) sorgen ließ. Auf diese Weise hänget auch noch itzt ein zu den Katholiken übergetretener Fürst bei uns von keinem Deutschen Bischofe ab: sondern, durch ein Vorrecht und eine besondere Erlaubniß, von dem Römischen Bischofe, dem Papste selbst *).

 Zwei-

*) Da folglich die Hofkapellen der Fürsten in Protestantischen Ländern privilegirt sind; so können daselbst Aenderungen und dem Geiste der Unterthanen gemäße Einrichtungen des Katholischen Gottesdienstes getroffen werden, welche der Ordinarius nicht machen kann. — [Eine wichtige Anmerkung; welche vieles erklärt, was man von dem freieren Reli-

Zweitens: was die Protestantischen Kirchengüter betrift, welche wir mit rechtlicher Ueberzeugung für ein Eigenthum unsrer Kirche halten, und wodurch die Macht der Protestantischen Fürsten einen so großen Zuwachs erhalten hat; so behaupten die Römischgesinnten, daß jene zwar dem zum Katholizismus übertretenden Fürsten gelassen werden können: aber, weil nach seinem Uebertritt sie durchaus als zur Katholischen Kirche gehörig angesehen werden, der Fürst diese Güter, welche er vorher aus eigenem Rechte besaß, nun aus Päpstlicher Erlaubniß besitze. Diesen Weg versuchte der Römische Hof, um die Häuser der Sächsischen Herzoge anzulocken; er versuchte ihn selbst in dem Herzoglich Wirtembergischen Hause *). — Sollen wir etwa auf diese Weise zur Katholischen Kir-

che

Religionsvortrage solcher katholischen Hofprediger, z. B. in Stuttgard, rühmt: was aber gar nicht aus einem allgemein veränderten Geiste des Katholizismus, sondern aus einer — wer entscheidet, in welcher Absicht? — bestimmt nur für diesen Fall gegebenen Erlaubniß des Papstes entspringt. Der Herr Verf. hat übrigens, wie man sieht, sich hierbei nicht in genauere Erörterungen und Beispiele einlassen wollen. B.]

*) Wir haben ein Beispiel an unserm Herzog Eberhard Ludwig [von Wirtemberg], über welchen das Breve des P. Klemens XI sich in dessen Werken: Epistolae et Brevia selectiora (Rom, 1724, fol.; nachgedruckt zu Frankfurt), S. 550 findet.

ze gehören, daß der Römische Hof mit unsern Kirchengütern schalten darf, und er sie dem übergetretenen Fürsten nur aus Gnaden läßt?.... Wer wird doch zu der so oft vorgeschlagenen Vereinigung stimmen wollen, welche eine Umkehrung aller Dinge mit sich bringen muß *)!

Drittens haben auch die Missionsanstalten in den Protestantischen Ländern gezeigt, welche Gefahr uns bevorstehet, wenn wir den Lehrsatz, daß wir zur Katholischen Kirche gehören, einräumen wollen. Vergeblich rühmt man sich schon einer Vereinigung, gegen welche wir uns aufs stärkste erklären. Vergeblich und leer ist der Kunstgrif, daß neulich der Koadjutor von Mohilow Benies-

*) Daß wir Protestanten uns gegen dieselbe erklären, erbittert eben den Römischen Hof; und wir finden deshalb, welcher unwürdigen und hinterlistigen Kunstgriffe er sich bedient hat. Man s. „Broccardus Baronius's Nachrichten an den „Kurfürsten Christian II zu Sachsen von den blutigen Consilus, so ums J. 1603 wider die Evangelischen geschmiedet worden", in Unschuld. Nachr. auf d. J. 1704, S. 197, f. Man liest daselbst S. 216, wie künstlich man die Wirtembergischen, Pfälzischen, Anhaltischen, und Lüneburgischen Fürsten, als sie sich in Italien aufhielten, zur kathol. Religion zu locken suchte; S. 220, welche Zwistigkeiten der Papst in Wirtemberg erregen wollte; [S. 215, und S. 219, was er gegen das Herzogthum Preussen vorhatte. B.] Auch erhellet daraus, wie gefährlich die Behauptung sei, daß wir zur katholischen Kirche gehören.

lawski, dem Papste meldete: Katharina II sey höchst emsig bei diesem heiligen Vereinigungswerk, und es werde das ganze Russische Reich in den Schooß der Römischen Kirche zurück kehren *).

II.

Nordische Mission und Hannöversches Vikariat.

So eitel auch alle diese Hofnungen sind, so historisch gewiß sind doch alle jene Bekehrungsanstalten und namentlich die Mission im Norden, welche Niemand läugnen wird, der die Urkunden selbst gesehen hat. Ueber die Sächsischen Missionen haben wir das vollgültigste Zeugniß des Papstes Klemens XI selbst in seinem Briefe an den Fürsten Egon

*) Benislawski — darà principio ad una nuova epoca ne fasti Russeni. E dal suo zelo e dall' attaccamento alla Primazia de' Papi, a favor della quale ha egli ultimamente scritto per commissione, di *Potemkin*, e dalla grazia che per nascita ed aderenza gode presso l'Augustissima sua Sovrana, da se dispostissima alla santa unione, si spera che quell' impero vastis, simo di trenta millioni di sudditi sia per ritornare al grembo dell' apostolica sede Romana. Wolf am ang. Ort, Bd IV, S. 111, 112.

Egon von Fürstenberg vom J. 1709 *). Daß aber eine Nordische Mission in den Protestantischen Ländern existire, behauptet zwar Herr Bolten **) schon nach einem unbestimmten Gerüchte, und fast bloß nach Vermuthung; ich kann es hingegen nach dem Zeugniß der Akten selbst bestätigen.

Den

*) Clementis XI Epist. et Brevia sel. S. 620, f. „Eine vorzügliche Seelenfreude hat uns die Nachricht erweckt, daß man in dasigen Gegenden nicht „unwillig anhört, was die unter Schutz dort eingeführten Apostolischen Missionarien vortragen. „Sie müssen aber ja keine harte Reden gebrauchen, „sondern mehr durch Milde und Freundlichkeit die „Gemüther gewinnen, und in den Schooß der „alliebenden Mutterkirche zurückführen. Trage „ferner Sorge, alle Schwierigkeiten und Hindernisse, welche der Verbreitung der kathol. Religion sich in den Weg legen können, mit eben so „vieler Sanftmuth als Festigkeit fortzuräumen, „u. s. w."

**) Man s. dessen „Historische Kirchennachrichten von „der Stadt Altona und deren verschiednen Religionsparteien. Altona, 1790 und 1791." 8. im 1sten Bande. Der würdige Mann handelt unter andern auch von den, nach dem Privilegium vom J. 1658, zu Altona befindlichen katholischen Kirchen; und urtheilt von ihnen etwas ungünstiger, als von den übrigen Parteien, aus den S. 373 und in den Anmerk. 235 und 240 angeführten Gründen. — Zuletzt meldet der Hr. Verfasser, daß der Senior der vier sich zu Altona aufhaltenden katholischen Geistlichen ein Weihbischof sein, und von dem Bischof von Hildesheim abhängen solle. Allein, daran zweifle ich; vielmehr sind sie alle nach kanonischen Begriffen für wahre Missionarien zu achten.

Den Anfang derselben setze ich unter dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg [st. 1679] an. Als dieser Fürst 1647 oder 1648 *) — es sei nun aus Staatsabsichten, oder wie Andre wollen, wegen der Wunderwerke Josephs von Assisi — katholisch geworden war, bezeigte er in seiner neuen Religion solchen Glauben und solchen Eifer, daß er die Katholiken öffentlich beschützte, und in sein Land aufnahm. Ja, er ersuchte den Papst, zum Besten der Religion ein kirchliches Oberhaupt für die Katholiken einzusetzen. Doch sah er selbst wohl ein, daß er, des Westfälischen Friedens wegen, nicht zugeben dürfe, daß benachbarte Bischöfe eine Kirchsprengels-Gerichtsbarkeit in seinem Lande ausübten. Der Römische Hof willfahrte ihm also gütigst darin, daß für ihn, damit kein fremder Bischof seinen Gerechtsamen gar zu nahe träte, ein Apostolischer Vikarius bestellet würde. Dies geschah im Jahr 1667. So erhielt folglich ein Landesherr, welcher

*) Die Deutschen Schriftsteller nennen das J. 1647; die Römischen gemeiniglich das J. 1648. In der lista de' convertiti vom Kardinal Passionei, vor der netten Ausgabe der Briefe des Jesuiten Seccdori (Florenz, 1754, 4) kommen auch die übergetretenen Herzoge von Braunschweig-Lüneburg vor; aber nichts von den Gründen, welche Johann Friedrich zum Uebertritt vermogten.

cher nicht unter Deutschen Bischöfen stehen wollte, dennoch einen Bischof, obgleich unter anderer Gestalt: denn die Rechte eines Vikarius Apostolikus und eines Bischofs sind fast die nehmlichen; er erhielt die Sache, nur mit einer veränderten Benennung.

Der erste Braunschweig-Lüneburgische Vikarius Apostolikus war demnach Valerio Maccioni, ein Italiäner, Herzogs Johann Friedrich Hofprediger oder Beichtvater *). Ihm wurde der Titel eines Bischofs von Marokko in partibus infidelium beigelegt. — Gering war nur der erste Anfang; aber bald schritt Maccioni keck und rüstig weiter. Denn er erhielt bald darauf von Klemens IX ein Breve **), wodurch seine Gerichtsbarkeit auch über den Halberstädtischen Sprengel ausgedehnt ward: und hier übte er seine Macht völlig frei aus, da Niemand ihn hinderte; weil er Niemanden, als bloß Katholiken, sein Breve gezeigt hatte. So weit sich nun auch diese Wirksamkeit schon erstreckte; so beschloß man in Rom, weil man so deutlichen Nutzen davon verspürte, dieselbe doch noch zu vergrößern: so daß Klemens X in einem besondern Breve ***) noch Bremen, Magdeburg, Meklenburg,

*) Limosiniero, Aumônier.
**) Den 7 Oktob. 1669.
***) Den 7 Jun. 1670.

lenburg, Altona und Glückstadt zu Maccioni's Sprengel schlug. Die Sache ist unläugbar, denn die Breven selbst sind da. — Es war also in diesen Protestantischen Ländern ein Vikarius Apostolikus, obgleich die dortigen Regierungen selbst nichts davon wußten. Denn, daß sie nicht darauf geachtet hätten, kann ich mir nicht wohl denken. Unzweifelbar steht ja unsern Fürsten dasselbe Recht der Landesherrlichen Genehmigung (Placitum Regium) zu, worüber die Katholischen Fürsten so aufmerksam halten: daß nehmlich kein auswärtiger Befehl, den sie nicht erst gesehen und bewilligt haben, in ihr Land kommen darf.

Nach Maccioni's Tode *) wurde, da der Päpstliche Hof die durch ihn erhaltenen Vortheile einsah, ein neuer Vikarius Apostolikus vermittelst eines neuen Breve **) bestellt. Dies war Nikolas Steno, ein Däne. Innocenz XI setzte ihn ein; und nennt ihn in seinem Breve einen „Vikarius „Apostolikus, Oberbeamten und Päpstlichen Ge„schäftsträger (Officialis Generalis et Kommissa„rius Apostolikus) in den Staaten des Herzogs „von Braunschweig-Lüneburg, ferner in den Städ„ten und Kirchsprengeln von Halberstadt, Bremen, „Mag-

*) 1676.
**) Vom 21 August 1677.

„Magdeburg, Meklenburg, imgleichen zu Altona „und Glückstadt *).“ In einem andern Breve von dem nehmlichen Tage ertheilte ihm Innocenz die Würde eines Bischofs von Tyriopolis. Hierbei blieb die Wohlthätigkeit dieses Päpstes, welcher den Sitzungen der Kongregazion de Propaganda selbst beizuwohnen pflegte, nicht stehen: er dehnte die seinem Vikarius ertheilten Aemter auch über das Königreich Dännemark aus.

Steno wird übrigens von der ganzen Päpstlichen Partei auf das äußerste gepriesen, als ein sehr gelehrter Mann, und ein höchst würdiger Prälat. Dominikus Maria Manni hat sein Leben besonders beschrieben; es kam dies Werk zu Florenz 1775 heraus, und ist dem gelehrten und gefälligen Borgia, damaligem Sekretär der Propaganda, itzigem Kardinal, gewidmet. — Steno war ehedem ein Mitglied der Lutherschen Kirche gewesen, besuchte auf einer Reise nach Italien auch Rom, wo er sehr gütig aufgenommen ward; ging darauf nach Florenz, wo der Großherzog ihn äußerst gnädig und mit solcher ehrenvollen Wohlthätigkeit behandelte, als seine Verdienste und seine Gelehrsamkeit

*) Alteno und Gleustadt, heißt es im Originale. Doch das sind bei den Italiänern gewöhnliche Entstellungen fremder Namen.

keit zu erfordern schienen. Er kehrte nun nach Rom zurück, und trat hier zur katholischen Religion über, worauf ihn der Papst zum Vikarius Apostolikus für den Norden ernannte. Daselbst leistete er dem Papste und der Propaganda solche ausnehmende Dienste, daß Herzog Christian Ludwig von Meklenburg-Schwerin, welcher gleichfalls katholisch geworden war, diesen Mann, dessen Frömmigkeit und Weisheit er sehr schätzte, an seinem Hofe behielt und reichlich besoldete *).

Allein

*) Passionei erzählt in der Lista de' convertiti, p. 33: „Stennonio, *Suedese* di nazione" (so nennt ihn zwar der Kardinal; aber richtiger scheint es, mit Andern ihn einen Dänen zu nennen) „e zelante Protestante, fece un viaggio a Firenze; il „Granduca lo riceve con tutti i contrasegni di di„stinzione doruti al suo merito e al suo sapere. „Ripasso un' altra volta di Firenze a Roma, dove „abbraccio la religione cattolica. Il Papa lo no„mino Vicario Apostolico per tutti i paesi del „Nord; e Christiano Luigi Duca di Meklenburg „Swerin, che avea anch' egli abbracciato la reli„gione cattolica, ritenne questo pio e saggio Pre„lato alla sua corte, dove e' mori in adore di „santità. Il suo corpo fu trasportato a Firenze „ad istanza del Granduca." [Herzog Christian Ludwig regierte von 1658 bis 1692. Ein damals unter dem Druckort: Warnemünde (ist der Hafen von Rostock) herausgekommenes Büchlein zeigt schon durch seinen Titel, welcher Kunstgriffe zum Menschenfangen sich die Jesuiten bedienten. „Jesuitischer Vogelheerd, oder Erläuterung der Fra„ge: Ob Christlich-Evangelische Eltern mit guten „und unverletzten Gewissen ihre Kinder den Jesui„ten zu unterweisen übergeben können? Warne„münde, 1663." In Duodez. B.]

Allein Steno fühlte, daß die Ausdehnung seines Sprengels zu groß, und er dessen Verwaltung nicht gewachsen sei; er bat deshalb den Papst, ihn von der Seelsorge der Halberstädtischen, Magdeburgischen, Bremischen und Meklenburgischen Provinzen zu befreien. Sogleich ward die Bitte genehmigt. Es erschien ein Breve *), worin der Bischof von Münster und Paderborn zum „Administrator" erklärt ward, „in den Städten und „Kirchsprengeln von Halberstadt, Bremen, Magdeburg, und Schwerin, auch an allen Orten des „ganzen weltlichen Gebiets der Herzoge von Meklenburg"; zu welchem Behuf man ihn gleichfalls zum „Vikarius, Generalbeamten und Päpstlichen „Geschäftsträger" bestellte. Steno hingegen ward zum Weihbischof des Bisthums Münster ernannt, „um die Päpstlichen Geschäfte in dem Sprengel „und der Stadt Münster zu verwalten."

Nachdem aber der Bischof von Münster 1683 gestorben war, erklärte Innocenz XI den von ihm so hoch geachteten Steno **) aufs neue zum Vikarius Apostolikus in allen von seiner Gerichtsbarkeit getrennten Landen. — Indeß, zwei Jahre darauf verblich

*) Den 10 Septemb. 1680.
**) Den 25 Mai 1684.

verblich Steno selbst; und sein Leichnam ward, weil er im Geruch der Heiligkeit gestorben war, auf Bitte des Großherzogs von Toskana, aus Schwerin nach Florenz gebracht. An seine Stelle trat nun der **Bischof von Joppe** *), welchem Steno selbst schon vor seinem Tode die Besorgung jener Nordischen Missionen überlassen hatte. Er war Weihbischof von Hildesheim; und sein Ernennungsbreve weicht von den andern gleicher Art in nichts ab, als daß sein Auftrag sich auch über das Königreich Schweden erstreckte. So wahr ist es, daß in allen Protestantischen Ländern sich eine eigene Gattung von Päpstlicher Gerichtsbarkeit findet!

Sehr kurz war die Laufbahn dieses Vikarius. Denn, noch vor dem Ablauf des verwichenen Jahrhunderts findet sich ein neues Breve **), worin nach Jenes Tode der **Bischof von Hildesheim** zum Vikarius Apostolikus der Nordischen Missionen ernannt wird, und zwar über folgende Länder, welche das Breve angiebt: „an den Orten, welche „der weltlichen Gerichtsbarkeit des Herzogs von „Braunschweig-Lüneburg unterworfen sind; ferner „in den Städten und Sprengeln von Bremen, „Schwe-

*) 1688. Seinen Familiennamen, welcher sich in dem Breve nicht findet, kann ich nicht angeben.

**) Vom 10 Mai 1697.

„Schwerin, Magdeburg, Meklenburg, und Halberstadt; imgleichen in Glückstadt und Altona; „auch an allen Orten des ganzen weltlichen Gebietes „der Dänischen Könige.“ Schwedens wird in diesem Breve nicht ausdrücklich gedacht. — Nach dem Tode des Bischofs von Hildesheim, ernannte der Papst zum Vikarius Apostolikus der Nordischen Missionen den **Bischof von Kolumbra** *), den er zugleich zum Weihbischof von Osnabrück erhob.

Um diese Zeit aber trug sich eine merkwürdige Aenderung zu, die hier um so weniger übergangen werden darf, da sie zur Kenntniß der Nordischen Missionen und des Hannöverschen Vikariats sehr

 viel

*) Den 13 Okt. 1702. — Da die Breven nicht den Familien- sondern den kanonischen Namen nennen, so kann ich auch seinen Geschlechtsnamen nicht angeben. — Diese Breven übrigens, obgleich sie von Klemens XI herrühren, finden sich doch nicht in seinen öffentlich zu Rom gedruckten Werken; sondern gehören zu dem Departement der Propaganda, aus deren Archive man sie sorgsam aufsuchen muß. — [Die meisten Titel der Bischöfe in Partibus sind von ehemaligen Christlichen, heutzutage Heidnischen oder Mohammedanischen Orten genommen. Marokko in Afrika und Joppe in Palästina sind bekannt. Nachher wird Epiaa in Kleinasien, und Tempe in Griechenland, genannt; u. s. w. Was aber der Episcopus *Columbricensis* für einen angeblichen Sprengel hat, weiß ich nicht. Soll es etwa Kolubara, eine Insel, oder Galumbaz, eine Stadt, beides auf Latein. Columbara, und beides in der Europäischen Türkei, sein? oder Kolombo auf Seilan? B.]

viel beiträgt. Klemens XI merkte nehmlich, daß die Gerichtsbarkeit des Vikarius Apostolikus im Norden sich zu weit erstrecke, um von Einem Mann bestritten werden zu können, zumal da ihm die Seelsorge des Sprengels, dessen Weihbischof er war, zugleich mit oblag. Daher beschloß der Papst, die sämmtlichen unter einem Vikariat begriffenen Missionen des Nordens in zwei Vikariate zu theilen. Die Missionen demnach in den Ländern, (ich brauche hier die Worte des Breve selbst) „welche „dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Markgrafen von „Brandenburg, und den Braunschweigischen Für„sten gehören, aber noch keinen Bischöfen oder an„dern Ordinarien unterworfen sind *)", wurden dem Abt Augustin Stefani, einem Italiäner, erwählten Bischof von Spiga, aufgetragen. Die Missionen hingegen in den Ländern „unter der „Herrschaft der Könige von Dännemark und Schwe„den, wie auch in den Städten und Sprengeln von „Lübeck,

*) Dieser Zusatz ist wichtig. Der Vikarius Apostolikus kann also nur da sein Amt ausüben, wo der Ordinarius es, wegen der Hemmung durch den Westfälischen Frieden, nicht kann. Nun kann der Ordinarius dies nicht in den Protestantischen Ländern. Folglich werden für die Protestantischen Länder außerordentliche Aemter kreirt, welche unmittelbar von dem Papst und der Propaganda abhängen, und der Beschaffenheit der Orte angemessen gehalten werden.

„Lübek, Hamburg, Altona und Schwerin", wurden der Aufsicht des Bischofs von Kolumbra übergeben; und dieser, um ihn von dem Hannöverschen Vikarius zu unterscheiden, mit dem Titel eines Apostolischen Vikarius im Norden beehret.

Nach dieser Theilung erwuchs also eine doppelte Reihe von Päpstlichen Geschäftsträgern in den Protestantischen Ländern. Die erste begreift die Nordischen Vikarien, woselbst auf den Bischof von Kolumbra der Bischof von Dorila, und Weihbischof von Osnabrück, Johann Hugo Gaerts — von Klemens XI ernannt *) — folgte. Drei Jahre nachher, erwählte der nehmliche Papst **) an die Stelle des zuletzt Genannten den Bischof von Heliopolis und Weihbischof von Osnabrück, Hyazinth Petit. Auf diesen folgte, von Innocenz XIII gesetzt ***), Johann Adolph von Horde, Bischof von Flaviopolis, und wiederum Weihbischof von Osnabrück, welcher dies Apostolische Vikariat bis zu seinem Todesjahre 1761 ver-

*) Das Breve ist vom 15 Febr. 1715.

**) Den 19 April 1718.

***) Den 15 Dez. 1722.

waltet hat *). An seine Stelle trat **), als Vorsteher der Nordischen Missionen, Joseph Gondola, Bischof von Tempe, Weihbischof zu Paderborn, welcher schon vorher Provikarius gewesen zu sein scheint.

Die andere Reihe begreift diejenigen, welche das Hannöversche Vikariat ausmachen; und sie beginnt mit dem Italiäner Stefani, Bischofe von Spiga. Allein diesem Vikariate ist es sehr elend und kümmerlich gegangen. Der Hannöversche Vikarius hatte nehmlich kein bestimmtes jährliches Gehalt; seine Residenz litt die heftigsten Widersprüche; und er konnte kaum seinen Lebensbedarf finden, obgleich die Propaganda ihn mit manchem außerordentlichem Zuschuß, mit Geldgeschenken, und mit einigen Abteien welche sie für ihn vom Papst erbat, unterstützte. Er verließ endlich seine Han-

*) Die Zahl 1761 steht, als Ernennungsjahr des Nachfolgers, in dem Breve selbst. Ob dies aber auch das Todesjahr des Hrn. von Hordt gewesen, ist nicht so sicher. In den Verzeichnissen, welche ich vor mir habe, heißt es: „E finalmente „nel 1761, essendo morto Monsignor Vescovo di „Flaviopoli, fu assunto u. s. w." Vielleicht starb er schon ein Jahr vorher. Vielleicht war Graf Gondola, wegen Hordts Alter oder anderer Schwachheiten, schon früher Provikarius; da er, wie man weiß, bereits 1748 zu Wien solche Geschäfte führte.

**) Den 5 Oktob. 1761.

Hannöversche Residenz ganz, begab sich nach Italien zurück, und hielt sich eine Zeitlang in Venedig auf. Während seiner Abwesenheit, trug sich aber manches zu, was die Propaganda nicht billigen konnte, und der Katholizismus gerieth in Stecken; sie suchte also den Bischof von Spiga aufs neue anzufeuern, daß er nach Hannover zurückkehre.

Als er sich dessen, aus den angeführten Gründen, weigerte; ernannte der Papst *) zum neuen Provikarius für Hannover den Kanonikus Ludolph Wilhelm Majus, welcher vorher das Amt eines Missionars in Zelle verwaltet hatte **). Da aber das Hannöversche Staatsministerium, welches die Wichtigkeit und die Folgen der Sache völlig einsah, diesen Mann nicht annahm; so trug die Propaganda die Verwaltung dieses Provikariats im J. 1723 dem Päpstlichen Nunzius zu Köln so lange auf, bis ein fähiger Mann zu diesem Amte sich finden würde. Diesen glaubte der Nunzius bald

*) In einem eigenen Breve vom 18 Oktob. 1722.

**) Denn allerdings befinden sich auch in den Protestantischen Ländern gewisse Priester, mit dem Namen, der Würde, und dem Amte der Missionarien versehen. Bisweilen wagen sie diesen Titel auch öffentlich zu führen. Allein wir haben Beispiele, daß die Protestantischen Regierungen dies nicht dulden, sondern solche Dreistigkeit zurückweisen: so daß die katholischen Priester sich nicht Missionarien nennen dürfen.

bald darauf in der Person des **Freiherrn von Twickel**, eines Domherrn zu Hildesheim, gefunden zu haben; er schlug ihn vor, und die Kongregazion ernannte ihn *) zum Vikarius für Hannover. Allein, diese Gesandtschaft hatte mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; der Kur-Braunschweig-Lüneburgische Hof war höchst wachsam; alle Geschäfte des Vikariats gingen rückwärts, und wurden gar unkanonisch geführt: so daß endlich die Propaganda keinen andern Rath wußte, als den Bischof von Spiga wieder hinzuschicken. Sie ernannte ihn also aufs neue, in einem eigenen Breve **), zum Hannöverschen Vikarius Apostolikus. Er starb aber bald hierauf, im J. 1728.

So betrübt es nun auch mit dem Hannöverschen Vikariate stand; und so kräftig bei der Wachsamkeit des Kurfürsten und seines Ministeriums, die ganze Sache von den Protestanten abgewiesen ward, daß folglich Johann Friedrichs bigotter Plan offenbar völlig scheiterte: so verlor die Propaganda dennoch nicht den Muth, obgleich sie gegen alle diese Schwierigkeiten kaum Hülfe zu finden wußte. Noch in dem nehmlichen zuletzt genannten

*) Im J. 1724.

**) Vom 27 Mai 1726.

ten Jahre, am 24 Dezember, bestellte sie Johann Heinrich Neundorf, Offizial von Osnabrück, zum Hannöverschen Vikar. Aber mit der gewohnten Festigkeit und Beharrlichkeit verweigerte ihm die Hohe Regierung daselbst das Recht in Hannover zu wohnen, und besiegte die Zudringlichkeit dieses Menschen um desto glücklicher, da die Kongregazion selbst nicht sehr ehrenvolle Dinge von Neundorf erfahren hatte, und es also gerathener fand ihn seinem eigenen Schicksal zu überlassen. So verschwand allmählig die große Achtung, welche Maccioni und Steno dieser Anstalt verschaft hatten. — Indeß säumte die Propaganda nicht, einen neuen Vikarius zu bestellen *), nehmlich Leopold Heinrich Schorrer, Bischof von Helenopolis. Aber auch dieser betrug sich so unvernünftig, daß seine ganze Amtsführung sowohl bei Protestanten als Katholiken verhaßt ward, und man Hannöverscher Seits soviel gegen ihn einzuwenden hatte, daß die Kongregazion ihn entsetzen mußte. — So gesunken nun auch das Hannöversche Vikariat war, und so sehr es allen Glanz verloren hatte; so brachte dennoch der Römische Hof und die Propaganda es wieder auf die Bühne, indem Johann Wilhelm Twickel, Bischof von Arethusa zum Vikarius

*) In einem Breve vom 20 Oktob. 1730.

rius Apostolikus und zum Weihbischof von Hildesheim ernannt ward *). Er stand seinen Missionsgeschäften bis 1758 vor, konnte aber niemals zu Hannover residiren.

Auch schien es nicht mehr der Mühe wehrt, einen neuen Vikarius zu bestellen; sondern die Propaganda setzte in dem nehmlichen Jahre einen Priester Namens Christian Mülleren als Provikarius an. Als dieser 1759 starb, ernannte man den Kanonikus Joseph Walmer ad interim zum Vikarius Apostolikus. Das letzte Breve endlich **) ertheilte die Würde eines Hannöverschen Vikars dem Bischof von Samosata Ignaz von Sierstorf, welcher sich im Hildesheimischen und Paderbornischen aufhielt, und kaum einmal nach seiner Residenz Hannover gekommen ist.

Die neueste Periode dieser Nördlichen Missionen beginnt nun damit, daß die Patres der Kongregazion wenig Glück und Fortgang bei der zu großen Ausdehnung dieser Anstalt fanden, daher die Seegel wieder einzogen, und beide Vikariate aufs neue verbanden. Als demnach der obengenannte Bischof von Tempe Gondola gestorben war, setzte man

*) Das Breve ist vom 1 Dezemb. 1745.

**) Vom 17 Sept. 1760.

man statt seiner den Fürstbischof von Hildesheim an *); und als kurz darauf auch der Hannöversche Vikarius Apostolikus Herr von Sierstorf mit Tode abging, ward dies Vikariat dem nehmlichen Bischof von Hildesheim von dem itzigen Papste Pius VI übertragen **). So sind die zwei Vikarien der Nordischen Missionen wiederum auf Einen Bischof vereinigt: welcher, als Ordinarius in Deutschland, die ordentlichen, in Absicht der Missionsanstalten in den Protestantischen Ländern aber, außerordentliche Amtsgeschäfte führt, welche den Protestanten wahrlich nicht gleichgültig sein können.

Nach dem Tode des Bischofs von Hildesheim — welchem der Koadjutor, itziger Bischof, Franz Egon von Fürstenberg (mit welchem Herrn ich in Rom zusammen gewohnt habe), folgte — ist auch dieser Fürstbischof zum Vikarius Apostolikus aller Nordischen Missionen in beiden Vikariaten angesetzt worden ***).

So glaube ich demnach die nur Wenigen bekannte Sonderbarkeit erwiesen zu haben: daß

auch

*) Das Breve ist vom 19 Jul. 1775.

**) Breve vom 11 Febr. 1780.

***) Durch ein Breve vom 29 Mai 1789.

auch nach dem Westfälischen Frieden in den Protestantischen Ländern eine neue Art von Päpstlicher Gerichtsbarkeit besteht, welche Viele nicht achten, die Hannöversche Regierung aber mit männlicher Standhaftigkeit abgewiesen hat.

Tübingen.

Dr. J. F. Le Bret.

Zusatz.

Es sei mir erlaubt, folgendes bloß Historische über die Preussisch-Brandenburgischen Lande hinzuzufügen *).

Im J. 1726 setzte König Friedrich Wilhelm I aus Landesherrlicher Macht einen Vikarius Generalis in Spiritualibus. Diesem ward aufgegeben: „Daß er diejenigen Aktus, welche der Römischen Religion nach Qualificationem singularem erfordern, als Ordines zu ertheilen, Firmelungen zu thun, die Verfertigung des heil. „Oels, Einweihung der Kirchen und Altäre, Ordinirung der Geistlichen, u. d. gl. wahrnehme."

Schon

*) Aus den kritisch genauen „Freimüthigen Anmerkungen über des Herrn Ritter (von) Zimmermann Fragmente." 1ste Abtheilung, S. 189 und 193.

Schon Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große setzte zweimal aus eigner Landesherrlicher Macht *) einen Generalvikar über die Katholischen Unterthanen seiner Westfälischen Lande. — Ebenderselbe ließ aus Kleve den 11 Sept. 1661 ein öffentliches Edikt wegen der Geistlichen Jurisdiktion über die Katholiken in seinen Landen ergehn; worin es wörtlich heißt: „Daß alle und „jede Unsere geistliche und weltliche Unterthanen „und Angehörigen in diesen Unsern Klevisch- und „Märkischen Landen — Niemand anders als „Uns und Unsere Nachkommen die Herzoge zu „Kleve und Grafen zu der Mark, in Geistlichen „Sachen für ihren Oberherrn und Ordinarius „zu erkennen haben." Ferner: „Daß nicht al„lein diejenigen, welche fremde und auswärtige „Dekrète, Mandate oder Reſkripte zu suchen, „auszubringen, oder zu exequiren, oder sonst mit „Recht oder mit That sich daran pflichtig zu ma„chen gelüsten lassen werden, nicht nur de facto „ihrer habenden Präbenden, Benefizien oder Be„dienun-

*) Die gerechte Rüge über des Herrn Abt Denina — eines Preussischen Unterthans — Verkennung oder vielmehr gerader und öffentlicher Abläugnung dieser Landesherrlichen Macht des Herzogs von Kleve, übergehe ich hier. Sie steht am ang. Ort, S. 193. in der Note.

„dienungen entsetzet sein; sondern auch diejenigen, „welche dergleichen auswärtiger Potentaten oder „Herrschaften Dekreta, Mandata oder Reskripta „insinuiren oder publiziren würden, alsofort als „Rebellen mit der von mehr, Hochgedachten Unsern „Vorfahren dagegen verordneten leiblichen Strafe, „benanntlich Steckung in den Säcken und Wer„fung auf das Wasser, Andern zum abscheulichen „Exempel, beleget und aus dem Wege geräumet „werden sollen.“ — Es ward zugleich verordnet, daß die Säcke an den Thoren angehängt werden sollten, damit die Boten, welche dergleichen Mandate brächten, gleich sehen könnten, was sie zu erwarten hätten.

B.

4.

Gedanken über die ehemals gewöhnlichen regelmäßigen Französischen, und die itzt sogenannten Englischen Gärten.

Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes ist auch dem grösseren Publikum wenigstens von Seiten seines vortreflichen mechanischen Talents bekannt, vermittelst

Digitized by G

dessen Er vor einigen Jahren auf die scharfsinnigste Weise den **Kempelenschen** Schachspieler nachbildete. Dieses Modell, welches man nicht ohne Bewunderung — aber auch nicht ohne Ueberzeugung, daß Hr. von Kempelen einen schachspielenden Menschen in seinem Kasten verborgen hat — ansehn kann, legte der **Freiherr** zu Racknitz kurz darauf selbst der Welt in einer Beschreibung vor. („Ueber den Schachspieler des Herrn von Kempelen und dessen Nachbildung. „Mit sieben Kupfertafeln. Leipzig und Dresden, verlegts J. G. J. Breitkopf. 1789." 7 Bogen in Kleinquart.)

Jzt hat Derselbe ein neues Werk über die **Kunst** herausgegeben („Briefe über die Kunst an eine Freundinn, von Joseph Friedrich Freiherrn zu Racknitz, „Sr. Kurfürstl. Durchl. zu Sachsen Hausmarschall, „des Johanniter-Malteser Ordens Ritter, der Kgl. „Preussischen Akademie der Künste und mechanischen „Wissenschaften, der Naturforschenden Gesellschaft zu „Berlin, und der ökonomischen Societät zu Leipzig „Mitgliede. Dresden, gedruckt bei K. Ch. Meinhold. „1792." 10½ Bog. in Großquart; nebst 13 Kupfertafeln, worunter einige von **Ramberg** gezeichnet und geätzt sind); es aber nicht in den Buchhandel kommen lassen, sondern bloß an Freunde und Bekannte verschenkt. Eben darum glaube ich dem Publikum einen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihm aus dieser interessanten Schrift, welche auch mir durch die Güte des Herrn Verfassers zugekommen ist, den gegenwärtigen Aufsatz, welcher gleichsam als Episode darin eingeschaltet worden, vorlege.

Ueber

Ueber den Gegenstand selbst sind bekanntlich seit einiger Zeit bloß Stimmen der Einen Partei gehöret worden. Desto merkwürdiger ist es, das Urtheil eines so feinen und gründlichen Kenners der Natur und der Kunst, als der Freiherr zu Racknitz ist, zu vernehmen, da sich derselbe mehr auf die andere Seite neiget. Wie treffend seine Bestimmungen, wie genau seine Unterscheidung, und wie richtig daher sein darauf gegründeter Ausspruch ist, werden die Leser selbst entscheiden. B.

*

* *

Unter den Namen Französischer und Englischer Gärten verwirren wir, nach meinem Erachten, die Begriffe, welche mit den Worten Garten und Gartenkunst verbunden werden sollten. — Mit dem Worte Garten verbindet man eigentlich einen Begrif von Regelmäßigkeit: wir nennen daher einen Platz, der in gewisse Räume eingetheilt ist, worin die Pflanzen für den Gebrauch unserer Küchen gezogen werden, einen Küchengarten, und den Platz, wo ordentliche Reihen von Obstbäumen stehen, einen Obstgarten; eben so, wie wir einen Platz, in welchem Bäume von der Natur ohne künstliche Ordnung gepflanzt untereinander stehen, einen Wald nennen.

Als

Als die verschiedenen regelmäßigen Schönheiten, die man in einem Garten anbringen kann, zu den Zeiten Ludwigs XIV, vorzüglich durch den berühmten le Nôtre studirt, und in einer vollkommenern Art angewandt wurden; bildete sich die Kenntniß dieser Schönheiten zu dem, was wir die Gartenkunst nennen. Diese betrachtete man, da sie, gleich der Architektur, gewisse Formen nach festen Regeln vorschrieb, als einen Theil der Baukunst; welchen der Architekt, der seine Kunst in ihrem ganzen Umfange studiren wollte, nicht vernachläßigen durfte.

Einen Französischen Garten kann man an jedem dazu bestimmten Platze anlegen, weil sich jeder gegebene Raum in gewisse regelmäßige Figuren eintheilen läßt. Diese Bequemlichkeit, nebst den Schönheiten, die dergleichen Gärten doch immer haben, erhielten und verbreiteten den Französischen Geschmack lange Zeit. Liebe zur Mannichfaltigkeit aber, und die Zufriedenheit, die der Mensch fühlt, wenn er der Natur getreu bleibt, machten, daß die Engländer den Geschmack der Sineser annahmen; und so entstand nach und nach das, was wir Englische Gärten nennen, und was Nicolay so meisterhaft malet:

Die Gärten, die das Haus umziehn,
Stehn nicht mit der Natur im Streite,
Verrathen keinen Zwang, kein ängstliches Bemühn.
Es wiederholt die linke Seite
Die rechte nicht. Die Gänge ziehn
Sich nicht in unfruchtbarer Breite
Nach ekler Schnur einförmig hin.
Auch dreht sich hier in schlau verschlungnen Zügen
Kein Labyrinth, den Wandrer zu betriegen.
Der Garten malt den Reiz, den Reichthum der Natur,
Verbindet Hügel, See und Grotte, Wald und Flur:
So daß versteckter Fleiß des Zufalls Schein erreichet,
Daß eine Scene nie der andern Scene gleichet.
Ein Garten für das Herz, ein Garten für den Geist,
Der bald ein sanftes Thal voll süßer Ruhe weist,
Bald durch den Strom, der sich vom Fels ergeußt,
Durch hoher Tannen Nacht in süße Schwermuth reißt.
Der Baukunst und des Meißels Meisterstücke
Begegnen unversehns dem Blicke.
Es stehen in verschiedner Tracht,
Nach Licht und Schatten angebracht,
Die Pflanzen aller Art, die zu Gebrauch und Wonne
Die wärmere, die kältre Sonne
In allen Zonen blühen macht *).

Aus

*) Diese Verse aus Alcinens Insel führe ich nach der neuen Ausgabe von des Herrn von Nicolay Gedichten an, woran itzt in Berlin gedruckt wird. Bei dem Herrn Verfasser stehn sie noch nach der Auflage von 1778, Th. II, S. 166, 167. B.

Aus dieser vortreflichen Schilderung sieht man, daß aus den sogenannten Englischen Gärten alle regelmäßige Kunst verbannet sein soll. Aber, sobald man diese daraus verbannt, sobald man bei der Anlegung eines solchen Gartens sich der Natur nähert; so sollte man auch, um keinen falschen oder undeutlichen Begriff mit unserm Ausdrucke zu verbinden, den Namen Garten weglassen. Denn, ein sogenannter Englischer Garten ist, soll und kann nichts anders sein, als — eine verschönerte Landschaft.

So wie also die Anlegung der Französischen Gärten eine Beschäftigung des Baukünstlers ist, so muß man dagegen bei Anlegung eines Englischen Gartens den Landschaftsmaler vorzüglich zu Rathe ziehen. — Soll aber ein Englischer Garten nichts anders als eine verschönerte Landschaft sein; so ist es lächerlich zu glauben, daß ein kleiner Raum durch Anlegung einiger krummen Gänge, in denen etwa ein Paar Monumente und ein Tempel stehen, in einen Englischen Garten umgeschaffen wird. Denn eine verschönerte Landschaft läßt sich in einem kleinen Raume weder denken, noch darin einschließen.

Eben so widersprechend scheint es, ohne eine Gegend mit allen ihren Details sich zu denken, ein

Ideal eines Gartens entwerfen; oder gar — im Fall der wirklichen Ausführung — ohne an Ort und Stelle gewesen zu sein, den Plan des Gartens angeben zu wollen: indem jede Gegend, jeder Platz in derselben, gewisser dorthin passenden Verschönerungen fähig ist, die ein guter Landschaftszeichner, oder wer sonst Gefühl und Einbildungskraft für diese Gegenstände besitzt, anzubringen, und dabei die vortheilhaften Umstände, welche die Natur darbietet, zu benutzen wissen wird.

Aber, welche dieser beiden Arten der Gärten (weil doch einmal beides Gärten heißt) verdient eigentlich den Vorzug?

Bei der Beantwortung dieser Frage scheinen mir sehr Viele einen Fehler zu begehn, der auch im gesellschaftlichen Leben gar oft vorkömmt. — Man vergißt nehmlich über dem Vergnügen, welches eine neue angenehme Bekanntschaft gewährt, die heitern Stunden, die man mit einem alten Freunde zugebracht hat, und versagt ihm den Dank, welchen man ihm dafür schuldig ist. Eben so geht es mit dem itzigen Modegeschmack an den Englischen Gärten.

Der Reiz der Mannichfaltigkeit an Schönheiten, schon der Reiz der Neuheit, machen, daß viele Personen den neuen Geschmack auf Kosten des alten lieben und loben. — Ist es denn aber un-

umgänglich nöthig, wegen der Annehmlichkeiten, welche ein Englischer Garten anbietet, die Französischen Gärten ganz zu verwerfen? Sollte ein wohlgeordneter regelmäßiger Garten im alten Geschmack nicht auch seine Schönheiten haben? Wäre es nicht besser, vor der Anlegung eines Gartens zu untersuchen, ob dieser oder jener Geschmack anwendbar ist?

Immerhin mag ein Mann, welcher Gefühl für die Schönheiten der Natur hat, und dessen Besitzungen in einer vortheilhaften, mancher Verschönerungen fähigen Gegend liegen; welcher reich genug ist, fremde Pflanzen aus den entferntesten Ländern anzuschaffen, Tempel, Monumente, Gothische Gebäude, und dergleichen, die das Ganze einer schönen Landschaft erheben, erbauen zu lassen: — immerhin mag dieser Mann einen Englischen Garten anlegen. Aber da, wo die Natur ihre Reize ganz versagte, oder doch nur sparsam vertheilte; wo es an lebendigem Wasser mangelt, ohne welches ein Englischer Garten nie schön werden kann; wo die Landschaft eben und flach ist, und keine Berge oder Anhöhen sich finden, die zu der Mannigfaltigkeit beitragen; wo der Boden sandig, undankbar, und schöne Gattungen von Bäumen zu tragen unfähig ist; oder wo Raum und

Geld fehlen, die Schönheiten der Natur geltend zu machen: — da wird es besser sein, sich der Nachahmung des Englischen Geschmacks zu enthalten.

„Allein," wird man dagegen einwenden, „wer „die erwähnten Schwierigkeiten vor sich findet, „wird vielleicht eben so wenig wohl thun, einen Französischen Garten anzulegen?" Die Beantwortung dieses Einwurfs führt mich auf das Verdienst, welches den Französischen Gärten, so sehr man sie auch herabzusetzen sucht, eigen ist. Es scheint mir, daß an Orten, wo die Natur mit ihren Schönheiten nicht freigebig gewesen, sich zwar kein geschmackvoller Englischer, wohl aber immer noch ein Französischer Garten, dem es wenigstens nicht an Anmuth mangelt, anbringen läßt. Auch ohne Wasser, ohne Anhöhen, welche malerische Ansichten verschaffen, lassen sich doch schattige Alleen, Boskete und dergleichen Annehmlichkeiten anbringen; auch in schlechtem Boden, wo viele ausländische Pflanzen nicht fortkommen würden, kann man Alleen und Gebüsche von inländischen Blumen pflanzen, die viel schönes haben. Ungeachtet des vielen Sandes in der Gegend von Berlin, ist

der

der dortige Königliche Thiergarten ein überzeugender Beweis dieser Behauptung *).

Doch dieses sind nicht die einzigen Reize, die ich an einem Französischen Garten zu bemerken glaube. Allerdings verdienen die Schönheiten der Natur den Vorzug vor den Schönheiten der Kunst; und je mehr wir uns der Natur nähern, desto mehr werden wir dafür durch den Genuß mannichfaltiger Annehmlichkeiten belohnt. — Aber haben denn die Werke der regelmäßigen Kunst nicht auch ihre Schönheiten? Ist ein prächtiger Pallast, die Wohnung des Fürsten; eine regelmäßig angelegte, mit geschmackvollen öffentlichen Gebäuden ausgezierte, Stadt — darum ohne alle Schönheiten, weil eine reizende Landschaft diesem Allen vorzuziehen ist? Erlauben uns wohl unsre Lage und Ver-

*) Der große Thiergarten bei Berlin ist bekanntlich ein Wald, welcher zwar regelmäßig, aber nicht schnurgerade, geordnet ist, zwar durch Kunst verschönert wird, aber auch größere Scenen der Natur nicht ausschließt. Diesen Charakter der Volksgärten bei großen Städten, daß sie nicht gleich mit einem Schritte aus dem Thore in die unregelmäßigste Nachlässigkeit führen, hat Hr. Geh. Forstrath Hennert sehr fein und richtig angemerkt: Berl. Monatsschr. 1788. April, S. 481. — Man vergleiche, was auch der Hr. Verf. nachher von der Regelmäßigkeit eines Gartens nahe bei großen Häusern und großen Städten sagt.

B.

hältnisse im gesellschaftlichen Leben, uns der Natur immer so, wie wir wünschten, zu nähern?

Der prächtige Pallast und die weitläuftige Stadt gehören freilich nicht zu den Gegenständen der Natur; und doch, würde es in den Verhältnissen, in welchen wir Europäer — gesellschaftlicher und kultivirter, als der ungebildete Sohn der Natur in fremden Welttheilen — mit einander leben, nicht lächerlich sein, wenn wir, um uns der Natur zu nähern, von unserm Fürsten verlangen wollten, daß er sich keinen Pallast erbaue? oder den Mann, welcher nach seiner Lage in einer Stadt zu leben wünschet, oder leben muß, nöthigen wollten, sich auf dem Lande, statt einer bequemen Wohnung, eine unbequeme Hütte aufzuschlagen?

Ohne daher den Englischen Gärten zu nahe treten zu wollen, glaube ich also, daß der Französische regelmäßige Geschmack in Gärten auch seine Vorzüge und Schönheiten hat; und ich will einige Fälle anführen, wo, nach meiner Meinung, der Französische Geschmack mit Nutzen und Annehmlichkeit befolgt werden kann.

1) Zuerst scheint mir, (wie schon gedacht) da, wo die Natur mit ihren Schönheiten nicht freigebig gewesen ist, wo dem Besitzer Raum oder Geld

gebricht, um eine Landschaft zu verschönern, der regelmäßige Geschmack den Vorzug zu verdienen. Denn auch ein kleiner, von der Natur nicht begünstigter, Platz kann schön, wenigstens geschmackvoll und regelmäßig, eingetheilet werden. Dagegen wird man, mit wenig Raum und wenig Geld, oder auch mit vielem Geld und vielem Raum, aber ohne Unterstützung der Natur, immer nur eine geschmacklose Landschaft hervorbringen.

2) Ferner würde ich in den Fällen, wo ein Pallast, oder ein schönes Landhaus, unmittelbar mit einem Garten verbunden werden soll, dem Französischen Geschmacke folgen. Ein Pallast in großem Stil bleibt ein Werk der schönen Kunst, nicht der Natur; und wo also dieses mit einem Garten zusammen hängen soll, scheint es sehr natürlich, auch die Anlage um das Haus, so wie den Hauptweg der dahin führet, nach den Regeln der Kunst einzurichten. Eine Allee von großen ehrwürdigen Bäumen ein schönes Berceau, ein spiegelndes Bassin d'Eau, haben eigene mit Pracht verknüpfte Schönheiten, und kündigen einen über Andere erhabenen oder von der Vorsehung begünstigten Besitzer an. — Solche Partieen nahe am Hause angebracht, gewähren überdem das Vergnügen eines schattigen Spatziergange in der Nähe, da

man im Englischen Garten oft erst der Sonnenhitze ausgesetzt ist, ehe man den Schatten erreicht.

Das Regelmäßige des in der Nähe des Hauses liegenden Gartens harmonirt überdem mit der schönen regelmäßigen Architektur des Gebäudes; und ist der Raum groß und die Lage schön genug, um einen Englischen Garten anzulegen, so werden, bei einem sanften Uebergange aus den Schönheiten des Französischen Geschmacks in eine nach Englischem Geschmack verschönerte Landschaft, die Reize der Mannichfaltigkeit vermehret, und beide Arten des Geschmacks auf eine angenehme Art mit einander verbunden.

„Also, — wird man vielleicht hier den Ein„wurf machen, — wäre es doch eine Annehmlichkeit „für den Besitzer, wenn man ihm, statt einer „bloßen Französischen Gartenpartie, auch die Aus„sicht in eine verschönerte Landschaft nach Engli„schem Geschmacke in der Nähe des Hauses „verschaffte?" Allerdings, antworte ich; aber wird nicht der tägliche Anblick dieser schönen Aussicht ihm zur Gewohnheit werden? Und, wenn einmal Gewohnheit selbst den Eindruck der Schönheiten der Natur schwächen soll; ist es nicht besser, daß sie diese nachtheilige Gewalt bei Werken der Kunst, das ist, einer Französischen Gartenpartie,

als

als an der schönen Natur selbst, ausübe? Noch mehr! Die Erfahrung bestätigt, daß alle Freuden der Natur um so mehr Reize haben, je mehr Schwierigkeiten mit ihrem Genusse verknüpft sind. So erfreuet der Gesang der Nachtigall, der uns im entfernten Gebüsche, nach einem beschwerlichen Spatziergange, überraschet, mehr, als eben dieser Gesang, wenn wir ihn ohne Mühe in unserm Zimmer hören. So freuet sich der Bewohner der Stadt weit inniger, wenn er zuweilen einige Tage auf dem Lande zubringt, als der glückliche Landmann, der die Schönheiten der freien Landschaft gewohnet ist; und so hoffet derjenige, welcher im tiefen Thale oder im flachen Lande lebt, beim Ersteigen eines steilen Bergs, auf die schöne Aussicht, die er erblicken wird. Man sollte daher nie ein Vergnügen zur Gewohnheit werden lassen; nie mißvergnügt sein, wenn der Genuß der Schönheiten mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Und in dieser Rücksicht glaube ich, daß der Besitzer eines schönen Landhauses sich nicht mit Recht beschweren kann, wenn er, statt einer schönen Landschaft, aus seinem Fenster eine schöne Französische Gartenpartie erblicket, und erst nach der Mühe einer kleinen Wanderung sich im Schooße der verschönerten Natur erholen kann. — Endlich scheinet mir

3) Der Französische Geschmack in den bei grossen Städten anzulegenden Gärten vorzüglich anwendbar. Da regelmäßige Anlagen und die Schönheiten der Architektur eine wesentliche Zierde solcher Städte ausmachen; so gehören dazu auch Gärten, die den Einwohnern zum öffentlichen Spatziergange dienen, mit einer grossen Architektur übereinstimmen, und überdem leichter, als Englische Gärten, anzulegen sind. — Das Gewühl einer Menge wohlgekleideter Personen, die Mannichfaltigkeit in Farben und Gestalten, die man zwischen langen geraden Reihen Bäume leicht übersieht, wird jedem, der die Boulevards in Paris, den Prater in Wien, den Park in Berlin, und andere dergleichen Orte gesehen hat, gewiß noch in der Erinnerung Vergnügen verursachen.

Ohne daher dem Englischen Geschmack in Gärten seine Schönheiten absprechen und seine Vorzüge bestreiten zu wollen, lasse man — ich wiederhole es — dem ehemaligen Französischen doch auch Gerechtigkeit widerfahren. Wozu dieser übertriebene Enthusiasmus, durch welchen man oft unbillig wird? Warum eine Sache unbedingt loben, die andere ganz verwerfen? — Man verbanne lieber aus den Französischen Gärten das, woran Viele ehedem eine Freude hatten, und was man mit

Recht

Recht häßlich nennen kann. Man lasse z. B. nicht einen großen Theil der Verzierungen der Gärten vom Tischler verfertigen; man verbanne das widrige, und dem Besitzer in der Anlage, so wie in der Erhaltung, kostbare Lattenwerk; die kleinen nichtsbedeutenden kindischen Spielereien mit Kunstwassern, auf die man sonst viel Geld verwendete. Man entferne die Pyramiden von Taxus und ähnlichen Bäumen, die Einfassung von Buchsbaum, um Beete, welche mit Porzellanscherben, gestossenen Ziegelsteinen, Schmiedeschlacken und dergleichen ausgefüllt werden; man schließe einen Garten nicht mit einer hohen Mauer ein, welche die Aussicht in das freie Feld, und den freien Zugang der Luft verbietet, und dem Ganzen ein ängstliches Ansehen giebt. Solchen Gegenständen suche man auszuweichen *) und der Französische Geschmack in Gärten wird immer wahre Schönheiten behalten.

Man

*) Unter die Gegenstände, welche man itzt in unsern Französischen Gärten auszurotten sucht, gehören auch die Hecken. Freilich sind sie im Grunde nicht schön, weil sie alle Aussicht hindern, die übrigen Gegenstände des Gartens verbergen, und weil eine fortdauernde grüne Wand auf beiden Seiten, bei dem Mangel aller Mannichfaltigkeit ermüdet. In öffentlichen Gärten scheinen sie demungeachtet ein angenehmes Verdienst darin zu besitzen, daß sie die in großen Städten oft nothwendige Möglichkeit verschaffen, einer Gesellschaft ohne Unhöflichkeit auszuweichen. Anm. des Verf.

Man betrachte diesen Geschmack wie den Diamant, der immer der kostbarste Stein bleibt, welcher aber seine Schönheit erst der Geschicklichkeit des Künstlers verdankt; und den Englischen Geschmack wie die Perle, welche uns um somehr anziehet, weil ihre Schönheit weniger glänzend, stiller, sanfter und ruhiger ist, und ihre Reize nur von der Natur hat.

Hier, beste Freundinn, haben Sie meine Gedanken über unsern itzigen Geschmack in den Gärten. Wahrscheinlich werden Viele, die meine Meinung lesen, nicht mit einverstanden sein. Indeß bin ich sicher, daß es Ihnen lieber ist, meine Meinungen freimüthig und ohne Furcht vor dem Tadel Anderer zu hören, als wenn ich zurückhaltend sein wollte. — —

Dresden.

Freiherr zu Racknitz.

5.

Ueber Dienstkontrakte, welche nicht auf Geld lauten.

Schreiben an Herrn Kr.

Dahin geht selbst der Neufranzösische Begrif von Freiheit und Gleichheit nicht, daß es unerlaubt sein sollte, einen mit allen Menschheitsrechten gebornen Citoyen zum Bedienten anzunehmen, oder sonst mit ihm einen Kontrakt zu schließen, wodurch er freilich in Abhängigkeit eines Einzelnen geräth, aber von demselben dafür auch wiederum Bezahlung (d. h. reelle Gegendienste) erhält. Dieses Recht ist noch unangetastet: weil die Vernunft, und selbst die Vorsorge für die ärmeren Volksklassen, zu laut dafür spricht. Denn, wollte man auch das Dienen und Lohnarbeiten bei Reicheren für einen Verstoß gegen die Würde des Menschen, oder wenigstens des Franzosen, erklären; so würde die dadurch verursachte Lage für die Reicheren doch nur unbequem, für die Aermeren aber wahrhaft unerträglich und zu Grunde richtend werden.

Lassen Sie uns, mein Freund, aus diesem unbezweifelten Satze weiter schließen. — Wenn Sie nicht bloß auf die Sitte einer Hauptstadt oder

eines

eines Handelsortes sehen wollen, so werden Sie finden, daß Geld nicht die einzige, ja nicht einmal die bequemste Art der Bezahlung für Dienstleistungen ist. Es giebt Gegenden, wo das Geld höchst selten ist, und wo, wenn man dies auch hat, man dafür die dringendsten Bedürfnisse nicht sogleich zur Stelle befriedigen kann. Ueberhaupt ist ja Geld nur der kunstreich ersonnene Vermittler zum Tauschhandel zwischen gegenseitigem Ueberfluß; wo man aber den letzteren geradezu gegen einander umsetzen kann, was bedarf man da noch des Vermittlers? Da geht man den einfachern, natürlichern Weg! So war es in ältern Zeiten allenthalben. Und so ist es noch allenthalben auf dem Lande.

Das Hauptbedürfniß des Menschen besteht in Nahrung und Wohnung. Wer Jemanden eine Wohnung giebt; wer ihm dabei einen Platz anweist, und die nöthigen Geräthschaften ertheilt, um sich seine Nahrung selbst hervorzubringen: der bezahlt den Letztern eben so gewiß, und in manchen Fällen weit besser, als wenn er ihm eine bestimmte Summe von Thalern oder Livers einhändigte. Hat nun der Eine mehr Kräfte übrig, als er zu eigenem Unterhalt gebraucht, und der Andere mehr Wohnhäuser und Aecker, als er bedarf; warum sollen sie sich nicht auf diese Weise mit einander

verbin-

Digitized by

verbinden? Es hieße ja auf die kindischste Weise mit den Worten gespielt, wenn man bloß einen Geldkontrakt, aber nicht diese Art von Vergleich, wollte gelten lassen.

Hierauf aber gründet sich alles das, was man itzt nicht hart genug glaubt beschimpfen zu können, und welches man, um es recht zu brandmarken, mit einem Ausdruck belegt, welcher gleich an die Barbarei des Mittelalters erinnern soll. Kurz, auf diese natürliche, simple, billige Einrichtung gründen sich — oder vielmehr bloß darin bestehen — die sogenannten droits féodaux; welche aber wahrlich auch da Statt finden, und ewig Statt finden werden, wo von eigentlichem Lehnsnexus und eigentlicher Vasallenpflicht nie die Rede sein kann.

Ich will hier das übergehn, was Möser so scharfsinnig ausgeführt hat. Er zeigt, daß nur die Unkunde das Mittelalter so barbarisch findet, daß hingegen manche höchst feine Einrichtung, und ein hoher Stil wahrhaft freier Staatskunst darin zu bewundern ist. Er zeigt ferner, daß die Verbindung zwischen dem Gutsherrn und dem Hörigen die natürlichste von der Welt ist, und sich auch allenthalben findet; ja daß selbst, so hart das Wort auch klingt, Leibeigenschaft, unter weisen Gesetzen und vernünftig eingerichtet, vielmehr eine

Wohlthat als eine Bedrückung, wenigstens nach ihrem ersten Ursprunge, zu nennen ist.

Diese zum Theil historische Untersuchung würde uns hier zu weit führen. Auch gebe ich zu, daß bei jener oben geschilderten Verbindung zwischen einem Gutsbesitzer und dem nicht für Geld, sondern für Wohnung und verliehenen Acker arbeitenden Mann Mißbräuche Statt haben können. Aber diese treffen das Wesen der Sache nicht. Mißbräuche und Beeinträchtigungen sind auch bei manchen Geldkontrakten in der Stadt. Eine weise Anordnung des Staats mag sie möglichst zu verhindern suchen, und eine unparteiische Rechtspflege muß sie nachdrücklichst zurückweisen. Nur die Sache selbst zerstöre man deshalb nicht.

Lassen Sie uns, um die Sache selbst zu betrachten, das erste beste Beispiel nehmen, welches wir kennen, welches alle Tage vorkömmt, und welches, so lange noch Verschiedenheit des Vermögens in der Welt bleibt, immer und allenthalben Statt finden wird. — Madame M. hat in F. einen Hof gekauft. Sie, oder schon der vorige Besitzer, hat soviel Land, als nöthig war, zu dem schönen Garten genommen; sie hat sich ihr Wohnhaus so ansehnlich und bequem gebauet, als ihr Stand sie berechtigte. Sie will sich mit der Landwirthschaft

nicht

nicht abgeben; ihren Acker, einen Baurengarten, und dazu gehörige Gebäude, hat sie an den Kossäten S. verpachtet. Der Mann zahlt ihr jährlich ** Thaler, muß ihr einige Dienste leisten, und hat die auf dem Gute haftenden Hofedienste, Einquartierung, u. s. w. übernommen.

Läge F. nicht so nahe an der Stadt, so käme wahrscheinlich gar kein Geld in dem Kontrakte vor. Gesetzt nun, S. müßte alles durch Dienste bezahlen; gesetzt die Besitzerinn hätte einigen Acker behalten, welchen Jener bestellen müßte; gesetzt, sie bezahlte ihren dortigen Gärtner H. gleichfalls nicht mit Gelde, sondern durch Einräumung einer Wohnung und eines kleinen Gärtchens; — was würde dies an der Sache ändern? Nichts! Eben so wenig, als daß, wie wir wissen, die Erben von Mad. M. ganz gewiß dies Gütchen behalten, und höchst wahrscheinlich auch die Erben von S. die Pacht fortsetzen werden.

Brauche ich Sie noch zu fragen: ob Billigkeit und Vernunft das Geringste an diesem Kontrakte auszusetzen finden können? . . . Aber nun lassen Sie, itzt oder in der künftigen Generazion, einen metaphysischen Politiker durch F. reisen, und dieses und mehrere ähnliche Güter betrachten! „Welch ein Aristokratismus!" wird er ausrufen.

 „Da

„Da lustwandeln die Vornehmen müssig in ihren schattigen Gärten; da schmausen sie in ihren geschmückten Säälen alle Leckereien der Hauptstadt. An Arbeiten denkt keiner von ihnen; ihre Aecker, ihre Gärten müssen ihnen doch Früchte tragen. Denn da wohnen, neben ihren stolzen so pomphaft sich ausnehmenden Häusern, die armen Sklaven in ihren Hütten, und müssen Schweiß und Blut für jene verwenden. Mit der angestrengtesten Arbeit müssen diese Bedaurenswehrten für den Unterhalt ihrer Familien sorgen; aber auch das können, das dürfen sie nicht einmal ganz. Denn, so und so viel Tage müssen sie das Land ihrer Aristokraten bestellen, und daher ihr eigenes verabsäumen. Ja sogar, o des Gräuels! die Lasten welche der Staat von diesem Dorfe zu fordern hat, wußten die Reichen von sich abzuwälzen, und bloß der ärmeren, doch schon genug gedrückten, Klasse aufzubürden!"

Dieses so nahe an unsre Gegend und in unsre Zeiten gelegte Räsonnement kömmt uns freilich gar zu abenteuerlich vor; aber ich frage Sie aufrichtig, liegt es nicht bei allen Deklamazionen der neuern Demokraten, und — was noch schlimmer ist — bei ihren darauf gebauten Verfügungen und Beschlüssen, zum Grunde? Können nicht

alle

alle sogenannte Lehnsherrliche (eigentlich Gutsbesitzers) Rechte, ihrem Ursprunge nach, auf solche Kontrakte zurückgebracht werden? Müssen sie es nicht, wenn man nicht annehmen will, daß einst der bei weitem zahlreichste Theil aller Nazionen wahnsinnig gewesen ist, und Verpflichtungen übernommen hat, ohne Vergütung dafür zu bekommen? Hat man wenigstens untersucht, ob nicht solche Kontrakte zum Grunde liegen?

Doch, ich höre auf zu fragen, und mache nur noch folgende Anmerkungen:

1) Ich habe jenes Beispiel aus F. nicht bloß darum gewählt, weil wir so oft daselbst in der treflichen Gesellschaft uns gelabt und erheitert haben; sondern auch, um desto stärker meinen lange gehegten Unwillen gegen eine rohe — (ich weiß keinen andern Ausdruck) — Art der Darstellung zu äußern, welche man sich itzt bei politischen Materien erlaubt. Man spricht nicht mehr von Recht, sondern von Macht, ja von bloßer physischen Macht, von der Kraft zu prügeln. Es thut mir leid, daß ich dieses Tones auch Hrn. Schlözer zeihen muß. Er macht unter andern bei einer Tabelle über die Volksmenge in Ungarn, wo natürlich, wie in der ganzen Welt, weniger Adliche als Unadliche sind, die Anmerkung: „Also Verhältniß des Ungrischen

 „Adels

„Adels zur Ungrischen Nazion, wie 1 zu $213\frac{5}{7}$ „Paar Fäuste.“ (Staatsanzeigen, Heft 61, S. 68.) In mehrern Zeitungen las ich seitdem schon Spott und Hohn über schwächliche oder gar unmündige Edelleute, welchen rüstige Bauren dienen sollten. Freilich, wenn die **Fäuste** entscheiden, so verliert Niemand leichter, als eine **Frau**, sowohl gegen ihr Hausgesinde, als auf ihrem Landgut. Aber, soviel ich weiß, hat auch der Professor nicht soviel Fäuste als die Studenten; und der Schuster nicht soviel als die Schuhknechte. Beeinträchtigen und drücken muß Keiner den Andern; nur läßt sich dies noch wohl aus andern Gründen zeigen. Gott bewahre uns vor jenem **Faustrecht**! sowohl in unsern Haushaltungen, als auch im Staatsrecht, wo wir nach eben den Grundsätzen hören, daß der Riese Rußland den Zwerg Selim nach Gefallen züchtigen darf (Staatsanz. 65, S. 50, die Note).

2) Ich begreife schlechterdings nicht, warum die metaphysischen Politiker mehr durch den Anblick der dienenden Bauern empört werden, als durch den Anblick des Bedientenschwarms, welcher hinter den Stühlen oder auf den Kutschen steht, oder sonst die schwersten und schmutzigsten Verrichtungen übernehmen muß.

3) Ich begreife eben so wenig, wie es je in der Welt anders werden soll, so lange es noch eine Verschiedenheit des Vermögens giebt. Reiche Menschen werden große Güter kaufen; und dadurch wird ewig ein Unterschied der Stände bleiben, so viel ungerechte und lächerliche Vernichtungen des Namens und der Titel man auch vornehmen mag. Die Nazion theilet sich sofort in die zwei großen Klassen: der Landbesitzer, und der Unangesessenen. Die Ersteren, und ihre Erben, werden ewig in einem ganz anderen Verhältniß zu ihren Mitbürgern und zu dem Ganzen des Staates stehen, als die Letzteren. Denn, bis zu der Beraubung des Reichthums und zu der Zerstörung der Erbschaftsrechte haben sich doch die konsequenten Philosophen noch nicht erhoben. — Wer nun ein großes Landgut hat, muß es durch Menschen bebauen lassen, die er, es sei vermittelst des Geldes, oder der Ertheilung von Wohnungen und Aeckern, gemiethet hat.

4) Aber, lassen Sie uns auch das Härteste und Seltsamste setzen: daß nehmlich der Staat es durchaus nöthig fände, alle Kontrakte, worin die Bezahlung der Dienste nicht auf Geld lautet, aufzuheben. Wie würde diese Annullirung geschehen müssen? Natürlich durch völlige Auseinanderbrin-

gung der beiden Parteien, welche nun so von einander scheiden müßten, wie sie zusammen gekommen waren. Das heißt: Madam M. bekäme ihren Acker, ihren Baurengarten und die dazu gehörigen Gebäude zurück; und der Kossäte S. würde ihr weiter nichts zahlen, ihr weiter nicht Dienste leisten, für sie weiter keine Lasten tragen. — Sie wissen aber Selbst, daß es in Frankreich nicht so ging. Da hätte unsre Freundinn ihre jährliche Pachtrevenüe und oben drein ihren Acker Garten und Gebäude, das heißt das Kapital und die Zinsen zugleich, verloren.

Für solche schreiende Ungerechtigkeit scheinen die Französischen Gesetzgeber, es sei nun wegen des stürmischen Enthusiasmus, oder wegen der noch stürmischeren Noth, allen Sinn verloren zu haben. Aber woher sind auch ihre Deutschen Bewunderer so unempfindlich dagegen geworden?

Einen ganz ähnlichen Vorschlag haben wir in diesen Tagen gelesen. Ich weiß nicht, ob er durchgehen wird; aber er ward doch bei seinem ersten Antrage sehr beklatscht; er kam von einem Manne, der als großer Finanzkenner gepriesen wird; und wenigstens hat seitdem Keiner ihn von der Seite der Ungerechtigkeit bestritten. Er kann also, ob ich gleich die künftige Entscheidung darüber nicht

vorauszusagen im Stande bin, wenigstens als Beispiel für mich dienen.

Die Gemeinden gaben in Frankreich, wie allenthalben, Etwas zur Unterhaltung ihrer Kirchen und ihrer Geistlichen. Auf dem Lande geschah dieses natürlicherweise wiederum nicht in Geld, wenigstens nicht dem größten Theile nach; sondern theils durch Grundstücke, theils durch Besteurung. Jeder Bauer des Kirchspiels giebt von seinem Lande ein Stück ab, auch schenkt oder vermacht Jemand wohl noch außerdem einen Theil: daraus entsteht der Pfarracker und die Geistlichen Güter. Da dies meistens nicht genug ist, muß noch sonst ein Beitrag entrichtet werden; dies kann nur geschehn, wenn man selbst etwas hat. Folglich ward es auf die Aernte verlegt: und so erwuchs der Zehnten. Bekanntlich hob die Nazionalversammlung die Zehnten auf, nahm die Domänen der Geistlichkeit an sich, und übernahm dafür die Erhaltung der Kirchen und der Pfarrer. — Ganz neulich hat nun Hr Cambon (welchen seine Freunde den Kontrollör General der Republick nennen), unter lautem Beifall, vorgeschlagen: „Dies Geld im „Schatz zu behalten, und jeden Bürger und Bau„ren, welcher Geistliche haben wolle, die Geist„lichen bezahlen zu lassen.“

Ich will hier nicht fragen: Ob nicht die schrecklichste Verwilderung erwachsen muß, wenn man es ganz in die Willkür der Gemeinden stellt, Geistliche und Schullehrer zu haben, oder nicht? Ich will nicht fragen: Wozu ein Nazionalschatz dann ist, wann er so jede öffentliche Anstalt den Bürgern selbst zur Last schieben darf? Ich rede hier bloß von der Gerechtigkeit, und der Sicherheit des Eigenthums.

Die Zehnten waren den Gemeinden geschenkt, diese können sie den Geistlichen wieder anbieten. Allein ein Theil des Ihrigen war auch von ihnen hingegeben, zu einem bestimmten Zwecke hingegeben (der Pfarracker); man zieht ihn ein, und sie sollen nun noch einmal zusammentreten, und wieder zu dem nehmlichen Zwecke eben so viel zusammenschießen. Und das verlangen die Volksfreunde? Die ewigen Lobredner der Freiheit? — Gesetzt aber, die Gemeinde bringt noch einmal einen Pfarracker zusammen; was sichert dann denselben gegen eine neue Räuberei des Schatzes? Und so kann es ja in alle Ewigkeit gehn!

Sie sehen, mein Freund, daß ich nur einen kleinen Theil desjenigen berühre, worüber wir oft mit einander disputirt haben. Aber auch schon hierbei herrscht, meiner Meinung nach, so viel

Ver-

Verwirrung in den Begriffen und so viel Ungerechtigkeit in den Grundsätzen, daß ein Senat, welcher sich dergleichen zu Schulden kommen läßt, unmöglich das daurende Wohl eines Volkes schaffen kann.

Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort.

E. v. R.

6.

Wie Einige itzt anfangen, die Ziehensche Prophezeihung zu deuten.

Daß weder treffender Spott, noch überzeugende Vernunftgründe, die Anhänglichkeit an Wunder- und Prophetenglauben ausrotten können, ist bekannt; denn es giebt eine eigne Gemüthsstimmung der Menschen, vermöge welcher ihnen die widersprechendsten Behauptungen sehr treffend und die dunkelsten Geheimnisse ungemein deutlich erscheinen. Ja, selbst die Erfahrung von der Nichtigkeit einer Weissagung ist keine Lehrmeisterinn für sie. Wer einmal jene Gemüthsstimmung hat, lächelt über alle Widerlegungen und Beweise; höchstens schweigt er: aber nicht auf lange. Denn bald wird sich irgend Etwas zutragen, worin er die Erfüllung seiner

ner mystischen Hieroglyphen, welche er freilich selbst ehemals ganz anders deutete, nun augenscheinlich findet.

Diesen Fund hat seit einiger Zeit wiederum die Schwärmerei gethan; und ich will Ihnen doch melden, wie man hin und wieder anfängt, die Ziehensche Anzeige von einer großen Revoluzion unsrer Erde *) zu erklären. Nehmlich, seitdem sich die Völkerbewegungen äußern, soll nun jene physische Erschütterung „eine dem neuen Seher unter „starken Bildern geoffenbarte Veränderung mit den „Völkern des Erdbodens" bedeuten.

Kein Wunder, daß man hierbei an Frankreich dachte; den wer denkt itzt nicht an Frankreich? Will man doch sogar dies Land in der Offenbarung Johannis, und den König unter dem Bilde des Thieres im 13ten Kapitel, finden. Den freilich giebt LVDoVICVs die Zahl Sechshundert und Sechs und Sechzig.

Es kann doch einen Augenblick vergnügen, die witzelnde Art anzusehn, wie man jene Thorheit des Zellerfeldischen Propheten auf die itzigen Umstände anwendet. — Den ersten Hauptstoß ließ er bekanntlich aus den Schweizergebirgen hervorgehn.

Dar-

*) Man s. davon unter andern Berl. Monatsschr. 1783 August S. 145, und Dezember S. 517. B.

Darunter soll nun der Schweizer Necker gemeint sein: weil derselbe durch seinen Rath, die Notablen und die Stände zu versammeln, zu der Revoluzion in Frankreich die erste Veranlassung gab. Oder es können auch, heißt es, die Schriftsteller Voltäre und Rousseau, als die vornehmsten Lobpreiser der Freiheit, darunter verstanden werden; indem der Erste an der Helvetischen Gränze wohnte, und der Andere ein geborner Schweizer war.

Unter dem zerstörenden Erdbeben am Oberrhein könne man sich, wie diese Ausleger sagen, verheerende Kriegsschaaren und ihre Wirkungen und Gegenwirkungen denken. — Der Untergang einiger tausend Oerter im südlichen Deutschland, und der Tod etlicher Millionen Menschen dabei, könne gleichfalls durch Kriegsunruhen wahr werden: zumal, wenn man, wie billig, auch die Französisch-Deutschen Lande dazu rechne. Auch lasse es noch wohl eine andere bequeme moralische Auslegung zu. — Das angekündigte Versiegen des Bodensees und des Rheinstroms deute auf einen gewaltigen Krieg, und gegenseitiges Ueberziehen der Franzosen und der Deutschen. Denn gewöhnlich nehme man doch den Rhein für die Scheidewand dieser beiden Länder an. Auf ähnliche Art habe es auch ehedessen vom Euphrat geheißen, daß er vertrocknen werde, als dem Jüdischen Reiche

der Untergang durch ein Volk, welches jenseits dieses Stromes wohnte, sei verkündigt worden.

Unter der gänzlichen Trennung des südlichen Europa von dem nördlichen, könne eine völlige Absonderung, im politischen und sittlichen, vielleicht auch im religiösen Verstande, gemeint sein. — Eben eine solche Art von Trennung sei auch nur zu verstehen, wenn es heiße: daß Deutschland physisch von den Alpen, den Niederlanden und Frankreich abbrechen werde; und daß Deutschland selbst zerbröckeln, und namentlich Oestreich von benachbarten und ihm gehörigen Provinzen gespalten, und einzeln stehen bleiben werde.

Daß hingegen das Meer zwischen England, Frankreich und den Niederlanden dergestalt austrocknen solle, daß die Schiffe auf dem Grunde sitzen bleiben, könne auf eine politische und sittliche Vereinigung zwischen diesen Seestaaten gehen. Theils würden dann unter ihnen keine Seekriege mehr Statt finden; theils lasse sich eine enge Verbindung durch ein leichtes Verkehr auf festem und ebenen Boden vorstellen; wie z. B. ehedem König Ludwig in Absicht Spaniens sagte: Nun giebt es keine Pyrenäen mehr. (Daß übrigens Ein Wort gerade entgegen gesetzte Dinge ausdrücken kann, das Austrocknen des Wassers hier nehmlich

Frie-

Friedensvereinigung, und oben, bei dem Rheine und Euphrat, verheerenden Krieg bedeutet: ist freilich ein sehr bequemer Umstand, damit der Prophet bei Ehren bleibe.)

Daß das Harzgebirge als Deutschlands Grundpfeiler vorgestellt werde, könne wohl diejenigen Fürsten und ihre weisen Maaßregeln anzeigen, in deren Staaten dieses Gebirge belegen ist: nehmlich das Haus Braunschweig, Brandenburg, Hannover. — Wenn übrigens Ziehen das Nördliche Deutschland von dem prophezeiheten Erdbeben nicht ergriffen werden, und keine Zerstückelung erleiden läßt; so sagen sie, daß auch die Sibyllinischen Bücher den Norden sicher stellen, während sie die ganze übrige Erde in Feuer und Verwüstung untergehen lassen. Und sie erinnern zugleich, daß es theils der Lage, theils den moralischen und politischen Umständen nach, sehr wahrscheinlich sei, daß das Nördliche Deutschland keine erschütternde Unruhen empfinden werde. — So legen sie auch alles Uebrige aus.

Sie gedenken sich nun, daß dem verst. Ziehen diese Dinge etwa in einem göttlichen Traume, wodurch man gerade noch kein Prophet wird, unter den beschriebenen Bildern von einem physischen Erdbeben bekannt gemacht worden. Er habe nun aber diese Bilder selbst nicht verstanden, und sie im buchstäblichen Sinne genommen; wie er sich denn auch, in Absicht der Zeitbestimmung, um 10 Jahre geirrt, da er seine Revoluzion des Erdbodens zwischen 1779 und 1786 ansetzte. Um übrigens dem Gespötte zu entgehen (welches ihm doch freilich nicht ganz gelungen ist), habe er nicht von einem Gesicht

im Traume reden wollen, sondern lieber seine Anzeige, als aus astronomischen und physischen Gründen hergenommen, dargestellt: da doch solche Gründe und Berechnungen zu dergleichen Gedanken und Aeußerungen bei weitem unzureichend seien.

Wenn alles dies im Ganzen vernünftiger klingt, als man es von Anhängern der neuen Propheten erwarten sollte; so zeigt hingegen ihre letzte Deutung, daß sie mit nichten gesonnen sind, uns andern Menschenkindern gleich zu werden. Ziehen spricht nehmlich von „der Kopei des Menschensoh„nes, welche am Ende, um diesen Greueln Einhalt „zu thun, erscheinen wird." Und darunter verstehen sie denn keinen Andern, als den neuen Heiligen Emanuel Swedenborg, welcher leibhaftig mit dem Neuen Jerusalem *) vom Himmel auf Erden herabkommen werde. Seine Universalkirche wird, wie sie sagen, die herrschende werden; dieselbe wird, wie sie weiter sagen, alle Religionssekten in der Welt, selbst die Juden und Türken nicht ausgenommen, ja sogar — wer sollte es glauben? — die Jesuiten und die Philosophen mit einander vereinigen.

Sch.

*) Man s. davon Berl. Monatsschrift 1788 Jänner, S. 4.

Jena, gedruckt bei Joh. Mich. Mauke.

1.

An die Muse

nach vollendeten lyrischen Gedichten.

Horazens dreißigste Ode des dritten Buches.

— ◡ — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ ◡

Dauerhafter als Erz, höher als Könige
Pyramiden gethürmt, stell' ich ein Denkmahl auf,
Das kein Regen zernagt, Boreas Allgewalt
Nie zu stürzen vermag, nie der Jahrhunderte
Lange Reihe, die fortströmenden Zeiten nie.
Nicht ganz sterb' ich, ein nicht schlechter Theil meiner wird
Libitinen entgehn'; wachsend erhält sich mein
Ruhm, so lange noch still feirend zum Kapitol
Die Vestalinn und Roms Pontifex steigen wird.
Hören wird man, ich schwang da, wo der Aufidus
Braus't, wo wasserarm einst Daunus ein bäurisches
Volk beherrschete, früh mich aus dem Staub' empor;
Sang, der erste, mein Lied kühn nach Aeolischen
Weisen Latien vor. Laß mir den edeln Stolz,

Der Verdiensten geziemt: winde den Delphischen
Lorbeer mir um die Stirn, Freundinn Melpomene.

* * *

Anmerkungen.

In kalter Prose so stolz von sich zu sprechen, wie Horaz in dieser Ode thut, wäre Thorheit: daher auch die häufigen Vorreden dieser Art einem jeden mißfallen. In der lyrischen Dichtkunst aber ist dieser Stolz seit Pindars Zeiten, und vielleicht lange vor ihm, im Gebrauch gewesen und verziehen worden. Die Gottheit, von der man annimmt, daß sie aus dem begeisterten Odendichter spricht, kann so rühmlich von sich selbst sprechen, wie Jupiter beim Homer; nur muß dieser Selbstruhm auf Wahrheit gegründet sein.

V. 6, 7. **Ein nicht schlechter Theil meiner wird Libitinen entgehn.**) Libitina, die Leichengöttinn hatte bei den Römern ihren Hain und Tempel, in dessen Nachbarschaft der allgemeine Begräbnißplatz lag.

V. 8, 9. **So lange noch still feirend zum Kapitol die Vestalinn und Roms Pontifex steigen wird:**) Das heißt, so lange Rom stehen wird, welches man damals das ewige Rom nannte. Horaz hat noch länger gelebt, als der Pontifex und die Vestalische Jungfrau auf das Kapitol gestiegen sind; und die ewige Dauer, die er durch diesen Ausdruck seinen Schriften weißagt, hat die höchste Wahrscheinlichkeit. So lange die Sprache der Römer nicht untergeht, so lange wird er auch gelesen werden. Daß diese aber nicht untergehen wird, verbürgen uns so viele gelehrte Völker, welche sie von Jugend auf erlernen, und die Meisterstücke in derselben durch ihre Druckereien vervielfältigen, auch sie zu eigenen gemeinnützigen Schriften gebrauchen. Und weil diese kurze, nachdrückliche, sich nicht mehr ändernde Sprache zugleich die allgemeinste ist; so bedienen sie sich derselben auch zu Ueberschriften der öffentlichen Gebäude und Denkmähler, und besonders der Gedächtnißmünzen, welche auf die Nachwelt kommen und

und von der ganzen Welt verstanden werden sollen. Eben so wie die weisesten Künstler zu Bildsäulen grosser Männer die Trachten der alten Römischen Kaiser und Feldherren wählen, die nicht allein malerisch schön und unveränderlich, sondern auch bereits zu einer Ehrentracht erhoben sind: dagegen die meisten neuern Trachten sich oft auf eine so schlechte Weise verändern, daß sie uns unnatürlich und lächerlich vorkommen, sobald die Mode veraltet ist.

V. 10. **Da, wo der Aufidus braus't.**) Der Aufidus war ein Fluß in Apulien, dem Vaterlande des Horaz.

V. 11, 12. **Wo, wasserarm, einst Daunus ein bäurisches Volk beherrschete.**) Weil des Daunus Reich arm an Wasser war, nennt der Poet ihn selbst auf eine kühne Weise arm an Wasser. — Man sehe hier eine ganz neue Meinung von dieser Stelle. „Daunus, „ehemals ein Fürst in dem Daunischen Apulien, itzt „ein Flußgott. Dieses scheint die beste Erklärung zu „sein. Vielleicht war Daunus von einigen Dichtern des „Alterthums zu einem Flußgotte erhoben worden: denn „in den Erdbeschreibungen der Alten findet man keinen „Fluß dieses Namens.“

„Es scheint keine zu verwegene Muthmaßung zu „sein, wenn wir annehmen, im Lateinischen Text habe „gestanden:

Et qua pauper aquae Daunus agrestium
Regna ambit populorum.

„Ein Abschreiber kann leicht das m in ambit ausgelas„sen haben, und er selbst, oder der Besitzer seiner Ab„schrift hat dieses fehlende m mit einem feinen Strich „über dem a zu ergänzen gesucht. Dieser feine Strich „ist vergangen, oder der nachfolgende Kopist hat ihn „übersehen, und anstatt regn' ambit *regnabit* gelesen. „Weil aber ein solcher Daunus nicht erst regieren wird, „sondern bereits regieret hat, so mußte er nothwen„dig regnavit für die rechte Leseart halten, und wegen „der beiden Genitiven agrestium populorum regnavit „zu einem den Römischen Ohren ziemlich hart klingen„den Gräcismus seine Zuflucht nehmen. Einige Nach„folgende

„folgende haben dieses bereits für allzukühn gehalten, „daher findet man in einigen Handschriften regnator „populorum."

So weit ein neuerer Erfinder von Lesearten. Man kann ihm nichts entgegensetzen, als daß Horazens Gräcismus die Ohren Römischer Poeten nicht beleidigt haben muß, weil er kein Bedenken getragen hat, ihn öfter zu gebrauchen. Er sagt: desine querelarum, abstineto irarum, decipitur laborum, solvuntur operum. Auch Virgil, Plautus und Andere bedienen sich dieser Art zu reden. Der erstere sagt: belli laborum miror, veterum malorum laetor, veteris Bacchi implentur. — Wollte man aber, anstatt den Daunus wasserarm zu nennen, weniger kühn sein Landvolk so heisen, so könnte man lesen: Et qua pauperum aquae Daunus agrestium regnavit populorum, zumal da das Wort pauperum wegen der Elision ohnedas pauper' aquae ausgesprochen wird, und der Abschreiber, wenn ihm die Verse diktirt worden sind, die Endsylbe *um* leicht hat auslassen können. Doch kann man sehr wohl bei der alten Leseart bleiben.

V. 12. Schwang früh mich vom Staub' empor.) Von der Niedrigkeit eines Menschen aus dem Sklavengeschlecht schwang sich Horaz sehr jung unter dem Brutus zum Kriegestribun empor, und kam bald zum vertrautesten Umgange mit den größten Männern im Staat, worunter selbst Augustus war. Auch sagt er an einem andern Ort, daß es keine geringe Ehre sei, mit grosen Männern gelebt zu haben. Man warf dem Dichter oft sein niedriges Geschlecht und sein grobes Vaterland vor: hier zeigt er, daß er sich dessen nicht schäme. Rühmlich ist es, seine Landesleute zu übertreffen; rühmlich ist es, sich durch Verdienste empor zu schwingen, und nicht durch blose Geburt.

Andere ziehen das ex humili potens auf das dichterische Talent des Horaz, weil er an einem andern Orte die Poeten vates potentes nennt, und sich von den Versen, die er in seiner ersten Jugend gemacht hatte, (denn er sagt: paupertas impulit audax ut versus facerem) sehr bald höher geschwungen haben mag; und alsdann kann

kann der Deutsche Ausdruck: Ich schwang mich aus dem Staube auch hierauf gehen. So wenig die Zweideutigkeiten, die in der Lateinischen Sprache häufig vorkommen, eine Schönheit sind, so hat man diese doch nicht ganz vertilgen wollen, weil der Dichter seine Worte vielleicht mit Fleiß auf Schrauben gestellt hat.

Noch eine dritte Zweideutigkeit ist es, wenn man mit dem Bentley den Ausdruck ex humili potens auf den Daunus zieht, der vielleicht von niedriger Herkunft gewesen ist und sich endlich zum Regenten empor geschwungen hat. Dieser Erklärung folgt Batteux in seiner Uebersetzung; Pallavicini aber läßt die schwürige Stelle lieber gar weg.

V. 13, 14. **Sang, der erste, mein Lied kühn nach Äolischen Weisen Latien vor.)** Nicht allein den Plan und die Erhabenheit in den Gedanken, die Kühnheit in den Ausschweifungen, die Neuheit in Worten und Redeverbindungen, sondern auch die wohlklingenden Sylbenmaße der Griechen und besonders des Alcäus aus der Äolischen Insel Lesbos, ahmte Horaz nach, und machte diese noch wohlklingender, als er sie fand: ein Verdienst, worauf er sich mit Recht etwas zu Gute that. Denn in den wohlklingendsten Sylbenmaßen ungezwungen zu schreiben, scheint sehr schwer zu sein, indem es mehrentheils das Letzte ist, was man zu erlernen pflegt. Ja, es giebt Leser, die ihren Horaz auswendig wissen, für die Sylbenmaße seiner Oden aber kein Gehör haben, und ihnen unsre Jamben weit vorziehen, und besonders unsre gereimten Jamben: vermuthlich weil sie daran gewöhnt sind.

V. 14, 15. **Laß mir den edlen Stolz, der Verdiensten geziemt: winde den Delphischen Lorber mir um die Stirn, Freundinn Melpomene.)** Den Delphischen oder Pythischen Lorber des Apollo, der zu Delphi oder Pytho am Parnaß seinen vornehmsten Tempel hatte, und dort aller Welt Orakel gab.

Horaz hatte den Vorsatz, mit dieser Ode seine Lyrischen Gedichte zu beschließen: denn wir wissen aus dem Berichte seines alten Biographen, daß er nur drei

Bücher Oden ans Licht geben wollte, und erst lange Zeit hernach, auf Zunöthigung des Augustus, das vierte Buch hinzuthat. Vielleicht hat er zu dieser stolzen Schlußode noch eine besondere Veranlassung gehabt. Viele Römischen Grammatiker, worunter die meisten Griechlein waren, mögen ihn in ihren kritischen Schriften leicht einen bloßen Nachahmer und keinen Römischen Originaldichter genannt, auch die Einführung Griechischer Sylbenmaße verworfen, und bewiesen haben (denn was konnte ein Griechischer Sophist nicht beweisen?), daß sie sich zur Lateinischen Sprache gar nicht schickten. Horaz hat keine Gegenbeweise führen wollen, sondern durch eine meisterhafte Ode gezeigt, daß er sich aus dieser Nachahmung und aus dieser Neuerung eine Ehre mache. Wenn einen Milton seine Zeitgenossen getadelt hätten, daß er sein Heldengedicht nicht gereimt habe, und zugleich, nach ihrer Art, bewiesen hätten, daß der Reim eine herrliche Erfindung sei, indem man bei dem ersten Reime schon daran denke, was für ein zweiter wohl darauf folgen werde, welches eine angenehme Ueberraschung hervorbringe: so hätte Milton Recht gethan, wenn er ganz gelassen die Sache umgekehrt, und sich eben deswegen gerühmt hätte, daß er sein Heldengedicht nicht gereimt habe. Es ist natürlich, daß auf die ungerechte Anklage des Neidischen, oder dessen der nicht Kenner genug ist, eine Vertheidigung erfolgt: hieraus entsteht bei einem Demosthenes eine Rede für die Krone, und beim Horaz eine Ode wie diese.

Berlin.

Ramler.

2.

Wie der Unterschied der Stände auch schon in dem ersten Socialkontrakt gegründet sein könne?

Daß die Noth den Landeigenthümern die Vertheidigung ihrer Ländereien gegen den Einbruch des Meeres, oder eines andern Feindes, auferlegt habe; und daß dieselben solchergestalt als Landesvertheidiger im ersten Range stehen *): giebt man endlich zu. Nur sind Einige der Meinung: daß, außerdem, alle Menschen gleiche Rechte besitzen müßten, und sich aus freiem Willen nie anders vereinigt haben würden. Aber auch hierin kömmt ihnen die Erfahrung nicht zu Statten, wie ich itzt an einem merkwürdigen Theile des Socialkontrakts einzelner Wohner, dergleichen die alten Deutschen meistens waren, zeigen werde.

Diese hatten sich nehmlich vereinigt: daß sie, wenn Einer von ihnen seine Wohnung durch Feuer, oder sein Schiff, verlieren würde, einander mit einem Hausbalken, oder mit einem Dielenblocke, aushelfen wollten. Karl der Große, welcher alle Vereinigungen fürchtete, ließ diese bestehen; nur wollte

*) Man s. Berl. Monatsschr. 1791 Junius, S. 427.

wollte er nicht, daß solche künftig unter dem Siegel des Eides fortdauren sollten: vermuthlich um zu verhindern, daß dieselben in Geheime Gesellschaften, welche von den Christen Teufelsgilden genannt wurden, ausarteten. Seine Worte sind folgende:

De Sacramentis pro Gildonia invicem conjurantibus, ut nemo facere praesumat. Alio vero modo, de eorum *eleemosynis*, aut de *incendio*, aut de *naufragio*, quamvis conventionem faciant, nemo in hoc jurare praesumat *).

Unter allen Kontrakten, wodurch sich einzelne Wohner zuerst mit einander verbunden haben, scheinet mir der zu einer solchen gegenseitigen bestimmten Hülfe der allernatürlichste, und gewissermaßen der Zweck der Gesellschaft selbst zu sein. Noch itzt, ungeachtet wir Brandassekurazionsgesellschaften haben, erwartet ein Landeigenthümer im Stifte Osnabrück, wo diese noch einzeln auf ihren Höfen wohnen, wenn ihm seine Wohnung abbrennt,

*) Capitul. anni 779, §. 16. — Zu Deutsch: „Eide, zu einer Gilde sich zusammen zu schwören, soll „Niemand zu thun sich unterstehn. Sonst aber, „zu Beisteuren, oder wegen Brandes, oder Schifbruchs, darf man wohl eine Vereinigung schließen, „nur soll Niemand darauf schwören dürfen.

brennt, von seinen Mitgenossen einen Eichbaum zum Hausbalken. Auch zweifle ich gar nicht daran, daß unter den von Karl dem Großen erwähnten Eleemosynis (Beisteuren) auch noch andere Arten bestimmter Beihülfe, als z. B. daß Einer dem Andern bei Viehsterben, Hagelschlag, u. s. w. mit einem Rinde oder mit einem Fuder Korn aushelfen sollte, begriffen gewesen sind. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß ähnliche Verbindungen, sich auch einander bei freudigen Begebenheiten, als Hochzeiten und Ausstatungen der Kinder, beizuspringen, unter ihnen bestanden haben; indem davon noch Spuren genug vorhanden sind, und der Weg der Vernunft so gerade darauf zugeht. Selbst die Prinzessinnensteuren haben schwerlich einen andern Ursprung.

Nun muß es einem Jeden einleuchten, daß dergleichen Vereinigungen, besonders zu der Zeit wo es noch kein Geld und keine geldreiche Bürger gab, bloß unter Menschen Statt finden konnten, die Eichenbalken und Dielenblöcke auf ihren eigenen Gründen hatten; und so machen auch hier wiederum die Landeigenthümer, als Mitglieder dieser Assekuranzkompanie, eine edle Klasse aus, die sich von vielen andern Menschen unterscheidet. Man fühlt, daß es eine auffallende Mißheirath war,

war, wenn der Sohn eines Landeigenthümers, welchen hundert Ebengenossen mit einer kontraktmäßigen Beisteuer ausrüsteten, sich eine Braut wählte, die höchstens von ihren Eltern und Verwandten beschenkt werden konnte.

So kann der Unterschied der Stände in einem Staate oder Vereine sein, welcher noch gar keine Obrigkeit, und höchstens einen Herold kennet, der ein Wort des Friedens von einem suveränen Landeigenthümer zum andern trägt; worin sich weder Lehnsherrn noch Vasallen finden; und worin der Richter, wie bei den alten Deutschen, zu Verhütung aller Erbwürden, jährlich von neuem gewählt wird.

Noch größer aber wird dieser Unterschied da sein, wo alle Umstände einen Socialkontrakt mit einer bestehenden ausübenden Gewalt erfordern. Hier wird diese, da sie bei mächtiger Handhabung des gesellschaftlichen Bandes, oft in den Fall kömmt, sich den Haß und die Rache übelgesinnter Mitglieder zuzuziehn, ohne eine besondere Wehrung oder eine ganz besondere Heiligung nicht genug gesichert, und Keiner so thöricht sein, solche zu übernehmen, wenn ihm nicht der ganze Verein eine bestimmte Sicherheit stellet. So versicherten die Angelsachsen

sen ihrem Könige ein Wehrgeld von 30000 Thrymsen*), ihrem Erzbischofe eins von 15000, ihrem Bischofe von 8000, dem Priester von 4000, und dem Thane oder Hauptmann von 2000: welches derjenige bezahlen sollte, der sie erschlagen würde. Diese Wehrung mußte sich nothwendig auch auf ihre Frauen und Kinder, nach einem gewissen Verhältnisse, erstrecken: weil Mancher sich sonst an den Kindern der öffentlichen Gewalthaber gerächet haben würde, der nicht soviel in Vermögen gehabt hätte, das Wehrgeld ihrer Väter zu bezahlen.

Und hier, in dieser politischen Wehrung des Geblüts, liegt meines Ermessens auch der Grund zu dem forterbenden Unterschiede der Stände. Die Landeigenthümer haben überall den ersten Adel ausgemacht; und ihre Kinder haben immer nothwendigen Antheil an der Wehrung der Eltern gehabt. Die zweite Quelle des Adels ist die ausübende Gewalt; deren Wehrung sich den Kindern ganz

*) Thrymse ist wahrscheinlich zusammengezogen aus tres tremisses; obgleich *Spelmann* h. v., und *Wilkins* in Gloss. ad LL. Angl. v. Marca, sich in die Berechnung nicht finden können. Tres tremisses machten bei den Sachsen den schweren Solidum aus; LL. Sax. §. 17, bei *Lindenbr.* p. 478. In judic. civit. Lond. bei *Wilkins* werden 266⅔ Thrymse auf 200 Solidos Mercios gerechnet. Die Solidi Mercii verhielten sich also zu den Sächsischen, wie unser itziges Kurrent zum Speciesgelde.

ganz natürlich mittheilte. Und so ist es in der That lächerlich, wenn man von dem physikalischen Umstande: daß alle Menschen auf einerlei Art zur Welt kommen, oder einerlei Blut in ihren Adern haben, gegen jene politische Wehrung Schlüsse macht.

Herr Hofrath Meiners *) hat den Unterschied der Stände in der beständigen Achtung, welche die Nordischen Völker auch für das physikalische Blut ansehnlicher Männer gehabt, vortreflich gegründet. Ich glaube aber, daß man jene politische Wehrung mit zu Hülfe nehmen könne.

Osnabrück. Möser.

3.

Ueber die Zigeuner;

besonders im Königreich Preußen.

Die schätzbare Schrift des Herrn Grellmann über die Zigeuner **) bedarf noch manchen Beitrages und mancher

*) Geschichte der Ungleichheit der Stände, S. 28.

**) „Historischer Versuch über die Zigeuner; betreffend die Lebensart und Verfassung, Sitten und „Schicksale dieses Volks seit seiner Erscheinung in „Europa, und dessen Ursprung. Von H. M. G. „Grell-

mancher Berichtigung: damit man die genauere Beschaffenheit dieser Fremdlinge immer besser kennen lerne, welche nun bald 400 Jahre lang *), und anitzt wohl eine halbe Million Seelen stark, in Europa — und vielleicht noch zahlreicher, man weiß nicht seit wann, in Nordafrika und Vorderasien — herumschwärmen.

Der Beitrag, welchen ich hier liefere, ist vielleicht um desto willkommner, da er aus einem Lande stammt, welches Hr. Grellmann, der dem Aufenthalte und den Schicksalen der Zigeuner in ganz Europa ziemlich sorgfältig nachgespürt hat, gar nicht einmal nennet. Wie sollten aber diese Menschen, deren sich eine so große Zahl in Polen, in Rußland, und im ganzen Norden findet, nicht auch nach Preussen gewandert sein? Vielmehr waren sie auch da so überlästig, daß — nach dem harten Geiste der ehemaligen Gesetzgebung, wo nicht bloß auf begangene mäßige, sondern auch auf noch gar nicht begangene, aber von gewissen Menschenklassen vermuthete, Verbrechen Lebensstrafen ohne Gnade verordnet wurden — es in einem Edikte Königs Friedrich

„Grellmann, d. W. D. Zweite, viel veränderte „und vermehrte, Auflage. Göttingen, bei Dieterich, 1787." 1 Alphabet in Oktav.

*) In Deutschland erschienen sie im J. 1417, und im übrigen Europa wohl nur wenig Jahre früher.

Friedrich Wilhelm I vom 5 Oktober 1725 heißt: „Die Zigeuner, männlichen oder weiblichen Ge„schlechts, so in den Preußischen Staaten betroffen „werden, sollen, wenn sie über 18 Jahre alt sind, „ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft wer„den, sie mögen vorher schon durch Brandmark, „Staupenschlag, Landesverweisung bestraft worden, „oder zum erstenmal, einzeln oder Volkweise, ins „Land gekommen sein, und Pässe vorzuzeigen ge„habt haben, oder nicht."

Ich wußte, daß im Sommer des J. 1784 über 40 Zigeuner (Männer, Weiber, und Kinder) nach und nach im Ermlande waren aufgegriffen, und in die Königsbergischen Gefängnisse eingebracht worden. Selten mag ein mit diesem Gegenstande sich beschäftigender Beobachter eine solche Anzahl vor sich gesehen haben; und die damals von einem kenntnißreichen Mann angestellten Untersuchungen haben also schon wegen dieses Umstandes einen ausgezeichneten Wehrt. Ich wußte ferner, daß im Preußischen Littauen Zigeuner leben, und daß ein einsichtsvoller Prediger daselbst im J. 1787 angefangen hatte, einige Beobachtungen über dieselben aufzusetzen. Beide Gelehrte indeß fanden nicht Ausbeute genug bei diesem Stof, und verurtheilten ihre Papiere zur Vergessenheit.

Diese

Diese so gut als verwaisseten Papiere wurden mir mitgetheilt; und ich freue mich, zugleich die Erlaubniß des öffentlichen Gebrauches erhalten zu haben. Denn man wird, wenn mich nicht Alles trüget, das was ich daraus mittheile, gewiß nicht ohne Interesse lesen. — Eine genaue Bestimmung dessen, was jedem der Herrn Verfasser, und was mitunter auch mir gehört, ist für den Leser nicht allein unnöthig: außer wo es auf einen Gewährsmann ankömmt, und da ist derselbe jedesmal angeführt; sondern lief auch gegen die Bedingungen des mir verstatteten öffentlichen Gebrauchs.

Die Aufsätze betreffen theils die Beschaffenheit und Lebensart dieses Volkes, theils dessen Sprache. Man weiß itzt, vermittelst der letzteren, daß dieses Volk Hindostanischen Ursprunges ist; aber bei weitem hat man die Sache noch nicht scharf genug untersucht. Meine Papiere liefern ein mit so kritischer Sorgfalt, wie noch nie vorher, aufgenommenes Wörterbuch nebst Grammatik der Zigeunersprache; imgleichen eine Darstellung des Hindostanischen, welche sich wahrlich nicht mit einzelnen gleichklingenden Wörtern begnügt. — Doch hiervon nachher. Zuerst gebe ich einige Nachricht von dem physischen und moralischen Charakter dieser Preußischen Zigeuner.

B.

Was

* * *

Was ich über diesen Gegenstand schreibe *), ist mehr das Resultat meiner eigenen Beobachtung und der Erkundigung bei Andern, als der eigenen Geständnisse meines Zigeuners. Von letzterem habe ich, was den Charakter und die Gewohnheiten seines Volkes betrift, nichts anders als alles Rühmliche vernommen. Die Delikatesse hat mich hiernächst auch zurückgehalten, ihm Fragen vorzulegen, die ihm eine Schamröthe hätten abjagen und sein Vertrauen zu mir schwächen mögen.

Die hiesigen Zigeuner haben sich länger als 50 Jahr in dem Domänenamte Budupönen, bald in einem, bald in dem andern Dorfe desselben, aufgehalten. Die umliegenden Aemter toleriren sie, den Königlichen Befehlen gemäß, nicht; wogegen die vormaligen Generalpächter des Budupönschen Amtes sie zur Vermehrung ihrer Einnahme gern aufnahmen; indem die Zigeuner nicht nur den Bier- und Branntweinsdebit merklich vergrößern (sie lassen sich gewöhnlich in solchen Dörfern nieder, in welchen Schankhäuser sind); sondern auch, gleich

*) Was zunächst folgt, ist von dem Littauischen Pfarrer, Hrn Z—l; theils aus dessen gelegentlichen Aufsätzen, theils aus seinen Antworten auf geschehene Anfragen.

gleich andern Losgängern, den sogenannten Kopf- und Hornschoß erlegen müssen, welcher den Päch- tern gleichwohl nicht zum Anschlage gebracht wird. Seit einigen Jahren ist mein Zigeuner, doch mit Ausschluß seiner Verwandten, auch von der Littaui- schen Kammer, auf Vorstellung des Amtes, zum Lumpensammeln für die Kiautensche Papiermühle privilegirt worden; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er bei diesem Geschäfte bleiben, sich weder in- noch außerhalb dem Amte in den Dörfern auf Betteln betreten lassen, und den Müh- len- und Salz-Anschlag gleich andern Königl. Un- terthanen erfüllen soll. Der unter der itzigen Regie- rung *) neuerlich erlassenen Verordnung zufolge, sollten die Kinder meines Zigeuners und dessen Sei- tenverwandte aufgehoben und weggebracht werden. Allein er wußte diesen drohenden Schlag abzuwen- den: er bleibt mit den Seinigen zusammen, und durchzieht mit ihnen, unter dem Vorwande des Lumpeneinsammelns, die ganze Provinz, nimmt auch Besuche von seinen im Dirschkehmenschen Amte befindlichen Verwandten an.

Welche Befugniß das Amt Dirschkehmen ha- ben mag, die Zigeuner zu toleriren, ist mir nicht bekannt.

*) Geschrieben 1787.

bekannt. Es sind einige unter denselben, welche sich dort mit dem Viehhüten beschäftigen; und diese mögten wohl als nützliche Leute angesehen, und aus diesem Grunde tolerirt werden. Nur ist es zu bedauren, daß sich hinter den Geduldeten so viele auswärtige Zigeuner verstecken, und, unter dem Vorwande eines Besuches ihrer Anverwandten, ihr Wesen im Lande forttreiben. Neulich *) hat sich die hiesige Zigeunerfamilie mit einem überaus hoch und stark gewachsenen Zigeuner, der unter der Königl. Garde gedienet hat, vermehret. Dieser Mensch giebt vor, daß er auf eine Versorgung Anwartschaft habe, sich auch deswegen bei der Gummbinschen Kammer gemeldet habe.

Das gegenwärtige Haupt der Budupönerschen Zigeuner, welches ich meinen Zigeuner nenne, heißt Christoph Adam. Er ist 65 Jahr alt, 5 Fuß 3 Zoll hoch, und der einzige wohlbeleibte Zigeuner, den ich je gesehen habe. Er ist hier in Littauen geboren und auferzogen worden. Bei dem Böhsenschen Garnisonregimente hat er viele Jahre gedient; beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges erhielt er, vermuthlich weil man ihm nicht trauete, einen Laufpaß; nach geendigtem Kriege hat er noch zwei Jahre bis zu seinem Abschiede gedient.

Dieser,

*) Geschrieben im August 1791.

Dieser, mein Zigeuner, hat seine überaus kleine Frau noch am Leben; und mit ihr 3 Söhne und 2 Töchter groß gezogen, welche alle ihre Eltern an Größe etwas übertreffen. Zwei seiner Söhne sind verheirathet; der älteste hat 4, und der andere 2 Kinder. Die älteste Tochter habe ich vor drei Jahren mit einem recht wohlgebildeten jungen Zigeuner, Namens Paskofski, aus dem Dirschkehmenschen Amte und Pillkallnischen Kirchspiel, kopuliret; und bei dieser Gelegenheit in der Kirche eine Zigeunergruppe gesehen, deren Gesichtsfarbe und Bildung mir so sehr auffiel, daß ich viel daran würde gewendet haben, wenn ich sie hätte malen lassen können. Der junge Zigeuner hat itzt zwei ebenfalls wohlgebildete Knaben. An diese väterliche Familie schließen sich noch einige Seitenverwandte an, als des Adams Mutterschwestertochter, und seiner Frauen Halbschwester. Letztere hat einen Schwiegersohn, welcher vier Kinder am Leben hat. Zuweilen kommen aus dem Dirschkehmenschen Amte einige nahe Verwandte dieser Leute hieher, die sich oft eine lange Zeit bei ihnen aufhalten.

Seit dem Herbste 1786 haben die Zigeuner das Dorf Warkallen zu ihrem Wohnsitze erwählt. Da sie in einem Bauerhause, welches gewöhnlich nur

nur eine Stube und Kammer hat, zusammen nicht Raum haben, so quartieren sie sich paarweise mit ihren Kindern bei verschiedenen Bauren ein; doch so nahe aneinander, als möglich ist, damit sie ohne Mühe täglich zusammen kommen können. In den wärmern Monaten sind die ledigen Bauerscheunen ihr liebster Wohnplatz. Ich habe bemerkt, daß die Zigeuner sich im Winter die wärmsten Lagerstellen in den Stuben aussuchen. Das Brennholz muß ihr Wirth unentgeldlich liefern; kaum, daß sie es alsdann klein hacken und in den Ofen werfen, wenn die Stube ihnen nicht warm genug vorkömmt. Der einzige Vortheil, den ein Bauer von den beherbergten Zigeunern für so viele Ungemächlichkeiten, die er von ihnen erdulden muß, erlangt, bestehet in dem Dünger, den sie mit ihren Pferden und Schweinen von dem zusammengebettelten Futter machen, wodurch er seinen Acker verbessert.

Die hiesigen Zigeuner sind nicht alle ganz gleich gefärbt. Mein Zigeuner sieht im Winter wie einer der hiesigen Bauren aus, den die Sonne im Sommer stark verbrannt hat. Nur im Sommer ist seine Gesichtsfarbe dunkel wachsgelb. Da er stark beleibt ist, so hat das Fett die Haut im Gesichte stärker ausgedehnt, und die Schwärze derselben

selben gemäßiget. Seine Frau ist hager, und sie- het zart, aber doch dabei licht olivengelb aus. Seine Söhne sind schon von dunklerer Farbe; die, da sie keine Röthe im Gesicht haben, etwa so ins Auge fällt, als ein schwarzes mit einem gelblich- weißen Flor bedecktes Tuch aussehen mögte. Die verheirathete Tochter ist ganz dunkel olivengelb und beinahe schwarz: ihr Mann dagegen würde, we- gen seiner von der Zigeunerischen Physiognomie ganz abweichenden gefälligen Gesichtsbildung und roth gefärbten Backen, wohl nicht so leicht für einen Zigeuner gehalten werden, ob er gleich brunett ist. Des Letztern beide Knaben haben die Gesichts- bildung ihres Vaters; aber ihre Haut ist doch schon dunkler, als des Vaters, obwohl nicht so braun- schwarz, als der Mutter. Die übrigen Enkel mei- nes Zigeuners sind alle von tiefer Farbe, so wie ihre Eltern, und manche noch dunkler gefärbt. Ein einziger Knabe von 6 Jahren macht hier eine gänz- liche Ausnahme: er ist völlig blond! nehmlich seine Haut ist weiß, seine Augen hellblau, und die Haare dunkelgelb, dabei aber lang und struppicht.

Ob Adams Schwiegersohn von Littauischer Abkunft sei, ist zwar nicht ausgemacht gewiß, aber doch höchst wahrscheinlich. Bei seiner Kopulazion war eine ziemliche Anzahl seiner Verwandten und

unter diesen auch sein Vater aus dem Dirschkeh: menschen Amte gegenwärtig: alle hatten wahre Zigeunergesichter, die einem furchtsamen Zuschauer Schrecken einjagen konnten; nur der Bräutigam hatte mit ihnen allen nichts gemein, als eine etwas durchschimmernde schwärzliche Farbe auf seiner Haut. Die geschäftlose Lebensart dieser Leute, ihr hitziges Temperament, das nahe Zusammenliegen derselben in sehr engen Stuben und Kammern mit denen, welche sie beherbergen, besonders zur Winterzeit, das Umhergehen der Weiber durch die Dörfer, ohne Begleitung ihrer Männer: alle diese Umstände machen es wohl mehr als wahrscheinlich, daß sich dieses Volk mit den Eingebornen des Landes vermische; wiewohl ich kein Beispiel davon anzuführen weiß. Die hintergangenen Männer mögen wohl die Untreue ihrer Weiber ahnen; doch scheinen sie in diesem Punkt eben nicht ekel zu sein, da ohnedas die Erziehung der Kinder mehr den Müttern, als den Vätern, zur Last fällt. Vor wenigen Jahren kam mir eine Zigeunerinn ohne Nase vor. Auf Befragen: wie sie um dieselbe gekommen sei? erzählte sie mir, daß ihr Mann ihr solche in einem Walde, nahe bei der Gränze, abgeschnitten und sie darauf verlassen habe, weil sie ihm seinen Umgang mit andern Weibern in zu

starken

starken Ausdrücken verwiesen habe. Ich vermuthete aber, daß diese unmenschliche That vielmehr eine Wirkung der bei dem Manne erregten Eifersucht gewesen sei. — Der blonde Knabe mit gelben Haaren ist ein Kind des zweiten rechten Sohnes des Adams, und nicht seines wohlgebildeten Schwiegersohnes. Die Eltern dieses Knaben selbst, und zwei noch jüngere Kinder derselben, haben die eigenthümliche Zigeunerfarbe, Augen und Haare. Ich vermuthete daher bei dem ersten Anblick des Knaben, daß seine Mutter sich versündigt haben müsse. Auf meine Verwunderung über die abweichende Farbe und Bildung dieses Kindes, gab mir der alte Zigeuner die Erklärung: daß sich die Mutter an einem deutschen Menschen versehen habe, und daß man dergleichen Ausnahmen mehrere bei seiner Nazion antreffe. Uebrigens gab der Alte diesem seinem Enkel besondere Merkmahle der zärtlichsten Liebe.

Die Dirschkehmenschen Zigeuner sind so, wie Adams Tochter gefärbt; und die sich in Polen aufhaltenden sollen noch schwärzer sein, und sich die Bärte nicht abscheeren. Die Farbe der Haut an den Theilen des Leibes, die vor der Luft verwahret sind, ist etwas, doch fast unmerklich, lichter, als im Gesichte, wovon ich mich durch den Augenschein

 sowohl

sowohl bei alten als jungen Zigeunern überzeugt habe. Die Säuglinge, deren ich einige getaufet habe, sind mehr oder weniger gelb oder brunett gewesen: ihre Farbe war mir aber darum nicht besonders auffallend, weil es unter den hiesigen oft auch eben so gelbe Kinder giebt; welche aber nach einigen Wochen desto weißer werden, je gelber sie zur Welt gekommen waren. Nur an den schwarzen oft anderthalb Zoll langen Haaren habe ich die Zigeunerkinder von den hiesigen hauptsächlich unterscheiden können.

Die Haare sind bei allen, sowohl Männern, als auch Weibern, die ich jemals gesehen habe, (jenen blonden Knaben ausgenommen) schwarz, und bei den Weibern überaus lang. Letztere flechten ihre Haare, doch nicht alle, in Zöpfen zusammen; die mehresten bleiben ungeflochten, und werden sammt den Zöpfen ganz nachläßig auf dem Kopf zusammen gelegt, und mit einem Tuch eingebunden, so daß eine Wolke von Haaren das Genick und den ganzen Hals umgiebt. Die Mannspersonen lassen dieselben, wie die Bauren, fliegen. Mein Zigeuner allein flicht seine grauen und krausen Haare in einen Zopf, welches ihn die Soldaten gelehret haben.

Die Zigeuner sind fast durchgehends von kleiner Statur: nur wenige, zu welchen auch die Söhne meines Zigeuners gehören, sind von mittelmäßiger Höhe und ansehnlich. Bei allen habe ich schmälere Schultern bemerkt als an den Littauern und hiesigen Deutschen. Vorzüglich charakterisirt sie ihre Gesichtsbildung. Ihre Augen sind entweder schwarz oder dunkelbraun, lebhaft: bei vielen Verräther eines hämischen, mißtrauischen, diebischen und zur Gewaltthätigkeit geneigten Gemüths; bei Andern, als bei obgenanntem jungen Zigeuner und dessen schwarzen Frau, Ausleger eines sanften redlichen Herzens. Das obere Augenlied ist mir bei vielen größer vorgekommen, als das untere. Die Augenwimpern sind lang und von starken Haaren, so auch die Augenbraunen, und leztere mehr einer geraden Linie gleich, als gewölbet. Die Nase ist lang, und steht mit den andern Theilen des Gesichts in gutem Verhältniß. Mein Zigeuner und dessen Frau haben in der Mitte etwas erhabene Nasen, und starke Nasenlappen. Bei Einigen habe ich starke und aufgeworfene Lippen gesehen. Die hiesigen Zigeuner aber haben kleine Lippen und einen breiten Mund. Das Kinn meines Zigeuners und seiner Schwägerinn ist breit und rund;

 sei-

seiner Angehörigen aber lang, doch wohl propor⸗zioniret. Die Stirn ist erhaben, mehr gerundet als flach, und hat zu beiden Seiten starke Win⸗kel: ich meine, die Haare wachsen ihnen auf der Mitte der Stirn über der Nase, tiefer ins Gesicht, als in der Gegend der Schläfe. Doch fällt die⸗ses bei den Wenigsten ins Auge, weil ihre strau⸗ben und losen Haare die Stirn mehrentheils be⸗decken. Hervorstehende Backenknochen habe ich an den hiesigen Zigeunern zwar auch, aber vor⸗nehmlich und sehr merklich an den Dirschkehmen⸗schen überall, beobachtet. Der Kopf ist an mei⸗nem Zigeuner hinten, nach oben zu, mehr einge⸗drückt, als nach unten gegen das Genick; und die Ohren bei ihm, so wie bei den übrigen, mehr mit dem obern Theil nach dem Genick hingekehrt und schräge liegend, als bei den Eingebornen. Ihre Finger sind an den Enden zugespitzt, und nicht so rund, als bei den Littauern. Ihre Epidermis ist glatt und glänzend. Nach meinem Urtheil liegt die gelbschwarze Farbe unter der äußern unempfind⸗lichen Haut, und schimmert durch dieselbe durch. An den Mannspersonen habe ich große Schweiß⸗löcher bemerket. Ob sie kalte Hände haben? da⸗von habe ich mich bis itzt nicht belehren können. Meines Adams Hände, die ich angefasset wenn er

zu mir gekommen war, also kurz nach der Bewegung seines Körpers, hatten eine mäßige Wärme.

Da die hiesigen Zigeuner katholisch sind, so hat es mir an Umgang mit ihnen und folglich an Gelegenheit gefehlet, ihre Gemüthsanlage näher kennen zu lernen. Ich zweifle nicht, daß nicht manches große Talent in ihnen vergraben liegen sollte; bei ihrer Erziehung und unregelmäßigen Lebensart bleibt dasselbe aber unausgebildet und ungenutzt. Sie könnten, in Ansehung ihrer Fassungskräfte, vielleicht dem hiesigen Landmanne vorgezogen werden; denn ich habe an ihnen eine besondere Lebhaftigkeit und große Schnelligkeit in ihren Blicken, Reden und Handlungen wahrgenommen. Unzählbare Gassenlieder erlernen sie, und ihre Kinder von ihnen, mit der größten Leichtigkeit; und aus ihren Betrügereien erhellet, daß die Natur ihnen ein ziemliches Maaß des Witzes verliehen habe. An reellen Kenntnissen hingegen, und an guten Sitten, stehen sie wohl den Littauern weit nach, als welchen frühzeitig gute Grundsätze eingeflößet, und von Kindheit an zu nützlichen Geschäften und guten Sitten Anleitung gegeben wird. Diejenigen, bei welchen die Zigeuner wohnen, leiden durch den Umgang mit ihnen an ihrem moralischen Charakter sichtbar. Daher ich, für meine

Person,

Digitized by

Person, die Zigeuner höchst ungern hier sehe, und herzlich wünschte, daß die Landesregierung wenigstens für die Erziehung ihrer Kinder Sorge trüge. Bei Gelegenheiten habe ich die Zigeuner gebeten, ihre Kinder in unsere Schulen zu schicken; sie haben auch aus Höflichkeit versprochen, es zu thun: aber ihr Versprechen bis itzt nicht erfüllt. Vermuthlich wird ihnen solches auch wohl von ihren katholischen Beichtvätern untersagt.

Ihr hitziges Temperament macht sie zum Jachzorn geneigt, von welchem mancher unter ihnen wohl so sehr übereilet wird, daß er vor Bosheit sogar seine eigenen Kleider auf dem Leibe zerreißt. Selten geht ein Saufgelag unter ihnen ohne Schläge ab. Niemals aber habe ich von Schlägereien zwischen ihnen und den hiesigen Leuten gehöret, weil sich die hiesigen von dieser Nazion doch einigermaßen abgesondert halten, und die Zigeuner einige Achtung und Furcht für sie hegen. Mein Zigeuner wird von den Seinigen als ihr Aeltester und Schiedsrichter respektirt. Die Zänker und Schläger gehorchen seinem Wink sogleich, und versöhnen sich, welches ihnen auch nicht schwer ankommen soll, weil ihre Hitze der Vernunft bald Raum giebt.

Es giebt unter ihnen manche bejahrte Personen. Mein Zigeuner ist zwar erst 65 Jahre alt und hat graue Haare; seine Mutter aber hat 80 Jahre gelebt, und sein Schwager ist über 70 alt geworden. Vorzüglich sind mir recht betagte Zigeunerinnen bettelnd vors Gesicht gekommen. So alte Mannspersonen habe ich nicht gesehen.

Die Ehen sind bei den Zigeunern Verträge, welche sie unter sich aufrichten, und selten durch die Trauung feierlich bestätigen lassen. Mein Zig. und dessen Söhne sind in katholischen Kirchen getrauet; dessen Tochter aber ist nach unserer Sitte hier und in Pillkallen gehörig proklamiret und von mir mit ihrem Mann kopuliret worden. Eingeständlich sind die wenigsten Ehepaare im Dirschkehmenschen kopulirt; so auch meines Zigeuners Frauenschwestertochter, welche schon einige Jahre mit ihrem Mann gelebt hat. Da das Band der Ehe, nach den Grundsätzen der Päpstlichen Kirche, unauflöslich ist; so hüten sich diese Leute, welche allen Zwang verabscheuen, vor einem Joch, welches sie um des Gewissens willen nicht wieder abwerfen könnten, wenn es ihnen unerträglich würde. Ich habe es aus sicherer Hand, daß sich unter ihnen viele Ehepaare wieder trennen; und solches geschieht in dem Fall, wenn das Weib nicht Be-

redsam-

redsamkeit genug besitzt, die zum Unterhalt nöthigen Eßwaaren zusammen zu betteln.

Von ehelichen Verbindungen der Zigeuner mit Littauern ist mir kein Beispiel bekannt geworden. Die Verschiedenheit der Leibesgestalt, Religion, Sitten und Gewohnheiten sind eine gar zu große Kluft zwischen beiden Nazionen, die eine so enge Verbindung derselben, als die Ehe ist, verhindern. — Aeusserst selten sind schon die Verheirathungen der hiesigen Deutschen mit Littauischem Frauenzimmer; und noch viel seltner Littauischer Mannspersonen mit Deutschen Mädchen. Denn ein Littauisches Mädchen ist wohl noch eher zu bewegen, die Kleidertracht der Deutschen für die ihrige anzunehmen, als eine Deutsche Jungfrau, ihre Tracht gegen die Littauische zu vertauschen. Und doch wohnen in jedem Dorfe des Niebudzenschen Kirchspiels im Brakupönschen Amte Deutsche und Littauer zusammen, reden auch einer des andern Sprache, und gehören auch größtentheils zu einer Religionspartei. In ganz Littauischen Kirchspielen würde eine solche ungleiche eheliche Verbindung zu den unerhörten Dingen gezählet werden. — Nur Ein Zigeuner ist mir bekannt, der eine Deutsche Magd geheirathet hat. Er ist mit meinem Zig. verwandt, und dienet auf dem bei Kraupischken gelegenen

ade-

adelichen Gute Meschken, als Waldwächter. Ich vermuthe, daß der Gutsbesitzer ihn zu dieser Heirath bewogen hat, um ihn desto sicherer in seinen Diensten zu behalten.

Auf eine Zigeunerische Ehe kann man 5 bis 6 Kinder rechnen, welche auf die Beine kommen. Ein Zigeunerweib gebiert 10 bis 11 Kinder, von diesen sterben 4 bis 5 an den gewöhnlichen epidemischen Kinderkrankheiten. Der Schwager meines Zigeuners hat 9 Kinder, worunter drei Söhne und sechs Töchter sind, groß gezogen. Einer derselben soll, nach Aussage seiner Mutter, bei der Garde in Potsdam stehen. — Das Gebähren fällt den Zigeunerweibern hier eben nicht viel leichter, als den Littauischen. Es giebt in dieser Gegend überhaupt nur wenige Weiber, die sich ihrer Bürde gar bald und ohne Beschwerden entledigen; doch erholen sich die Zigeunerweiber eher in ihrem Wochenbette, als die hiesigen. Sie fahren auch wohl den Tag nach der Niederkunft von dem Orte weg, wo sie ihr Kindbett aufgeschlagen hatten und gehen nach einigen Tagen schon, mit ihren Säuglingen auf den Rücken, in den Dörfern betteln. Ich habe nie gehöret, daß eine Zigeunerinn in der Geburt, oder in den Wochen, gestorben wäre; welches doch den hiesigen, besonders den Deutschen,

Wei-

Weibern bisweilen widerfährt. — Die Warzen ihrer Brüste sollen verschieden gefärbt sein, je nachdem die Farbe ihres Gesichts heller oder dunkler ist. Die Tochter meines Zigeuners, welche ich säugen gesehen habe, hat fast ganz schwarze Warzen; an welchen die den Warzen sonst gewöhnliche Röthe, wegen der überwiegenden Schwärze, gar nicht zu bemerken war.

Die Mannspersonen unter den hiesigen Zigeunern kleiden sich gerade so, wie die hiesigen Deutschen an den Sonntagen. Ein dunkelblauer Rock, eine dergleichen oder anders gefärbte Weste, gelbe lederne Beinkleider, und Stiefeln, sieht man beständig auf ihrem Leibe. Einen Rock von rohem ungefärbtem Tuch, leinene Beinkleider, hölzerne Schuhe (oder Klumpen), oder auch aus Lindenbast geflochtene Schuhe (Parresken) — dergleichen die hiesigen Littauer, auch wohl die Deutschen, imgleichen das Gesinde, täglich zu Hause und auf Reisen zu tragen gewohnt sind — habe ich nie an einem Zigeuner gesehen. Auch ist mir keine Mannsperson von ihnen barfuß vorgekommen. — Die Weiber tragen sich zum Theil wie die Deutschen; die mehresten aber haben, außer einem Kamisol und einem Frauenrock, eine gewirkte bunte Decke um den Leib gehangen. Die wohlhabenden machen

chen sich diese länglicht viereckige Decke von ziemlich feinem dunkelblauem Laken, besetzen die Säume mit breiten blauen Bändern, und befestigen sich die Decke mit einem Haken unter dem Halse, so daß sie wie ein Mantel den ganzen Körper einhüllet. Arme und alte Zigeunerinnen behelfen sich mit einem leinenen Laken, welches sie sich, wie die Littauische Weiber, umhängen. — Die Kinder gehen ein Paar Jahre, eben so wie die Littauischen, in bloßem Hemde; im dritten Jahre aber werden sie weit besser gekleidet, als die hiesigen Kinder.

Die Nahrungsmittel der hiesigen Zigeuner sind für die gegenwärtige Zeit die dem hiesigen Landmanne gewöhnlichen Speisen. In den letzteren beiden theuren Jahren haben sie sich sehr kärglich speisen, und manche Mahlzeit mit Kartoffeln oder Milch fürlieb nehmen müssen. Sonst haben sie, nach der übereimstimmenden Aussage derer, die ihre Diät lange angesehen haben, keine Mahlzeit ohne Fleisch gehalten. Itzt klagen die Zigeuner selbst, daß sie nicht einmal so viel Stücke Brot von den Leuten erhalten, als sie vormals Fleisch eingesammelt hätten, ja sogar nicht Mehl genug bekommen könnten, ihre Schweine fett zu machen. Doch, so lange sie noch einen Schilling im Beutel haben, holen sie sich wöchentlich wenigstens ein paarmal aus der

 nahen

nahen Stadt Gumbinnen Fleisch. — Andere herumstreichende Zigeuner wissen sich den Fleischmangel durch Diebereien zu ersetzen. Eine hiesige im Amte Zirgupöhnen gelegene Dorfschaft klagte mir vor 3 Jahren, daß ihr den Sommer hindurch viele Schafe verschwunden wären; bei der Aernte habe man aber mitten im Kornfelde eine große Lagerstätte gefunden, wo nicht allein viele Asche, sondern auch eine Menge Knochen und Schaffüße gelegen hätten. Man schrieb diesen Raub den Zigeunern zu, die sich denselben Sommer in jener Gegend häufig hatten sehen lassen. Mir selbst sind zuweilen, wenn sich eine Zigeunerbande ein paar Tage im hiesigen Dorfe aufgehalten, gemeiniglich etliche Hühner verschwunden; und Augenzeugen haben mich versichert, daß die Zigeuner solche mit einer Fischangel, worauf sie zur Ankörung Brot steckten, wegfingen. — Ein sicherer Mann erzählte mir, daß in dem letzteren Frühjahre eine durch das Kirchdorf Willuhnen durchziehende Zigeunerbande ein am schlimmen Halse krepirtes Schwein, mit Erlaubniß des Besitzers, von der Straße aufgenommen habe. Von den hiesigen Zigeunern habe ich nicht erfahren können, daß sie Aas genießen; die Dirschkehmenschen thun es aber gewiß. Sie haben in einem Dorfe hiesigen Kirchspiels krepirte

Gänse

Gänse gegessen, auch Schafe die dem Krepiren nahe waren. Ich begreife nicht, wie sich dieses mit der vorgegebenen Reinlichkeit reimt, mit welcher sie ihre Speisen prüfen und zubereiten sollen; denn es ist mir gesagt, daß sie in ihrem Ablager die zusammengebettelten Stücke Speck sorgfältig auslesen, und was gelb und unschmackhaft wäre, ihren Wirthen zutheilen, auch beim Schlachten und Kochen die äußerste Sorgfalt beobachten sollen. — Das Fleisch kochen die Zigeuner mit Gemüse; am liebsten essen sie es gebraten und mit Butter geschmoret. Es ist ihnen eine jede Tageszeit gleich gut, sich ihre Speisen zuzubereiten und zu essen. Oft geschieht solches zur Nachtzeit, wenn andere Leute schon schlafen. An den Festtagen besorgen sie sich wenigstens dreierlei Arten von Speisen für eine Mahlzeit, und holen sich Reis, Pflaumen, Fleisch, Branntwein, und andere Leckereien aus der Stadt. Mit eisernen Töpfen, kupfernen Kesseln, Kasserollen, hölzernen Schüsseln und zinnernen mit Schrauben versehenen Trinkgefäßen, und dergleichen dauerhaftem Küchen- und Tafelgeschirr, sind sie wohl versehen.

Den Tabak lieben und gebrauchen sie alle, die Weiber nicht ausgenommen. Wenn sie keinen mehr haben, so saugen sie die Pfeifenröhren, oder nehmen

nehmen aus fremden Pfeifen den auf dem Boden gebliebenen feuchten Tabak mit Begierde in den Mund. — Solange ein Vorrath von Speisen und Branntwein da ist, spielen sie gar nicht die Sparsamen, sondern essen und trinken unmäßig, und theilen auch denen mit, bei welchen sie sind. Sodann behelfen sie sich auch eine Weile wieder schlecht, bis ein neuer Pferdetausch ihnen frisches Geld schafft, und die Weiber ihnen einen neuen Vorrath von Eßwaaren zusammengebracht haben. Zu diesem Ende packen sie sich mit ihren Kindern und Habseligkeiten auf ihre Wagen, und durchstreifen eine kürzlich noch nicht besuchte Gegend der Provinz. In jedem Dorfe finden sie ihre Bekannten, bei welchen sie ihr Ablager auf so lange nehmen, bis sie das ganze Dorf gleichsam durchbettelt haben, und die Leute ferner ihnen nichts mehr geben wollen oder können.

Aus einem so unregelmäßigen Leben erhellet schon genugsam, daß die Zigeuner von einer gesunden Moralität weit entfernet sein müssen. An meinem Zigeuner habe ich zwar einen guten Verstand und viel Gedächtniß, auch einen Zug eines wohlwollenden Herzens, bei dem allen aber auch Unachtsamkeit, und daher entstehende Uebereilungen im Urtheilen, und Eigennutz gefunden.

Die Soldatendisciplin hat ihn geschmeidig gemacht in seinem äußern Betragen gegen Höhere; seine Kinder haben wenigstens gegen mich viel Bescheidenheit und Höflichkeit geäußert. Die andern hingegen, welche weniger Umgang mit civilisirten Leuten gehabt, sind auch in ihrem äußern Verhalten überaus grob und ungezogen. Die bei vorgemeldeter Trauung gegenwärtigen Hochzeitsgäste waren überaus unruhig, und äußerten wenig Achtung für den Ort an welchem sie sich befanden, und für die Handlung der sie als Zeugen beiwohneten. Eben so erlaubten sich auch die bei den von mir verrichteten Taufen versammelten Pathen vor der Handlung selbst, in meiner Gegenwart laut mit einander zu sprechen, sich die Köpfe zu kratzen, den Speichel vor sich mit Geräusch auszuwerfen, und zu rülpsen: welche Ungeschliffenheiten an keinem Littauer oder Deutschen hiesigen Orts gesehen werden. Die alten Zigeuner haben in ihren Kindheits- und Jugendjahren selbst keine Bildung des Geistes und gesittete Erziehung gehabt; wie könnten sie solche ihren Kindern beibringen? Von den hiesigen Leuten werden ihnen zwar manche gute Beispiele gegeben: jedoch auch diese können keine bleibende Eindrücke auf die Herzen der jungen Zigeuner machen, weil das Beispiel der Ihrigen, die sie

 lieben,

lieben, ihnen stets eine entgegengesetzte Richtung ertheilt.

Die Alten zwar, welche die Eitelkeit des irdischen Lebens fühlen, erlernen von den Unsrigen manche Gebetsformeln und Lieder, bringen solche auch wohl ihren Kindern bei; verrichten aber Gesang und Gebet ohne Empfindung: welches daraus unwidersprechlich erhellet, daß sie unmittelbar nach geendigtem geistlichen Gesange gleich ein Gassenlied mit ihren Kindern anstimmen. Nur an den großen Festtagen, selten an Sonntagen, habe ich die Zigeuner in der hiesigen Kirche, aber auch da, als ungelehrige Zuhörer, gesehen. Nur alle zwei oder drei Jahre besuchen die Alten eine katholische Kirche, um zu kommuniziren: und reisen zu dem Ende entweder nach Drangofski bei Tilsit; oder, wenn sie es der Polnischen Zigeuner wegen mit Sicherheit thun können, nach Neustadt in Polen, nahe bei Schirwindt. Sie tragen, aber bei weitem nicht alle, Bilder oder ein Kreuz am Halse, dergleichen sie von ihren Beichtvätern bekommen oder vielmehr kaufen. Solche Bilder nennen sie *Panedlja*, die Kreuze aber *Truschlata*. Im übrigen beobachten sie die Gesetze ihrer Kirche gar nicht, weder mit wöchentlichem Fasten, noch mit Rezitirung des Ave Maria und Pater nosters. Von Gebet und Er-

bauungs-

bauungsbüchern wissen sie nichts; Mancher soll doch an den grossen Festen einen Tag fasten. Die Kinder lernen also von ihren Eltern nichts als Irreligiosität; nächstdem Mißtrauen gegen alles, was nicht Zigeuner ist; Faulheit, Ungebundenheit im Räsonniren, und besonders in üppigen lüderlichen Reden: indem die Alten sich in Gegenwart ihrer Kinder ohne Bedenken von den schmutzigsten Dingen unterhalten. — Ohne Betrug und List würde ein Zigeuner schlecht fortkommen; daher sorgen die Alten dafür, wie sie ihre verrufenen Künste auf ihre Nachkommen vererben mögen, und führen diese bei Zeiten zur Verstellung und zum Betruge an. Wenn ein Knabe kaum 6 Jahre alt ist, so muß er schon mit auf den Pferdemarkt reisen. Hier muß er zu rechter Zeit, nehmlich wenn das Pferd seines Vater angefeilschet wird, durch verstellte Thränen und Klagen wider die Verhandelung eines so schönen jungen Pferdes protestiren, um den Kauf- oder Tauschlustigen nur desto hitziger zum Handel zu machen.

In hiesiger Gegend ist kein Zigeuner seßhaft; ich weiß auch nicht, wo sie sich sonst zum Ackerbau und einer mühsamen Lebensart bequemet hätten. Gewiß ist, daß, wenn die alten Zigeuner eine Landwirthschaft zu übernehmen oder eine andere be-

 schwer-

schwerliche Handarbeit zu thun gezwungen würden, sie in den ersten Tagen heimlich davon ziehen würden. Sie scheuen alle Anstrengung ihrer Kräfte so sehr; daß, wenn es einmal die Noth erfordert, sie kaum übernehmen — nicht groſses Vieh, sondern nur — Gänse zu hüten. Als Knechte und Mägde, dienen sie am hiesigen Orte nirgends und niemals. Bisweilen nöthigt sie der allgemeine Frühjahrsmangel, um des Lohnes und der Speise willen ihren Wirthen ein paar Tage im Mistladen und Grashauen behülflich zu seyn. Sobald aber nur der Anfang mit Dreschen gemacht wird, begeben sie sich auf ihre Bettelreisen. Nur der bitterste Mangel kann eine betagte Zigeunerinn zum Spinnrade bringen: alle gesunde und junge Weiber wissen weder von dieser, noch andern weiblichen Arbeiten etwas; und entziehen sich denselben unter dem Vorwande, daß sie mit Abwartung ihrer Kinder und Zubereitung der Speisen für die Ihrigen genug beschäftigt wären. Nähen und Spinnen lassen sie durch andere gegen Bezahlung.

Das eigentliche Geschäft der Weiber ist das Betteln; worin sie eine ausnehmende Fertigkeit besitzen. Sie gebrauchen die dringendsten Bewegungsgründe, welche die Religion nur darbietet, um den Geber mitleidig und willig zu machen.

Nie

Nie sind sie mit einer und der ersten Gabe schon befriedigt, besonders, wenn dieselbe in Brot oder Geld besteht; sondern, wenn sie Anfangs auch nicht so dreist waren, die Beschaffenheit der Gabe zu bestimmen, so rücken sie nun mit der Bitte um Fleisch und Speck hervor; bekommen sie auch das, so fordern sie Kleider, Hemde und andere Sachen. Die Furcht vor der Rache der Zigeuner, die Meinung als ob dieselben hexen könnten, bei Manchen auch mißverstandenes christliches Mitleiden, lassen dieses Volk selten eine Fehlbitte thun. Wenn dieser Vettrinnen Eingang in ein Haus nicht bemerket wird, so nehmen sie gerne ungefordert daraus mit, was ihnen vor die Hände kommt. Ja sie gebrauchen auch wohl unmenschliche Mittel, zu ihrem Zweck zu gelangen; wovon mir folgendes traurige Beispiel bekannt ist. Vor etwa 30 Jahren kamen zwei Zigeunerinnen nach Zuschkehmen, eine Meile von Gumbinnen gelegen, in das Haus eines dortigen Kölmers. Hier finden sie, weil es die Aerntezeit war, niemand, als die Wirthinn zu Hause, welche Anfangs ihre übertriebenen Forderungen über die Gebühr erfüllet. Da sie aber endlich ganz unverschämt werden, und die schwangere Kölmerinn sie abweiset; so ziehet eine der Zigeunerinnen das Skelet eines Pferdekopfes unter ihrer Decke plötzlich

lich hervor, und hält es der Kölmerinn vors Gesicht. Diese wird durch die unerwartete Erscheinung dermaßen erschreckt, daß sie auf der Stelle epileptische Konvulsionen bekommt. Hierauf nehmen die Bettlerinnen ihr die Schlüssel aus der Tasche, öfnen sich Kasten und Schränke, und nehmen soviel Kleidungsstücke und Wäsche, als sie forttragen konnten. Sie wurden zwar eingeholet, und bestraft; aber die bedauernswürdige Frau hatte eine unglückliche Entbindung, und mußte von den Folgen des Schreckens noch lange leiden.

Die Beschäftigung der Zigeunermänner ist, außer dem gelegentlichen Lumpensammeln und dem Zusammenbetteln des Futters für ihre Pferde und Schweine, der Pferdehandel, welchen sie allemal so zu beendigen wissen, daß der Vortheil auf ihrer Seite bleibt, sie auch beim Tauschhandel noch immer etwas an baarem Gelde herausbekommen. Die gewöhnlichen Künste, die zur Verjüngung ihrer alten Pferde auch hiesigen Orts gebraucht werden, sind folgende. Da die Backenzähne eines mehr als siebenjährigen Pferdes schon durch das Kauen abgeschliffen und oben glatt sind, ihnen also der sogenannte Kern fehlet; so graben die Zigeuner vermittelst eines Pfriemens einen neuen Kern in die Zähne alter Pferde sehr künstlich ein, und

erſetzen

ersetzen durch Ruß die natürliche Schwärze der Zahnhöhlen. Um einem abgelebten steifen Thiere aber auch die Munterkeit eines jungen Pferdes zu geben, und es zugleich wohlbeleibt zu machen; stecken sie es hin und schlagen es so lange auf die Schenkel und den Bauch, bis es an diesen Theilen schwillt. Wenn sie nun ein solches fast wund geschlagenes Pferd auf dem Markte vorreiten, so rafft dasselbe vor Schmerz und Angst seine letzten Kräfte zusammen, und macht auf die geringste Berührung mit den Füßen des Reuters oder auf Vorzeigung der Peitsche alle Gänge und Sprünge, die sein Reuter nur verlangt. Wenn ein Zigeuner sein Pferd irgendwo anbindet und es im Stehen zur Schau ausstellet, so siehet er wohl zu, daß es mit seinen Vorderfüßen höher stehe, als mit den Hinterfüßen, weil es in dieser Stellung das Ansehen eines langgestreckten Pferdes erhält. Kommt es dahin, daß ein Zigeuner sein letztes Pferd verkaufte; so sucht er doch sogleich ein anderes von einem bekannten Bauren, auf Borg, zu bekommen, damit er nur seinen Handel fortsetzen könne. — So wie sich die Weiber bei ihrem Betteln Diebereien erlauben, so thun solches auch die Männer bei ihrem Gewerbe, wo sie nur können. Vor 5 Jahren fand sich eine kleine Zigeunerfamilie bei

einem

einem hierselbst einzeln am Walde wohnenden Kölmer ein; und genoß bei demselben viele Tage die beste Aufnahme. Sie zogen weg; aber den Herbst darauf stahlen sie ihrem Wohlthäter drei der schönsten Pferde in der Nacht aus dem Stall, und brachten dieselben in einen adelichen Hof, unweit Königsberg, wo diese Zigeuner Schutz und Aufenthalt hatten. Man fand, nach vielem Nachforschen, die Pferde endlich in dem herrschaftlichen Stalle des Adelichen Hofes, dessen Namen ich hier verschweige, und erhielt das Gestohlne ohne Weitläuftigkeit zurück.

Ob sich die hiesigen Ziegeuner auf das Wahrsagen legen, und übernatürliche Dinge ausrichten zu können sich anmaßen, davon habe ich nichts erfahren; sonst ist mir aber wohl bekannt, daß dies Vorgeben den Zigeunern überhaupt eigen ist. Sie pflegen den Neugierigen ihre Schicksale aus den Liniamenten der Hände vorauszusagen, wobei sie einem jeden das, was er sich wohl gewünschet, z. B. den Jungfern Bräutigame und von denselben zu erwartende Geschenke, prophezeihen. — Ein Beispiel von einer schlecht eingetroffenen Wahrsagerei, das sich vor vielen Jahren in dem hiesigen Kirchspiel ereignet hat, kann ich hier mit Gewißheit anführen. Mein sel. Vater, welcher auch an

hie-

hiesigem Orte Pfarrer gewesen, ward einst zu einem kranken jungen Littauer gehohlet; dem Patienten wurde unter andern von ihm auch eine baldige Genesung angewünschet, worauf derselbe aber erwiederte: daß dieser gute Wunsch nicht in Erfüllung gehen könne, weil er diesesmal sterben müsse. Auf wiederhohltes dringendes Fragen: woher er das so zuverlässig wisse? antwortete endlich der Patient, daß ihm ein Zigeuner bereits vor einigen Jahren aus der Hand gewahrsaget habe, er werde um diese Zeit sein Leben endigen. Mein Vater suchte dies Vorurtheil, welches so sehr auf den jungen Mann gewirket hatte, daß er ohne andere Veranlassung krank geworden war und immer schwächer ward, bei dem Patienten durch ernstliche Gründe zu heben; es gelang ihm endlich, und der Mensch genas bald wieder. Oft hat er nachher seine Leichtgläubigkeit beklaget: denn das Vorherwissen seines Lebenszieles hatte ihn vermogt, das in einigen Jahren von seinem erworbenen Lohn ersparte Geld zu vertrinken.

Von Zaubereien, welche die Zigeuner bewirket hätten, habe ich nie gehöret; wohl aber von ihren Anmaßungen, Bezauberungen zu heben. Es ereignet sich zuweilen, daß von Vorurtheilen geblendete Leute bei den Zigeunern wider die angeblich

geblich von Zauberei herrührenden Krankheiten des Viehes, etwa wenn eine Kuh nicht Milch in erwarteter Menge oder von gehöriger Beschaffenheit giebt, Rath suchen. Gegen gute Bezahlung, oder Geschenke, erhalten solche Betrogene von den Zigeunern Kräutereien, welche gemeiniglich in getrockneten Kalmuswurzeln bestehen, und dem Vieh durch Eingeben und Räuchern appliziret werden müssen. Auch geben diese Wunderärzte gegen Zahnschmerzen und andere Krankheiten eben dieselbe Wurzel. Doch höre ich, daß, da diese Mittel selten die gewünschte Wirkung thun, mancher Getäuschte seine Geschenke zurückgefordert habe. — Eine Probe von dieser Menschen Geschicklichkeit, die Einfalt der Hiesigen zu ihrem Vortheil zu benutzen, wird hier am rechten Orte stehen. Nur im vorigen Jahr ereignete es sich, daß ein nicht weit von hier wohnendes kinderlose Ehepaar einen Zigeuner um Hülfe wider die Unfruchtbarkeit anflehete. Dieser besann sich nicht lange, sondern forderte das ganze Bett der Eheleute, um es zu dem gewünschten Zweck gehörig zubereiten zu können. Man gab es ihm, nebst einem vorläufigen Geschenk, auf seinen Wagen; und wartet noch bis heute auf die Wiederkunft vergeblich.

Da

Da die Erhaltung des thierischen Menschen und die körperliche Pflege, der Hauptzweck des Lebens bei den Zigeunern ist; so folget, daß sie die ersten und wichtigsten Lebenszwecke jenem nur als Mittel unterordnen. Bewegung lieben sie nur dann, wann dieselbe sinnliches Vergnügen weckt und unterhält, oder wenn Hunger und Mangel dazu nöthigen. Sie tanzen überaus gerne, sowohl Alte als Junge, nicht nur in den Bierschenken, sondern auch in den Scheunen, die ihre Sommerwohnungen sind. Alles singt und springt unter ihnen, was nur Kehle und Füße hat; die kleinsten Kinder nicht ausgenommen. Einer von ihnen spielet die Violine. Auch tanzen sie wohl für ein Almosen; doch habe ich nie gehört, daß sie sich dabei so liederlich geberden sollten, als Hr. Grellmann von den Ungrischen Zigeunern berichtet. — Sonst liegen sie auch zu ganzen Tagen im Grase ausgestreckt an der Sonne, unterreden sich, scherzen, und treiben Muthwillen. Mit dem Untergange der Sonne gehen sie in ihr Lager, und stehen sehr spät wieder auf; schlafen auch wohl den ganzen Tag, wenn sie Nachts mit Essen und Trinken beschäftigt gewesen sind. Keinen Handel, keine Reise nach der Stadt, keine Zusammenkunft mit ihren Verwandten beschliessen sie anders, als

mit

mit einem Rausch, der sie wild dreist und verwegen macht.

Gegen ihre Nebenmenschen haben die Zigeuner keine andere Pflichten, als die ihre Eigenliebe sie lehret. Von ihrer Dienstfertigkeit ohne Absicht auf Belohnungen weiß ich kein Beispiel. Der Obrigkeit sind sie auch nur in so fern gehorsam, als es ihr eigenes Interesse erfordert. Die herumstreichenden Zigeuner eludiren die geschärftesten Königl. Verordnungen: kaum werden sie bei einer Generalvisitazion als Vagabunden auf Befehl der Kammer über die Gränze transportiret, so sind sie auch schon wieder in derselben Gegend zu sehen, wo man sie gegriffen hatte, und bleiben bis zur nächsten Visitazion ohne Scheu. Mein Zig. gab mir diese Ursache davon an: daß nehmlich kein Preußischer Zigeuner in Polen, wo der Landmann weder Hunde auf dem Hofe, noch Schlösser an seinen Hausthüren habe, und also der Dieberei mehr als der Preußische Bauer ausgesetzt sei, geduldet werde. Hin und wieder nähmen daselbst die Edelleute dortige Zigeuner in ihren Schutz; diese letztern aber litten keinen Preußischen Zigeuner, sondern, wo sie einen anträfen, nähmen sie ihm Wagen und Pferde weg, unter dem Vorgeben, daß sie von ihm einst wären betrogen oder geplündert

worden.

worden. Der Polnische Edelmann stände alsdann seinen Schutzzigeunern allemal bei, und billige die vorgegebenen Repressalien.

Die Preussischen Zigeuner achten das Königliche Verbot gegen das Herumziehen und Betteln gar nicht, sondern bleiben lieber bei ihrer hergebrachten Lebensart, als daß sie sich den heilsamen Befehlen der Landesobrigkeit unterwerfen und ein nützliches geschäftiges Leben anfangen sollten. Auf die an meinen Zig. gethane Frage: warum seine Nazion sich nicht entschließen wolle, den Ackerbau zu treiben? antwortete er mir, daß sie es wohl gerne thun würde, wenn man ihr nur Aecker anwiese. Diese Antwort kann ich aber wohl nur für eine höfliche Ablehnung meines Vorwurfs halten; denn nie haben sie sich um Aecker oder Häuser gemeldet, welche ihnen wohl zugewiesen werden dürften, wenn es ihnen nur um Arbeit wirklich zu thun wäre. — Da sie nicht zu den Landeseingesessenen gerechnet werden, so bekümmert sich auch die Unterobrigkeit um sie nicht weiter, als daß sie die Königl. Abgaben, denen diese Menschen als Losleute unterworfen sind, von ihnen eintreiben läßt. Ihre Gebornen zeigen sie nicht weiter dem Amte an, nur mir, wenn ich sie taufen soll, wofür sie mir aber die geordneten Gebühren, un-

ter dem Vorgeben ihrer großen Dürftigkeit, niemals entrichten. Sehr gerne ziehen sie mit ihren dem Gebähren nahen Weibern an andere Orte, wo sie wohlhabende Leute antreffen. Daselbst schlagen sie ihr Wochenbette auf, lassen sich pflegen, und bitten sich Pathen zusammen, welche das Kind zur nächsten Kirche bringen und taufen lassen. Ich habe zuweilen von andern Kirchen Verzeichnisse von getauften Zigeunerkindern zugeschickt erhalten, in welchen die Namen der Eltern ganz anders angegeben waren, als die hiesigen Zigeuner heißen. Die Abgeordneten der Zigeuner hatten aber doch vorgegeben, daß die Eltern der Kinder zum Niebudzenschen Kirchspiel gehörten und die Kinder auf der Reise geboren wären; wo dann andere Prediger solche vorgeblich zu meiner Gemeine gehörende Kinder, um mir einen Liebesdienst zu erweisen, umsonst getaufet hatten. Es hat sich auch wirklich vor einigen Jahren in hiesiger Gegend zugetragen, daß Zigeuner ein Kind zweimal in verschiedenen Kirchen haben taufen lassen, um nur doppeltes Pathengeld zu gewinnen. — Die Verstorbenen werden mir sehr selten zum Einzeichnen in das Todtenregister angezeiget, dem Amte aber niemals gemeldet: weil die Landesjustiz sich auch mit den

Thei:

Theilungen der Zigeuner nicht befasset, sondern solche ihnen selbst überläßt.

Gegen die Juden äußern die Zigeuner eben so wenig Vertraulichkeit, als die hiesigen Littauer. Sie lassen sich zwar mit ihnen gern in einen Handel ein, aber die Art, wie sie dann den Juden begegnen, verräth Geringschätzung gegen sie, und Achtung für sich selbst. Du dummer Jude, hört man oft aus ihrem Munde, wie kannst du so unvernünftig sprechen.

Von ihrer Abkunft wissen die Zigeuner nicht das geringste mehr zu sagen, als daß sie von ihren Vorfahren gehöret hätten, sie kämen eigentlich aus Aegypten her. Mein Zig. weiß von dem Aufenthaltsort seiner Vorfahren und ihrer Ankunft in Preussen nichts. Was ich aus Hrn Professor Rüdigers *) Aufsatz (über ihre Hindostanische Abstammung) ihm von seinem Volk erzählte, war ihm gänzlich unbekannt, und erweckte in ihm viel Verwunderung. — Er erzählte mir, daß die Zigeuner in Kurland einen sehr reichen König hätten. Diesem müßten sie gehorchen, auch große Abgaben entrichten; wovon er den Edelleuten, von welchen

 sie

*) Man s. dessen Neuesten Zuwachs der Sprachkunde.

sie tolerirt würden, jährlich ein bestimmtes Schutzgeld abtrüge.

Das Zigeunervolk ist also anitzt einem wohleingerichteten Staate das, was das Ungezieser dem thierischen Körper ist. Sie erwerben nichts, sie tragen nicht das geringste weder zum physischen noch moralischen Wohlstande der hiesigen Provinz bei; sondern verzehren nur, was fleißige Hände schaffen; und sind mit ihrer Faulheit und ihren Lastern denen ein ärgerliches Beispiel, welche Umgang mit ihnen haben. Eine weise und väterliche Landesregierung könnte dieses Volk aber umschaffen, und für den Staat nützlich machen. Vor allen Dingen müßte für die Erziehung ihrer Kinder gesorgt, und diese den Eltern bei Zeiten weggenommen werden. Die Alten würden zwar ihre gewohnte Lebensart freiwillig nicht ändern; doch könnten sie unter genauer Aufsicht wohl noch gewöhnet werden, durch nützliche Beschäftigungen, die wenig Anstrengung des Geistes und des Körpers erforderten, ihr Brot redlich zu erwerben. Welch einer beschwerlichen Last würde alsdann das hiesige Littauen überhoben sein!

* *
*

Diese so darstellende Charakterisirung der Littauischen Zigeuner — womit im Ganzen die zu

Königsberg gemachten Beobachtungen übereinstimmen — wird den Lesern hinlänglichen Stof zu Gedanken und Schlüssen über dieses sonderbare Volk geben. Ohne ihnen darin vorgreifen zu wollen, füge ich nur einige einzelne Bemerkungen hinzu, wobei ich vorzüglich auf Hrn Grellmann Rücksicht nehme.

Gleich Anfangs habe ich meine Achtung für das Werk dieses Schriftstellers bezeugt; allein, so uneingeschränkten Beifall, wie ihm mehrere Beurtheiler gegeben haben, welche sich wahrscheinlich nie um den Gegenstand selbst bekümmert hatten, kann ich ihm nicht ertheilen. Er besitzt gewiß viele Belesenheit und Gelehrsamkeit; nur in seinen Urtheilen findet sich nicht die reife Ueberlegung, welche man bei einem untersuchenden Geschichtschreiber wünschet. Man sieht dies schon an den harten und heftigen Ausdrücken, die er sich immer im Allgemeinen erlaubt, und die mit den einzelnen zum Theil von ihm selbst angeführten Thatsachen in geradem Widerspruch stehen. Hr Grellmann schildert die Zigeuner, von S. 2 seines Werkes an, als immer unstät und als ziehende Räuber; und doch sind sie in einigen Ländern Gasthalter und Wirthe (S. 78), auch Handwerker, z. B. Schmiede und Schlosser (S. 80). Ihm heißen (S. 13)

 alle

alle Zigeuner abscheulich, und auch ihre Weiber so häßlich und ekelhaft, daß sich Niemand ihnen nahen werde. Lauter seltsame Uebertreibungen, welche der Augenschein und die Erfahrung hinlänglich widerlegt. Kervantes's bekannte Novelle von dem Zigeunermädchen (la Gitanilla) schildert diese Menschen ganz anders, obgleich die Hauptperson ein geraubtes Christenkind ist; und in Spanien und Portugall pflegen öfter Jünglinge aus guten Häusern sich auf eine Zeitlang zu Zigeunerbanden zu gesellen, um des lustigen und freien Lebens zu genießen. Schimpfwörter (als: sittliche Ungeheuer, S. 126 und an vielen andern Orten), und Deklamazionen führen in der Philosophie und der Historie zu nichts; so wenig als die unwürdigen Witzeleien über bedaurenswehrte Gegenstände, Armuth, Schmutz, Prügel u. s. w. Die abscheuliche Stelle über die Jüdische Nazion S. 89, will ich hier weiter nicht rügen.

Der Hindostanische Ursprung dieses Volkes ist anitzt völlig ausgemacht. Nur hätte Hr Grellmann, um auch von seiner Seite etwas zur Bestätigung dieser Wahrheit beizutragen, tiefer in die Kenntniß der Ziegeunersprache und vorzüglich der Sprache und der Verfassung Indiens eindringen sollen. Vielleicht würde er dann auch minder rasch

dies Volk für Pareier erklärt haben. Doch davon, wie gesagt, ein andermal. — Höchst seltsam aber ist es, daß Hr. Gr. diesen Ursprung aus dem Orient da nicht als wirkende Ursache gelten lassen will, wo er die einzige Ursache ist; und hingegen diesem Ursprunge viele Dinge zuschreibt, welche sich weit natürlicher aus andern Gründen erklären lassen.

Die auffallende Naturlivree, wodurch die Zigeuner sich auf den ersten Blick von Europäern unterscheiden, soll ihnen nicht ursprünglich eigenthümlich sein, sondern von Rauch und Schmuz herrühten! (S. 40, 41. Hier, wie an mehrern Orten, mögte man zweifeln, ob Hr. Grellmann je Zigeuner gesehen hat; beobachtet und untersucht kann er sie wenigstens nicht haben.) — Von den Littauischen sagt der Pfarrer Z: „Die schwärzliche Farbe der Haut ist ihnen natürlich. Sie bringen dieselbe mit zur Welt, und werden mit den Jahren immer brauner; das Waschen, welches die hiesigen Zigeuner wenigstens nicht unterlassen, macht sie nicht weißer. Alle, die ich je gesehen, haben keine Röthe im Gesicht, auch mein Adam nicht; nur sein Schwiegersohn Paskafski und dessen beide Söhne haben rothgefärbte Backen.“ Unter den mehr als 40 Zigeunern in Königsberg war nur eine 20

 jährige

jährige Mutter mit ihrem Kinde, welche etwas natürliche Röthe auf den Wangen und ein ziemlich weißliches Teint hatten; die übrigen alle, so rein gewaschen sie auch sein mogten, waren, — mehr oder weniger — umbrafarbig. Ein Mann zumal, recht wohl gekleidet, und bis zum Glänzen rein gewaschen, hatte eine so tiefe Umbrafarbe, eine so ganz den Goldschlägerblättchen ähnliche glänzende Epidermis, und einen so fremden Gesichtsschnitt, daß Hr. Grellmann, wenn er ihn betrachtet und dabei überdacht hätte, daß dieser Mann schon wenigstens aus der zwölften Generazion, seit seine Ahnen unter Europäischen Himmel gekommen sind, abstammte, sicherlich sich verwundert und, statt von den Zigeunern einen Beweis herzunehmen, daß Neger im Lande der Weißen bald ausbleichen werden, gerade in den Zigeunern einen entscheidenden und in seiner Art einzigen Gegenbeweis gegen diese gemeine Meinung erkannt haben würde. In der That, hier ist, was man von beiden Seiten verlangt, ein komplettes Experiment: Menschen aus Hindostan leben seit 400 Jahren unter Europäischem Himmel, und haben noch immer einen Hindostanischen Körper. Mögten doch unsere Sömmeringe und Blumenbache dergleichen Körper wissenschaftlich zu untersuchen die vielfältige Gelegenheit,

heit, welche sich dazu darbietet, einmal wahrnehmen! — Die zugespitzten Finger, um nur dies Eine aus der obigen umständlichen Beschreibung anzuführen, werden in Sprengels Neuen Beiträgen Th. 6, S. 293, auch als eine Eigenthümlichkeit der Hindostaner genannt; auch hat man aus dieser Beschaffenheit des Fingerbaues das feine Gespinnst der Shawls in Ostindien erklären wollen.

Daß dies Eigenthümliche des Körpers der Zigeuner noch immer fortdauret, ist um so befremdlicher, da die jungen Weibspersonen, bei ihrer Zuchtlosigkeit, sich häufig genug mit Europäern vermischen mögen. Um desto weniger können einzelne Beispiele vom Gegentheil, so anmerkenswehrt sie auch sind, den Hauptsatz umstoßen. Unter den Littauischen Zigeunern werden uns zwei, als völlig Europäisch gebildet, beschrieben; ja der Eine, das Kind, hat sogar, außer der weißen Haut und den rothen Backen, blaue Augen und gelbes Haar. Gewiß eine physiologische Sonderbarkeit: ein blonder Knabe von Zigeunereltern! Auch wenn der Vater ein blonder Littauer wäre; sollte das Kind, nach der Regel, die sonst bei Vermischung der Racen Statt findet, höchstens ein Halbschlag, also tiefbrünett, und nicht gleich ein Extrem, sein. Nur meh-

Digitized by Google

rere Beispiele können dies einigermaßen aufklären. — Die Kunst zu fragen ist eine vortrefliche, aber noch zu wenig bekannte Kunst! Wollten, wie Michaelis für die Dänischen Reisenden, so unsre besten Physiologen für Reisende überhaupt, nur ein Werk von ganz bestimmten Fragen abfassen; gar ungemein würde dadurch die Naturwissenschaft des Menschen gefördert werden. So hätte auch Hr. Grellmann, da er einmal Korrespondenten in Ungarn hatte, nur auf Fragen sinnen, und namentlich auch die Frage vorlegen sollen: ob es jemals unter Zigeunern Blondlinge gebe? — nicht etwa Albino's, die freilich auch wohl nicht fehlen werden? Und so entsteht gleich den Augenblick die zweite Frage: Giebt es Albinos unter Hindostanern und unter Zigeunern?

Genug von dem physischen Charakter dieser Menschen. Ich komme zu dem moralischen; und hebe hier nur folgende Stücke aus.

1. Ueberhaupt die Beharrlichkeit der ihnen eignen Denkart, Gesinnungen, und Lebensweise; oder das Phänomen: daß Menschen, seit 400 Jahren, mitten unter civilisirten Völkern, sich in ihrem ursprünglichen, von dem Charakter dieser Völker ganz abweichenden, Charakter erhalten haben. — Höchst lustig erklärt Hr. Grellmann

(S. 4.

(S. 4, 5, 9, und an andern Orten) dies durch ihre Abstammung, die er doch für die Ursache ihres Orientalischen Körpers nicht anerkennen will. Dagegen aber, meint er, hätten die Zigeuner Orientalische Seelen, „in welchen jeder Begrif, jede Neigung, jede Sitte, unverändert fortdaure, so schädlich oder lächerlich sie auch sein möge.“ . . . Wenn es wirklich Orientalische Seelen giebt — in dem Sinne, wie es spezifisch verschiedene eigenthümliche Orientalische Pflanzen und Thiere giebt, die, wohin sie auch versetzt werden, ihre spezifische Verschiedenheit behalten —; so mögte man wohl fragen, woher denn die Seelen in Berlin und Göttingen, die, wenn der Boden von Deutschland nicht etwa selbst ursprünglich deutsche Seelen hervorgetrieben hat, doch auch orientalisch sind, sich von Zigeunerseelen itzt so stark unterscheiden?

Natürlicherweise muß jede Meinung, Neigung, Sitte, die auf Naturursachen — wie Klima, Boden, Lage — oder auf positiven Ursachen — wie Unterricht, Gesetze, heilige Bücher — beruhen, so lange bestehen, als die Ursachen bestehen, und nicht von andern Ursachen aufgewogen werden. Der Araber (welchen Hr. Gr. zum beweisenden Beispiele anführt) wird in Arabien, wenn das Land so bleibt, und der Mogolle in seiner großen Steppe,

wenn

wenn sie so bleibt, freilich bis an den jüngsten Tag Nomade sein, und Raub für erlaubt halten. Aber man setze, daß ein wohlthätiges Erdbeben Arabien und die sogenannte große Tatarei spalte, und, rings um ein mittelländisches Meer, die Sandwüsten in fruchtbare, mit Berg und Thal abwechselnde Fluren verwandle; oder daß es diese Länder in Inselgruppen umbilde: sofort werden die Araber und Mogollen, auf diesen neuen Wohnplätzen, von ihren Vorfahren sich eben so auszeichnen, als die Araber, welche im Mittelalter Spanien beglückten und Europa belehrten, oder die Mogollen, welche vor 100 Jahren Hindostan polizirten, von ihren Ahnen und Brüdern in den Wüsten und Steppen sich ausgezeichnet haben. Im Orient ist der Orientaler freilich Orientaler; aber anderswo wird er, wie jeder andere Mensch, das, wozu ihn die Summe seiner Erfahrungen macht.

Was die Beharrlichkeit des Zigeunercharakters erklärt, ist a) der Besitz eines Kommunikazionsmittels, das sie für sich allein haben, und kraft dessen sie im Stande sind, sich von den Menschen, in deren Mitte sie leben, zu isoliren, und innigst unter einander zu verbinden. Ich meine ihre originale, allen Europäern unbekannte, Sprache. — b) Der Genuß von Befreiungen and Annehmlich-

keiten,

keiten, der aus ihrer Absonderung von andern Menschen, und ihrer Verbindung unter einander, quillt. Ueberhaupt sieht man in dem Maaße, wie die Trennung einer Menschenklasse von andern schärfer wird, ihre Theilnehmung für einander wachsen. Die Unabhängigkeit vom Zwange bürgerlicher Einrichtungen und öffentlicher Meinungen, verbunden mit dem Vergnügen der früheſten und freieſten Familienstiftung sowohl, als mit dem Vergnügen des Gefühls eigenbeliebig gewählter und abgewechselter Beschäftigungen, Unterhaltungen, Erholungen, ist — wenn man bloß auf Genuß sieht, zumal für sinnliche Menschen, die nichts bessers kennen — ein hinlänglicher Grund, den Zigeunern ihre Lebensweise über jede andre lieb zu machen. So wie Keiner von den tausend und aber tausend Wilden, welche gelegentlich die Gränzstädte in Nordamerika besuchen, sich jemals hat reizen lassen, seine Lebensweise (und den damit zusammenhängenden Charakter) mit der Lebensweise eines Städters zu vertauschen; so wird es auch kein Zigeuner thun: und zwar aus gleichem Grunde, ohne daß man, mit Hrn Grellmann, deshalb an Pareier denken darf.

Daß selbst Zigeunerkinder, die man schon ziemlich gut in Schulen gebildet hatte, in der Folge doch zu ihrem Nazionalleben zurückgekehrt sind (Grell-

(Grellmann, S. 164); ist, im Grunde betrachtet, eben so wenig befremdlich, als jenes: je retourne à mes freres, des jungen Hottentotten. So fühlt und handelt ja jeder Wilde und Halbwilde. — Der gute Jean Jaques hätte hundert Beläge zu seinen Paradoxieen in der Schrift sur l'inégalité ganz in der Nähe bei den Zigeunern finden können.

2. Von Seiten der Denkungsart nun selbst ist mir an den Zigeunern überaus merkwürdig: ihr Unglauben, oder vielmehr ihre Befreiung von aller Art Aberglauben. Wenn Aufklärung weiter nichts als dies sagt, so gehören die Zigeuner zu den aufgeklärtesten Menschen in Europa oder in der Welt. Denn es ist keine Spur von religiösem Irrwahn bei ihnen zu finden; vermuthlich weil sie vornehmlich vom Aberglauben anderer Menschen leben, und weil es nicht wohl möglich ist, daß ein augur an auguria glaube. Der Zigeuner nennt einen Abergläubischen, wofür er kein einzelnes Wort hat, einen solchen der mehr glaubt als wahr ist; und in diesem Sinne mag es viele abergläubische Gelehrte, ja gar abergläubische Aufklärer geben, obgleich dies ein Widerspruch in sich selbst zu sein scheint.

Nächst dem angeführten Grunde, läßt sich der Unglauben der Zigeuner auch aus ihrem Abenteu-

verleben erklären, insofern sie dadurch erfahren und anschaulich erkennen, daß sie alles, was man Glück nennt, lediglich von ihrer Klugheit und Geschicklichkeit erwarten müssen. — Eben diesem Umstande verdanken sie den hohen Grad von Bonsens und Urtheilskraft, wodurch sie, im Ganzen genommen, sich auszeichnen.

3. In Absicht auf ihre Gesinnungen, bemerkt man zuförderst ihre Familienzärtlichkeit. Unerhört ist bei ihnen Kindermord (eben so wie Selbstmord); und das ganze Leben des Weibes ist fast nichts als Kinderpflege. Der Zirkel von Verwandten ist in sich eine Welt, in der allein, was sich von humanen Empfindungen in ihnen regen kann, freies Spiel bekömmt. Es hängt damit zusammen ihre Plauderhaftigkeit und ihre Fröhlichkeit. — Nachdem fällt ihre Furchtsamkeit und Feigheit auf. Diese ist eine so natürliche Folge von dem Bewußtsein ihres Verhältnisses zu der mächtigen Staatsgesellschaft, auf deren Kosten sie leben ohne zu ihr gehören zu wollen, daß man sich in der That ärgern muß, auch diesen Charakterzug als Beweis ihrer Abstammung von Pareiern, bei Hrn Grellmann angeführt zu sehen.

Auffallend ist ferner ihre Gleichgültigkeit gegen öffentliche Beschimpfungen. Sie beruht

auf

auf ihrer Unabhängigkeit von öffentlichen Meinungen, bei welcher sie sich, nach ihrer Art, überaus wohl befinden. Diese Gleichgültigkeit gegen unsere Meinungen schließt aber mancherlei Ehrpunkte, die sie selbst unter sich gewiß haben, gar nicht aus. — Noch ist die bürgerlich und moralisch wichtige Materie von Ehrpunkten nicht philosophisch erörtert; noch fehlt es an einer allgemeinen psychologischen Untersuchung über die Gesetze, nach welchen sich in dem menschlichen Gemüth die Urtheile von Ehre und Schande bilden *). Sympathie, d. h. Anlage zu Mitgefühl jeder Art, setzt Uebereinstimmung zwischen denen, mit welchen wir sympathisiren sollen, voraus. Je enger und geschlossener und abgesonderter daher eine Gesellschaft oder Klasse von Menschen lebt, desto lebhafter ist ihr Mitgefühl, und folglich auch die davon abhängende Empfindlichkeit gegen Billigung oder Mißbilligung Anderer. Mangel an Uebereinstiminungen, oder gar Widerstreite, ziehen Mangel an Mitgefühl, oder gar Antipathie, nach sich; und es steht daher die Lebhaftigkeit der Theilnahme unter den Genossen einer

gewissen

*) Herr von Kotzebue hat bekanntlich ein Werk über Ehre und Schande angekündigt. Man muß mit einiger Begierde erwarten, wie der Verfasser des D. Bahrdt mit der eisernen Stirn diesen Gegenstand behandeln wird.

gewissen abgesonderten Gesellschaft oder Klasse, mit ihrer Gleichgültigkeit gegen diejenigen von denen sie abgesondert sind, und mit ihrer Antipathie gegen diejenigen welche ihnen gar entgegen gesetzt sind, immer in gleichem Verhältniß. Nur hohe Kultur kann diese natürlichen Wirkungen ändern. Man hat ja Beispiele, wie Edelleute ihre Bauren, und Offiziere ihre Gemeinen betrogen haben, ohne die mindeste Anwandlung von Schaam. Der ehrgeizige Voltäre erlaubte sich bei den von ihm verachteten Deutschen öffentliche Handlungen, welche an Niederträchtigkeit gränzten *). Was erzählte man nicht ehedem von Französischen Finanzoffizianten im Preussischen! was nicht noch von Engländern in Hindostan! Kurz, es ist kein Ende von Beispielen zu finden, um zu zeigen, daß nicht unverständige und unfeine Personen in Verhandlungen gegen ungleichartige Menschen aller Schaam und Schande Trotz bieten, oder vielmehr nichts davon empfinden. — Eben so nun ist es mit den Zigeunern.

Ihre heitere Zufriedenheit, die sie, trotz Cynischen Philosophen, selbst in Mangel und Noth

zu

*) Fein und richtig ist der Beweggrund hierzu, bei Gelegenheit seines unrühmlichen Prozesses mit dem Juden Hirsch, von Hrn Klein entwickelt in den Annalen, Bd V, S. 239, 240.

zu behalten wissen, ist die Frucht der Gesundheit und Freiheit und Wahnlosigkeit. — Was Hr Grellmann sonst von ihren schlechten Gesinnungen, als Charakterzüge, anführt und ziemlich stark ausmalt: ihre Undankbarkeit, ihr Kleiderstolz, Hang zum Putz, und Geschmack an rother Farbe, ihre Lust an Tabak und Branntewein, ihre Wollust, Faulheit, diebische und betrügerische Neigung; ist den Zigeunern theils nicht mehr, als allen andern Menschen, eigen, theils natürliche Folge ihrer ganzen Lage.

4. In Hinsicht auf ihre Handlungsweise, zeichnen die Zigeuner sich aus durch Abneigung von aller Zwangsarbeit und sitzenden Lebensart. Natürlich! denn sie sind nicht dazu gewöhnt; und von Natur kann kein Mensch Zwangsarbeit und Sitzen lieben. Wer von ihnen aber frühe dazu gewöhnt ist, bei dem verschwindet jene Abneigung: wie man an den Goldwäschern in Siebenbürgen, und an manchen durch Militärdienste dressirten Zigeunern sehen kann.

Und nun noch ein Wort von einer Vergleichung, welche auch Hr. Grellmann S. 3 berührt: der Zigeuner mit den Juden. Von den Letztern haben sich sehr viele durch Wissenschaften hervorgethan, oder bis zu hohen Staatsämtern emporgeschwun-

geschwungen; aber bei den Erstern, so viele natürliche Fähigkeiten sie auch besitzen, ist niemals ein Beispiel dieser Art erhört worden (Grellmann S. 163). Woher dieser sonderbare Unterschied? haben Mehrere gefragt. . . . Als ich, schreibt der Königsbergische Beobachter, den gescheutesten Zigeuner, welchen ich mir ausgesucht hatte, über seine Sprache examinirte; saß in eben dem Gefängniß ein Judenknabe von etwa 14 Jahren, wegen einer im Jahrmarkt begangenen Betrügerei. An einem Freitagnachmittage, da ich wiederkam, sah ich meinen kleinen Juden im Winkel mit seinem Buch in voller Andachtsarbeit; ich konnte vor seinem lauten Murmeln kaum meinen Zigeuner verstehn. Da siehst du mit Augen den Aufschluß über den sonderbaren Unterschied, dessen Mehrere erwähnt haben, dachte ich. Der Jude hat einen Sinn mehr: er kann lesen, meist auch schreiben; er lernt es in der zarten Kindheit, und dazu angehalten von seinen Eltern oder Verwandten. Ganz etwas anders ist es, wenn einmal ein Zigeunerkind, ohne oder gar wider Willen seiner Familie, von Fremden, welche er als Feinde seiner Eltern und Verwandten ansehen muß, unterrichtet wird: wie bisweilen in Ungarn geschehen ist.

Dieser einzige Umstand macht alles klar. Ein des Lesens und Schreibens unkundiger Mensch kann unmöglich in Europa emporkommen. Der Jude lernt, weil er einmal frühe zu lernen gewöhnt ist, auch andere Sprachen, auch andere Bücher lesen. Der Erweckung des Geistes durch die Anstrengung beim Lernen nicht zu gedenken, kömmt nun noch der religiöse Unterricht hinzu, von welchem fast allen Juden etwas Geschmack an Spitzfindigkeiten, den Talmudischen ähnlich, anhaftet. Die Beschaffenheit dieser Religion selbst, oder eigentlich bloß die zwei Umstände: 1) ein heiliger Tag jede Woche, an dem der Jude nichts thun soll, und 2) die eigenthümliche reine Diät, welche er pünktlich beobachten soll, machen ihm eine feste Niederlassung, eine regelmäßige Hauseinrichtung nothwendig, und laden ihn daher in Städte ein; bringen ihn mit Menschen zusammen, und stoßen ihn wieder von Menschen zurück; nöthigen ihn sonach, sich in ordentliche Verfassung zu setzen. So wird der Jude ein Zögling der Kunst, modifizirt durch die Verhältnisse, worin er gegen Unjuden steht; während der Zigeuner ein, durch ähnliche Verhältnisse gemodelter, purer Zögling der Natur ist. Dieser Unterschied macht gleich in Absicht des Körpers, besonders der Gesundheit, worin sich der eisenfeste

senfeste Zigeuner vor dem schwächlichen Juden aus:
zeichnet, einen sichtbaren Abstich.

So viel über die Unähnlichkeit. Viele Punkte der Aehnlichkeit aber ergeben sich für jeden welcher Juden kennt, aus den bisherigen Bemerkungen und aus der obigen ausführlichen Schilderung der Littauischen Zigeuner. Kein Wunder, da die Ursachen, wovon diese Charakterzüge herrühren, so homogen sind!

Noch eine Aehnlichkeit betrift das Verfahren des Staats gegen beide Nazionen. Man ist bei den Zigeunern, so wie bei den Juden, überzeugt: daß ihre itzige Verfassung schädlich ist. Nur komplimentirt man sich, dort wie hier, wer die ersten Schritte zur Verbesserung thun solle: der Staat, oder das aufzunehmende Volk. Gegründet ist der Vorwurf (man s. oben gegen das Ende der Littauischen Beschreibung), daß die Zigeuner sich nie um Aecker oder Häuser gemeldet haben; aber eben so gegründet ist ihre Antwort, daß ihnen nie dergleichen sind angewiesen worden. Des Versuches wäre die Sache doch wohl wehrt.

4.

Leibnitzens noch lebende Enkelinn.

Es scheint ein mit unsrer Natur verwandter, und ihr eben nicht zur Unehre gereichender, Trieb zu sein, jeder Reliquie — und um wie viel mehr denn jedem lebenden Reste? — eines von uns verehrten Mannes nachzuspüren. So ward auch vor Kurzem von Magdeburg aus die Nachricht angezeigt, welche wohl die meisten Leser, und vorzüglich die Bewohner der Brandenburgischen Provinzen, nicht ohne alles Interesse erfahren werden; die Nachricht: daß sich in ihrem Lande noch Nachkommen des Großen Leibnitz befinden. In der adelichen Stadt Möckern, im Jerichowschen Kreise des Herzogthums Magdeburg, lebten vor einem Jahre noch zwei, und lebet itzt, da ich dies schreibe, noch eine Enkelinn des unsterblichen Mannes.

Ohne Zweifel würde wohl Jeder lieber sehen, daß man ächte Handschriften, als unächte Kinder, von Leibnitz entdeckte. Auch scheint der Fund von manchen Seiten ein nachtheiliges Licht auf den großen Mann zu werfen. Und endlich hat die ganze Familie, welche man dadurch kennen lernt, nichts Anziehendes; der natürliche Sohn, ein Taugenichts;

genichts; dessen hinterlassene Töchter, zwei wegen Armuth Krankheit und Alter sehr bedaurenswehrt Geschöpfe, deren Elende im Stillen mit abzuhelfen man sich gedrungen fühlt, wenn auch Leibnitzens Name nicht dabei genannt würde. — Indeß, die Sache ist nun einmal zur Sprache gekommen; und sie betrift Leibnitz. So erlaube man dann, daß ich einige Seiten dazu verwende, zumal da ich im Stande bin, noch etwas Auskunft mehr darüber zu ertheilen.

Es war bereits aus verschiedenen Nachrichten bekannt, daß Leibnitz einen jungen Menschen bei sich hatte, Namens Wilhelm Dinniger, welcher ihm sehr ähnlich sah, und für seinen unehelichen Sohn gehalten ward. Die Quelle dieser Erzählung ist ohne Zweifel das Recueil de Litterature, Amsterdam, 1730. Es wird als Quelle bei dieser Nachricht ausdrücklich von Niceron und in dem Englischen Bayle angeführt. Ich habe bis itzt das Recueil selbst nicht auftreiben können. Niceron (t. 10, part. 2, p. 90) sagt, er nehme daraus folgende Nachricht: „Hr von Leibnitz hat in „seiner Jugend einen unehelichen Sohn gehabt, „welcher nachher bei ihm lebte, von ihm zu mancherlei gebraucht ward, und eines großen Zutrauens „von ihm genoß." Qui a depuis démeuré avec lui,

lui, le servoit en plusieurs choses, u. s. w. Die deutsche (übrigens besser, als das Original, geordnete) Uebersetzung giebt dies kurzweg und wohl ziemlich richtig (Th. 2, S. 302): „Der nach„her bei ihm in Diensten gewesen.“ Der Engländische Uebersetzer und Ergänzer Baylens hingegen drückt dies so aus, daß Chaufepié, welcher hier wieder aus dem Englischen übersetzte *), es durch die Worte giebt (Art. Leibnitz, p. 54): qui dans la suite démeura avec lui, et *lui fut utile pour bien des choses.* Die Sache ist nicht ganz unwichtig; denn man könnte aus diesen Worten gegen den itzt aufgefundenen Dinniger argumentiren, daß ein so wenig nützer Mensch Leibnitzen unmöglich zu vielen Dingen könne genützt haben. — Ein andrer Französischer Anekdotensammler nennt ihn Leibnitzens Schreiber (man s. die übersetzten „Anekdoten von berühmten Gelehrten,“ Th. 7, S. 149). Wenn er von L. zu mancherlei gebraucht ward, so wird er für ihn auch wohl haben abschreiben müssen.

Der

*) Er selbst, oder vielmehr sein Original, führt das Amsterdammer Recueil an, dessen eigentlichen Ausdruck er wohl hätte beibehalten sollen. Allein, vielleicht war es ihm nicht zur Hand; und er dachte nicht daran, daß die Stelle im Niceron excerpirt stand.

Der Chevalier de Jaucourt führt 1734 in seiner — seitdem gewöhnlich den Französischen Ausgaben der Theodicee vorgedruckten — Lebensbeschreibung Leibnitzens, gegen das Ende, in einer Anmerkung dies Gerücht an, erklärt es aber geradezu für ungegründet. Höchst wahrscheinlich hatte auch er, bei den Worten: nous avons lu *quelque part*, das Amsterdammer Recueil im Sinne. Denn die beiden Anekdoten, welche er hier beibringt und als unverbürgt verwirft, sind gerade die, welche Niceron daraus anführt. — Fontenelle und unser Ludovici erwähnen der Sache gar nicht.

So ist dies Gerücht, welches von einem unverheiratheten Manne leicht genug entstehen kann, beschaffen. Wie unbestimmt es ist, brauche ich nicht anzuführen. Zur Erörterung der Wahrheit desselben würden die Angaben sehr dienen: wie jung oder alt damals Leibnitz gewesen? wo er damals gelebt hat? Wenigstens: wo man diesen Jüngling bei ihm sah? und wie alt sie damals beide waren?

Hauptsächlich aber wußte Niemand, wo dieser Wilh. Dinniger geblieben sei; bis der Geistliche Inspektor zu Möckern Hr Abel, durch einen Freund, in den „Magdeburgischen Gemeinnützigen Blätter" Bd I (oder Jahrgang 1789) S. 124 folgende Nachricht von ihm gab. „Eben dieser W. D.

 „ist

„ist am 17 März 1760 zu Möckern als ein Ma-
„ler *) verstorben, und zwar in Dürftigkeit und
„Armuth. Gegen vernünftige Leute machte er von
„seiner unehelichen Geburt kein Geheimniß; ver-
„barg sie aber doch seinen Kindern und Andern,
„von denen er glaubte, daß sie ihm dieselbe zur
„Schande rechnen würden. Seine Mutter hat
„nachher einen Ackerbürger oder Schulzen zu Saar-
„mund geheirathet. Indeß hat er seinen Töchtern
„und jedem Andern zum öftern erzählt: daß ihn der
„große Leibnitz sehr geliebt habe, und ihn in der Aka-
„demie die Malerkunst habe erlernen lassen, daß er
„ihn hernach zu sich genommen und mit Wohltha-
„ten überhäuft habe; daß er aber dadurch übermü-
„thig geworden, und endlich mit Unwillen von ihm
„geschieden, und der Erbschaft, zu der er große
„Hofnung gehabt habe, verlustig gegangen sei.
„Einige Jahre nach Leibnitz Tode, hat er Möckern
„zu seinem Aufenthalt gewählt. Die erlernte Ma-
„lerkunst sollte ihn nähren, und er soll auch in der
„Porträtmalerei nicht ungeschickt gewesen sein;
„aber er lebte an einem Ort, wo seine Kunst weder
„gekannt noch gesucht noch geschätzt noch bezahlt
„werden konnte. Hr Insp. Abel versichert, daß
„die

*) In dem Möckerschen Kirchenbuche heißt er Kunst-
maler und Lackirer.

„die Züge in Dinnigers Gesicht denen völlig ent-
„sprochen haben, die er so oft in den gemalten und
„in Kupfer gestochenen Abbildungen von Leibnitz
„wahrgenommen habe. Er fügt hinzu, daß die
„jüngste Tochter Dinnigers ihrem Vater, mithin
„auch Graßvater, völlig ähnlich sehe." — Er schil-
dert hierauf die hülflose Lage der beiden betagten
und gichtbrüchigen Mädchen, und erbietet sich zur
Besorgung milder Beiträge.

Die Nachricht ward nicht sehr bekannt; ob-
gleich die Gothaische Gelehrte Zeitung, und die
Allgemeine Litteraturzeitung in Jena, sie kurz wie-
derhohlten. Nur dem edlen Menschenfreunde,
Herrn von Rochow auf Rekan, blieb sie nicht
verborgen; er sandte durch Herrn Regierungsrath
von Wangerow fünf Friedrichdore an Hrn Abel,
welcher dies Geld zu den unentbehrlichsten Noth-
wendigkeiten der unglücklichen Familie nach und
nach ausgezahlt hat.

Am Ende vorigen Jahres erfuhr Hr Magi-
ster und Prediger Schlüter etwas von der Sache,
und ließ einen Aufruf erschallen *). Statt des
beschei-

*) „Aufruf an Leibnitzens Monumente zu Han-
„nover, zum Besten seiner unglücklichen Enke-
„lin zu Möckern bei Magdeburg, im Namen der
„Menschheit gewagt von *C. Schlüter*, Doctor der
„Phi-

bescheidenen Vortrages in jener mehr auf Unterstützung der Unglücklichen, als auf Anekdotenkrämerei, ausgehenden Anzeige des Hrn Abel, hat diese Schrift, wie es vielleicht auch einem Aufruf geziemt, einen sehr hellgellenden und dabei zankenden Ton. Der Herr Magister zankt mit den Theologen, daß sie nicht zugeben wollen, eine Buhlerinn könne die Edelste ihres Geschlechts sein; zankt mit einer anonymen Stadt, wo schlechten Menschen Grabmäler gesezt werden; zankt mit Hannover und mit ganz Deutschland, daß man Leibnitzen ein so kostbares Monument errichtet, aber seine Enkelinnen nicht versorgt habe; zankt mit Leibnitz selbst, wegen seines Stolzes, seines Geizes; zankt mit dessen Schwestersohn, dem Pred. Löfler, weil er Leibnitzens Erbe geworden ist; u. s. w. — Ueber die Sache selbst, kennt Hr Schlüter nicht einmal die Anzeige in den Magdeburgischen Blättern; erfindet aber dagegen eine rührende Scene zwischen Leibnitz und seiner Bettgenossinn; und läßt, um doch den Geburtsort in die Erzählung mit hineinzubringen, Dinnigern nach Leibnitzens Tode sich als Kunstmaler und Lackirer in Saarmund besetzen, wo es wohl nichts zu malen und zu lackiren giebt.

Hr

„Philosophie. Leipzig, bei Schwickert. 1793."
2 Bogen in Quart. — Daß der Verfasser „christ-
„lutherscher Prediger" ist, sagt er in ...

Hr Schlüter schickte seinen Aufruf unter andern auch an des Herrn Staatsministers Grafen von Herzberg Excellenz. Der zu jedem Guten, des Landes wie der Einzelnen, so bereitwillige Staatsmann schrieb sofort an den Magistrat zu Möckern, um Sich die nähern Umstände melden zu lassen, und legte vorläufig 2 Friedrichdore zur Unterstützung der itzt noch einzig lebenden Tochter Dinnigers bei. Die Antwort enthielt die Nachrichten von dieser Familie, und berichtete zugleich: daß die arme aber höchst enthaltsame Person nur einen Friedrichdor genommen, und den andern zu ihrem Begräbnisse aufzubewahren gebeten habe. Der Herr Graf sandte darauf neues Geld, mit dem Auftrage, der D. zu sagen: daß sie, bis an ihr Lebensende, monatlich auf 2, auch wenn sie damit nicht auskomme, auf 3 bis 4 Thaler sicher von Seiner Seite rechnen könne, auch für ihr Begräbniß nicht zu sparen nöthig habe, weil dafür zu seiner Zeit schon gesorgt werden solle.

Se. Excellenz theilten mir die aus Möckern erhaltenen Papiere mit. Da ich die Anzeige fand, daß Wilh. Dinniger aus Saarmund gebürtig sei, erkundigte ich mich auch daselbst. Die itzt vor mir liegenden Auszüge aus den Kirchenbüchern von beiden Orten ergeben folgende Nachricht, welche

theils

theils allen, die auf diese Geschichte ihre Aufmerksamkeit richten wollen, nicht gleichgültig sein kann, theils — welches meine Hauptabsicht ist — den Leser selbst in Stand setzen wird, seinen Glauben oder Unglauben an die Erzählung zu bestimmen.

Im vorigen Jahrhundert lebte ein rüstiger Kirchen- und Schuldiener in der Mittelmark, Namens Jakob Dinniger. Er ward, durch zwei Frauen, Vater von zwölf Kindern, von welchen sechs Söhne ihn überlebten; er starb, 81 Jahre 8 Monat und 3 Tage alt. Anfangs war er Schulmeister und Küster zu Klein-Machenow, 21 Jahre; hernach ward er zu Saarmund Schulmeister und Küster, welches er 33 Jahre bis an seinen Tod, 1713, blieb. Gerade so lange als seine Stellen, behielt er auch seine Frauen: die erste in dem Dorf 21, die andere in der Stadt 33 Jahr. Also gleich im Jahre seiner Ankunft zu Saarmund, nehmlich 1680, heirathete dieser Ehrenfeste Jakobus Dinniger *) seine zweite Frau, nehmlich die Ehr-

*) Diese Worte, so wie die folgenden, sind von dem Ehrenfesten Küster selbst. Denn das älteste Kirchenbuch in Saarmund, welches mit dem J. 1672 anhebt (die älteren sind verbrannt) ist von den Küstern geführt, bis auf das J. 1704; wo der Prediger Keßler (der Vor-Vorfahr des itzigen Predigers, Hrn **Löseke**) einzuschreiben angefangen hat.

Digitized by

Ehr- und Tugendsame Jungfer Maria Moritz, des weiland Ehrbaren und Namhaften Andreas Moritz sel., gewesenen Hausmanns und Tagelöhners in Bornstädt unter dem Amt Potsdam gelegen, eheleibliche Tochter. Sie überlebte ihn. In dieser zweiten Ehe ließ er taufen: 1) 1681, Maria; 2) Jakob Friedrich, 1683; 3) Christian, 1684. 4) 1686 den 15 Dezemb. Mittwochs, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr *), ward ihm ein Söhnlein geboren; es hat folgenden Montag als den 20 Dez. die heil. Taufe empfangen, und ist ihm der Namen Wilhelmus gegeben. Seine Pathen sind gewesen: Hr Wilh. Brandt, Kurfürstl. Bratenmeister zu Potsdam; Hr Bastian Fiend, Kurf. Mundkoch zu Potsdam; Gürgen Riez, allhier zu Saarmund. — Diese Tugendsame Maria Moritz scheint also Leibnitzens Geliebte gewesen zu sein. Es ergeben sich hier aber folgende Fragen.

Ist der genannte Wilhelmus der Möckernsche Dinniger? Wohl ungezweifelt. Denn der Letztere war 1) aus Saarmund gebürtig; und das Kirchenbuch

*) Bloß bei diesem Sohne, demselben Wilhelm welchen wir suchen, ist die Geburtsstunde angegeben. Dem Vater scheint also entweder der Knabe selbst, oder, welches glaublicher ist, nur die Stunde, merkwürdig gewesen zu sein.

buch daselbst giebt von 1672 bis 1712 keinen andern, ehelich oder unehelich gebornen, Dinniger an. Er lernte 2) die Malerei; und in dem nehmlichen Kirchenbuche kömmt 1710 den 11 Jun. folgende Gevatterschaft dieser Familie vor. Des Schulhalters ältester Sohn Jakob, ein Leineweber, ließ eine Tochter taufen; Pathen waren: Monf. Christoph Dinnigers (Sohnes aus der ersten Ehe), des Kochs zu Berlin, Ehefrau: Monf. Wilhelm Dinniger, der Maler zu Berlin. — Auch macht es keinen Unterschied, daß er in Saarmund immer richtig Dinniger geschrieben ist; in Möckern hingegen, der Niedersächsischen Aussprache gemäßer, Dünniger oder auch Dünninger hieß.

War dieser Wilh. D. nun Leibnitzens Hausgenosse? Auch wohl ungezweifelt; indem er selbst so bestimmt die Umstände davon angab.

Allein, war er nun auch Leibnitzens natürlicher Sohn? . . . Hierauf läßt sich in der That nicht so kurzweg antworten. Die Zweifel, welche hier entstehn, sind folgende.

1) Nicht ganz richtig ist sodann die Angabe in dem Recueil de litterature, daß L. in seiner Jugend einen unehelichen Sohn gehabt habe. Leibnitz kam bekanntlich 1646 zur Welt; gerade

also

also im 40sten Jahre wäre ihm dieser Sohn geboren. Derselbe lernte die Malerei, kam darauf erst zu L. ins Haus, lebte von ihm, trennte sich zwar selbst, aber scheint sich doch nicht weit entfernt zu haben (etwa aus Hofnung eines Erbtheils), weil er erst nach L's Tode an Niederlassung und eigne Haushaltung dachte. Man könnte also vielmehr sagen: L. habe in seinem Alter einen unehelichen Sohn gezeugt, wenigstens bei sich gehabt.

2) Wichtiger ist der Widerspruch unsrer authentischen Nachrichten mit der obigen Erzählung von der Verheirathung der Mutter (man s. oben den Auszug aus den Magdeburg. Blättern). Denn erstlich hat diese Mutter, geb. Moritz, sich nicht nachher; und zweitens hat sie sich nie mit einem Ackersmann verheirathet. Und doch steht diese Erzählung so da, daß man vermuthen sollte, sie rühre von dem Sohne selbst her. Wie hätte dieser aber seinen Vater nicht kennen sollen? Wie hätte er nicht wissen sollen, daß er der jüngste Sohn aus einer fruchtbaren Ehe gewesen? Wie hätte er, auch nur mit Menschenverstand, sich aus Saarmund gebürtig nennen, und doch dabei sagen können, seine Mutter sei erst späterhin nach S. verheirathet worden? Warum nannte er nicht seinen wahren Geburtsort? — Ist er aber nicht der

Saarmundische Dinniger, so ist er auch nicht der Maler Wilh. Dinniger, und also nicht der Leibnitzische welchem wir nachspüren. Aber sicherlich ist der Leibnitzische, und der Möckernsche, und der Saarmundische, einer und der nehmliche. Sicherlich hat er auch die Erzählung von seiner Mutter Verheirathung nie gemacht, sondern wird bloß gesagt haben, daß sie in Saarmund verehlicht war. Das Wörtchen: nachher, hat man in Möckern eingeschoben, um Leibnitzen nicht zu einem Ehebrecher zu machen, und die ganze Geschichte glaublicher und wahrscheinlicher darzustellen. Umgekehrt! macht man sie für jeden, der nach den weitern Umständen forscht, nun gerade unwahrscheinlich und ungewiß.

3, Dieser Umstand der Ehe aber ist sicherlich Jedem so zuwider, wie jenem guten Möckernschen Verbesserer. Ich will nur dies Eine anführen. Man muß zugeben, daß ein Philosoph ein los und lediges Mädchen, sei es auch eines Tagelöhners aus Bornstädt Tochter, antreffen und liebgewinnen kann. Allein, daß ein Mann wie Leibnitz, der an den feinsten und vornehmsten Umgang, auch in Absicht des weiblichen Geschlechts, gewöhnt war, ein Freund der geistreichen Königinn Sophia Charlotta, mit einer Küsterfrau aus Saarmund, die

schon

schon Mutter dreier Kinder ist, so vertraut geworden sein soll: das darf man nicht sofort zugeben.

4) Wie kam denn auch — und dieser Zweifel scheint, nebst dem folgenden, mir fast unauflösbar — Leibnitz nach Saarmund, um eine so innige Bekanntschaft dort anzuspinnen? Oder wie kam die Saarmunderinn, mit Verlassung ihres altwerdenden Ehemannes, ihrer Kinder, und ihrer Haushaltung, zu ihm?

5) Und wohl zu merken, das Jahr ist 1686. Bisher hat man gar nicht einmal gewußt, daß Leibnitz schon damals in Berlin gewesen sei. Nur erst von 1699 an findet man sein Hiersein bemerkt. Ich habe, so viel möglich, alle seine Briefe nachgesehn; keiner ist 1686 aus dem Brandenburgischen datirt. Wohl aber einer an Magliabecchi, aus Hannover im Jänner (opera, ed. Dutens. t. 5, p. 80); einer an Placcius, ebendaher im November; und ein dritter an Vagetius *), gleichfalls zu Ende von 1686 (t. 6, p. 32, 34). — Auch

 schrieb

*) Es ist ein bloßer Druckfehler, daß dieser letzte Brief aus Hamburg d. 27 Nov. 1686 datirt ist. Er ging vielmehr nach Hamburg hin. Er steht zwischen zwei Briefen an Leibnitz aus Hamburg, welche beide von dem genannten Tage sind. Eben daher entstand der Druckfehler, auch dieser Leibnitzischen Antwort dieselbe Unterschrift zu geben. Sicherlich ist auch der Tag, so wie der Ort,

schrieb L. in diesem Jahre drei Aufsätze für die Acta Eruditorum: gegen Kartesius, daß nicht immer einerlei Quantität der Bewegung, wohl aber der Kraft, durch ein physikalisches Gesetz der Natur erhalten werde; daß sich eine vollkommnere Art der Berührung in der Geometrie angeben lasse, welche er den Kuß (osculum, osculationem, und zwar osculationes primi, secundi, tertii gradus) nannte; und über die Analysis des Untheilbaren und des Unendlichen. L. pflegte nur in Hannover solche Abhandlungen für die wissenschaftlichen Zeitschriften auszuarbeiten; auch hatte er wohl auf einer Reise schwerlich Musse genug dazu.

Indeß muß man gestehn, gehört alles hier Bezweifelte dennoch zu den möglichen Dingen. Möglich ist es freilich, daß die 1681 nach Berlin vermählte Kurprinzessinn Sophia Charlotta ihren gelehrten Freund schon zu des Großen Kurfürsten Zeiten sich nachgezogen hat. Möglich, daß L. hier in dem öfter genannten Jahre 1686 die Frau Schulmeisterinn aus Saarmund kennen lernte, und am Ende desselben Vater des besagten Wilhelms ward.

Mög-

Ort, verdruckt. Aus den vorhergehenden und nachfolgenden Briefen aber sieht man, daß L. damals in Hannover war.

Möglich, obgleich unwahrscheinlich! — Mir ist es wahrscheinlicher, daß L. viel später, etwa 1700, den damals 14jährigen Knaben aus Saarmund, welcher an seinen Pathen den Bratenmeister nach Potsdam, oder an seinen Stiefbruder den Koch nach Berlin, kann geschickt worden sein, kennen gelernt, und wegen seiner Bildung; vielleicht auch wegen einiger Aehnlichkeit, lieb gewonnen hat. (L. ließ oft, wie alle seine Lebensbeschreiber erzählen, Kinder aus der Nachbarschaft zu sich hohlen, sah aus seinem Lehnstuhl ihren Spielen zu, und schickte sie dann mit Zuckerbrot wieder nach Hause.) Er entschloß sich also, dieses Knaben sich anzunehmen; fand ihn wahrscheinlich zum Studieren untüchtig, schickte ihn auf die Akademie der Künste, und nahm ihn hernach zu sich. So entstand das Gerücht von der näheren Verwandtschaft des Menschen mit ihm.

Daß dieser Mensch die Sache anders erzählt, beweist weiter nichts, als daß auch ihm das Gerücht von seinem natürlichen Vater zu Ohren gekommen, und daß er dasselbe geglaubt hat. Es zu untersuchen, fiel diesem schwachen und leichtsinnigen Jünglinge wohl nicht ein. Er hatte gar keine Lust, daran zu zweifeln. — Ueberhaupt scheint er ein unvernünftiger und in der That elen-

elender Mensch gewesen zu sein. Wie unvernünftig er sich gegen Leibnitz betrug, wissen wir aus seinem eigenen Geständniß. Entweder aus Unvernunft meldete er sich nachher in seinem Elende bei Leibnitzens nachgelassenen Freunden und Verehrern nicht; oder er durfte wegen schlechter Streiche sich dies nicht getrauen. Wie unvernünftig, daß er an einen Ort zog, wo er hungern mußte, wo auch ein Apelles verhungern würde! Ja selbst, wie unvernünftig, daß er zuweilen sich unterstand, sich für Leibnitzens natürlichen Sohn auszugeben! Er bedachte nicht, welches harte Urtheil er dadurch über sich aussprach. Denn man kann nur einen verächtlichen Taugenichts in demjenigen erkennen, welcher den Trieb nicht gehabt hat in der Welt etwas aus sich zu machen, nachdem er gewußt hat, daß er der Sohn — ich mögte sagen, daß er auch nur der Schreiber — eines großen Mannes war. Wenigstens werden wohl Alle darin übereinstimmen, daß ein Schreiber oder Sohn, welcher Leibnitzens nur einigermaßen würdig gewesen wäre, unmöglich hätte als Kunstmaler und Lackirer in Möckern leben und sterben können. Selbst seine Armuth beweist hier gegen ihn.

Aber

Aber von der andern Seite beweist auch diese Armuth, wie mich dünkt, gegen die Wahrheit der ganzen Geschichte. Denn sie würde einen zu schwarzen Fleck auf unsers Weltweisen moralischen Charakter werfen. Wie! Leibnitz sollte ein Vorbild Rousseau's gewesen sein? Jener wahrhaft große Mann sollte sein Kind verstoßen haben, wie dieser sonderbare Mann die seinigen ins Findelhaus schickte? Unmöglich! Und wenn ein Mann wie Leibnitz fand, daß sein Sohn nichts taugte, so wird er nur um so weniger ermangelt haben, ihm Geld zuzuwerfen, damit er doch auf irgend eine Weise in der Welt fortkomme. — Indeß, hier fehlen uns zu sehr die Data. Wir wissen nicht, wie lange L. ihn unterstützt hat; fast scheint es, bis an seinen Tod. Man weiß nicht, ob L. viel Geld, und wieviel, hinterlassen hat. Das aber weiß man, daß die Sage von gefundenen Säcken voll Gold ein lächerliches Mährchen ist, und daß der unverheirathete und um seine Wirthschaft sich nicht sehr bekümmernde Schriftsteller unmöglich großes Vermögen kann hinterlassen haben.

Dem Leser liegen itzt selbst die Gründe vor Augen. Von der einen Seite, Dinnigers eigene Aussage (aber ist diese so glaubwürdig, da er die Sache doch auch nur aus Erzählung wissen konnte?);

Digitized by Google

und seine Aehnlichkeit mit Leibnitz (aber war diese so groß, daß er nothwendig darum dessen Sohn sein muß?). Von der andern Seite, mehrere Zweifel aus physischen und moralischen Gründen. — Sollte Jemand zur Aufhellung dieser Thatsache noch mehreres liefern können; so werde ich es mit Vergnügen bekannt machen. — Ich füge itzt nur noch etwas von der Dinnigerschen Familie in Möckern hinzu, und schließe.

Einige Jahre nach Leibnitzens Tode (er starb bekanntlich 1716), ging dessen angeblicher Sohn nach Möckern. Hier, besagt das Kirchenbuch, verheirathete Wilhelm Dünniger, aus Saarmund bei Potsdam gebürtig, ein Kunstmaler und Lackirer, sich den 21 Mai 1722 mit Jungfer Anna Sophia Schirmer, des ehemaligen Kantors daselbst Andreas Schirmers Tochter. Aus dieser Ehe wurden, außer einem frühzeitig verstorbenen Sohne, geboren: 1) Dorothea Elisabeth Dünniger, den 4 Jul. 1724, welche *annoch* lebt; und 2) Johanna Luisa Dünniger, ihrem Vater dem Gesichte nach ähnlicher, geb. den 19 Oktob. 1729, und eben daselbst gestorben den 15 Feb. 1792. Wilh. Dünniger selbst starb den 17 März 1760; und seine Ehefrau, bald nach ihm, den 10 Mai desselben Jahres. — Sie lebten und starben höchst dürftig; und so lebt itzt

noch

noch der einzige Sprößling dieser Familie, die fast 70jährige Tochter. Sie ist, bei ihrem Alter, und der Lähmung durch Gicht und Schlagfluß, um desto unglücklicher, da sie seit einem Jahre ihre Schwester verloren hat, welche doch noch etwas arbeiten und die ältere Schwester warten konnte. — —

O Leibnitz, heiliger Namen! Nie müsse ein Deutscher leichtsinnig deinen Ruf beschmitzen! Mögen wir, statt deine Fehler zu sichten, vielmehr an deiner Größe hinaufsehn, und ernstlich trachten dir in deinen Vorzügen nachzufolgen! Möge vorzüglich dein scharfer Blick, dein tiefes Eindringen, deine folgerichtige Bündigkeit — dieser männliche Geist ächter Gelehrsamkeit und ächter Philosophie — ewig bei deinem dich bewundernden Volke wohnen! B.

5.

Ueber die Verbreitungssucht der Gleichheitsprinzipien.

Zweiter Brief an Hrn Kr.

Sie halten also die Grundsätze einer über alle Theilnehmer an dem Staatsverein verbreiteten Gleichheit nicht für so zerstörend, und die laute

Predigt dieser neuen Erfindung nicht für so gefährlich? .... Ich kann nichts bessers thun, als Ihnen hier ein Englisches Blatt beilegen, welches diesen Gegenstand, meiner Meinung nach, mit Philosophie und Staatseinsicht behandelt. Dem ungeachtet ist Alles nur kurz und leicht hingeworfen: der wahren großen Manier gemäß, welche bündig aber nicht schwerfällig spricht. Die Ueberschrift heißt bloß: „Politische Zweifel und Bemerkungen, „den 11 Dezemb. 1792." Unterzeichnet ist das Stück mit dem halb spaßhaften Namen John Bull. — Da noch keine Deutsche Zeitung dies Blatt übersetzt geliefert hat, so benutze ich um so mehr diese Gelegenheit es bekannt zu machen.

* * *

Das Engländische Volk, welches nicht gewohnt ist, durch Menschen die Niemand kennt, sich repräsentiren zu lassen, hat mit Erstaunen erfahren, daß angebliche Deputirte einer Gesellschaft aus London und Manchester, im Namen der Brittischen Nazion, vor den Schranken des Französischen Nazional-Konvents erschienen sind, um demselben zu der Verbreitung seiner Grundsätze Glück zu wünschen, und um anzukündigen, daß England sich zur Annahme derselben bereite.

Hat der Präsident, bei seiner Erklärung: daß er an dem nächstbaldigen Dasein eines N. Konvents in England nicht zweifle, nur seine Privatmeinung und Wünsche ausgesprochen; so muß man sich jeder Anmerkung darüber enthalten. Hat er aber in dem Geiste seiner Gesellschaft geredet; hängt seine Antwort mit dem Dekrete zusammen, welches alle Völker zur Empörung gegen ihre Regierungen einladet; gründet sich die Erwartung eines nahen Umsturzes der Brittischen Verfassung auf die wirklich angewandten Mittel zur Beförderung desselben: so hätte die Englische Nazion doch wahrlich das Recht, eine solche Erklärung, die mit strafbaren Anlockungen begleitet ist, als einen thätigen Friedensbruch zu betrachten. Wenn ein Volk für gut findet, das blinde Werkzeug zu einer allgemeinen Umkehrung der Dinge in Europa zu sein, erklärt es sich nicht eben dadurch zum Feinde aller andern?

Aber es fragt sich: wie ist die Macht dieses Volkes beschaffen, welches alle Staatsgebäude zu zertrümmern droht? Kann man das System derselben fassen, es bis in seinen Elementen verfolgen? ... Von außen sieht man wohl eine zerstörende Kraft, welche sich wie ein Gebirgsstrom über fremde Länder daherwälzt; aber im Innern ist nichts als schrecklicher Hader, vollkommene Anarchie, allgemei-

gemeines Elend. Es ist die Mißgeburt einer Staatsmacht. Worin besteht also ihre Furchtbarkeit? Warum sollte Europa vor ihr zittern?

Allein, es fürchtet auch nur die Verbreitung der unseligen Grundsätze, welche den Französischen Staatskörper aufgelöst haben. Und in dieser Rücksicht ist seine Furcht gewiß sehr gegründet. Denn die Grundsätze der Gleichheit, in der allerweitesten Ausdehnung, müssen nothwendig alle gesellschaftliche Einrichtungen zernichten. In dieser Theorie findet der allgemeine Vergleichungspunkt sich nur in der untersten Volksklasse. Alles muß bis da hinab, denn sonst ist Alles noch nicht gleich. Nur dieser untern Klasse muß, ausschließlich, die Freiheit und die Souveränetät zuerkannt werden. Die höhern Klassen können keinen Antheil daran haben, so lange sie noch etwas besitzen, welches sie von dieser niedrigsten Klasse absondert. Eigenthum also, Sitten, moralische und religiöse Bildung, Talente, Unterricht, kurz alles was von der Plumpheit, der Unwissenheit, der Besitzlosigkeit des Pöbels absticht, muß, da es demselben nicht weiter gleicht, für dessen Feind erklärt werden, und darf nicht bloß an der Souveränetät, sondern auch an den Rechten der Freiheit und der Gleichheit, keinen Antheil nehmen. Dieses System hat also zum letzten

ten Endzweck, alle Eigenthümer zu plündern oder zu Sklaven zu machen; und solange dieser Kampf dauret, kann unmöglich eine Regierungsform sich bilden. Denn, ehe die Nicht-Eigenthümer, deren immer die größte Zahl ist, sich alles Eigenthums bemächtigt haben, können sie die Gleichheit nur durch Gesetzlosigkeit und Raub erhalten; und sie brauchen die Gesetze bloß, um ihre durch Gewalt eroberte Beute sich zu sichern, und die Beraubten im Zaum zu halten.

Ein solches System nun, worin bloß die Nicht-Eigenthümer in jedem Lande die Nazion heißen *), ein System, welches alle Regierungen als despotisch, und alle Wohlhabende als unrechtmäßige Besitzer anklagt, muß nothwendig, da es sogar Verbindungen und eine allgemeine Brüderschaft unter dem Pöbel auf dem gesammten Erdboden eröfnet, zahlreiche Proselyten bekommen; muß machen, daß der Pflug und die Werkstätten von allen denen verlassen

*) Cambon sagte wirklich in dem berüchtigten Rapport vom 15 Dezember, worauf das Dekret von der allen Völkern anzuzwingenden Freiheit gegeben ward: „Nur die Reichen sollen zu den Staatslasten beisteuren, die arbeitsame und dürftige Klasse „soll davon befreiet sein. Dadurch werden wir „dem Volke die Freiheit angenehm machen; es „wird nichts mehr zahlen, und dennoch alles regieren.“ Alles soll unter der Verwaltung derjenigen Menschen stehen, welche nichts zahlen!!

lassen werden, welche nicht für eigne Rechnung arbeiten können, aber nun Hofnung haben, wenn sie die Waffen ergreifen, Sold und einen Theil der Beute zu erhalten.

Mit dieser Gefahr wird ganz Europa bedrohet. England hat ohne Zweifel weniger, als jedes andre Reich, die Verbreitung dieser unseligen neuen Lehre zu befürchten. Das Volk in England ist aufgeklärt und glücklich, so weit es die in einer Staatsverbindung unvermeidlichen Modifikazionen gestatten. Aber schon sind arglistige Schlangen herangeschlichen, deren Gift sich weit verbreitet hat. Weise und strenge Vorsicht kann plötzlich dessen Wirkung hemmen. Greift man aber nicht das Uebel bei der Wurzel an, so ist Europa verloren, und zuletzt geht selbst England unter.

6.

Ein Streit Katholischer Bischöfe über ihren Sprengel in Protestantischen Landen.

Aus Oldenburg im Westfälischen Kreise.

Ich kann Ihnen, zu dem vortreflichen historischen Aufsatze des Herrn Kanzler Le Bret über die Nordische

dische Mission und das Hannöversche Vikariat, Jänner Nr. 3, einen kleinen Beitrag aus unserm Lande zusenden.

Im J. 1787 erlaubte der Herzog-Bischof den hiesigen wenigen Katholiken, sich hier für beständig einen Prediger zu halten. Nun aber konnten Hildesheim und Münster nicht einig werden, zu wessen Sprengel diese Missio *Emslandica* — so nannten sie dieselbe, ohne Zweifel von dem Flusse Ems in unserm Kreise — gehöre. Hildesheim behauptete: daß sich seine Rechte über den ganzen Norden, mithin auch über uns, erstrecke. Münster entgegnete: wir gehörten zu Westfalen, und also unter ihm. Hildesheim hat nachgegeben; und wir wissen also doch nun, unter wessen Gerichtsbarkeit wir, wenn wir katholisch werden, — oder schon itzt? da, wie P. Stattler will, wir schon als Glieder der Katholischen Kirche angesehen werden — gehören.

Daß unsre Regierung keine Notiz von diesem Streite, und seiner Entscheidung, genommen hat, versteht sich von selbst.

7.

Berlinische Geburts- und Sterbelisten.

I. Verzeichniß der im 4ten Quartal des Kirchenjahres 1792 Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren Söhne.	Geboren Töchter.	Gestorben M. Ge. Erw.	Gestorben M. Ge. Unerw.	Gestorben W. Ge. Erw.	Gestorben W. Ge. Unerw.
Vom 18 bis 24 August	50	56	17	37	15	25
v. 25 — — 31 —	57	51	29	44	18	32
v. 1 — — 7 Sept.	39	57	18	40	10	31
v. 8 — — 14	57	53	22	39	20	30
v. 15 — — 21 —	62	47	20	33	17	25
v. 22 — — 28 —	41	51	16	36	22	29
v. 29 Sept. bis 5 Okt.	49	47	22	37	18	23
v. 6 Okt. bis 12 —	68	63	33	41	37	41
v. 13 — — 19 —	61	71	26	41	19	33
v. 20 — — 26 —	50	70	17	26	26	34
v. 27 — — 2 Nov.	56	50	29	33	18	34
v. 3 Nov. bis 9 Nov.	53	42	20	54	21	37
v. 10 — — 16 —	64	55	33	46	31	33
v. 17 — — 23 —	54	48	31	29	22	41
v. 24 — — 30 —	49	36	32	29	18	32
	810	797	365	565	312	480
Summa	1607		1722			

Unter den Gebornen sind 78 unehel. Söhne und 79 unehl. Töchter: zusammen 157. Ferner 14 Zwillingspaare.

Balance.

Geboren . . .	1607
Gestorben . . .	1722
Mehr gestorben	115

II. Gene-

An diejenige
des schönen Geschlechts
die ihre gröste Zierde
in einem gebildeten Geist und veredeltem Herzen finden.

Je gewisser es ist, daß ausser dem Beispiel edler Menschen eines der besten Mittel zur Vervollkommnung des Geistes und Herzens das Lesen guter Schriften ist, desto grösser muß der Wunsch nach solchen Büchern seyn, wodurch dies erreicht werden kann. Aber leider! erscheinen nur wenige von dieser Art, und diese aus dem Schwarm der täglich herauskommenden Bücher hervorzusuchen, ist oft eben so schwer, als es für manchen zu kostbar seyn würde, sich dieselbe anzuschaffen. Um diesem Bedürfniß nun abzuhelfen, haben sich mehrere verdiente Männer mit einigen geistvollen Damen vereiniget, welche im künftigen Jahr 1793. unter dem Titel:

Flora

eine Monatschrift zur Bildung und Vervollkommnung des weiblichen Geschlechts,

in unserm Verlag herausgeben werden. Da hiebei der angene[illegible] Weg auch derjenige ist, der am sichersten zum [illegible]e führt, so werden sich die Mitarbeiter bemühen, ihre Aufsäze so unterhaltend als möglich zu machen. Jede Art von Einkleidung, wodurch dieser Zwek erreicht werden kann, findet daher eine Aufnahme in dieser periodischen Schrift, die aus — Erzählungen, dragmatischen, satyrischen, moralischen Aufsäzen, Charakterschilderungen, Anekdoten, Gedichten, Darstellungen aus der Natur, Beiträge zur Oekonomie, Mode-Nachrichten, in sofern sie für den Zwek passen, und Anzeige derjenigen neuen Büchern, welche gelesen werden dürfen, nebst Musik Beilagen, bestehen wird.

Um aber das Publikum mit einenmal in den Stand zu sezen, den Werth dieser Zeitschrift im Voraus zu be-

urtheilen, so dörfen wir nur sagen, daß ausser denen Herren Claudius, G. Forster, Iffland, Pfeffel und einigen andern noch alle diejenige daran arbeiten, welche dem 1792ger Jahrgang von Amaliens Erholungsstunden einen ungetheilten Beifall erwarben. Ueberdies werden wir jeden Aufsaz, der für unsern Zwek taugt, mit dem grösten Vergnügen aufnehmen und wir bitten daher Alle, welche durch ihre Beiträge etwas zur Vervollkommnung des schönsten Theils der Schöpfung wirken zu können glauben, uns diese mitzutheilen und versichern sie der reelsten Erkenntlichkeit, mit welcher wir auch jeden Wink zur Verbesserung unsers Plans benuzen werden.

Was die äussere Einrichtung unsrer Monatschrift betrift, so ist Druk, Papier, Format wie bei dieser Ankündigung, wo möglich noch besser: jeden Monat erscheint ein Heft, davon 3 einen Band ausmachen. Jeder Band erhält eine schöne Vignette und musikalische Beilage, und jedem halb Jahr wird ein grosses Titelkupfer beigefügt. Und dieses alles liefern wir für den mäsigen Preis von 4 Gulden oder 2 Rthl. 16 Ggr., wodurch also auch minder Bemittelte in den Stand gesezt werden, sich diese Monatschrift anzuschaffen, besonders wenn sie mit mehreren in Verbindung tretten: Für diesen Preis ist die Zeitschrift immerhin in allen soliden Buchhandlungen und Postämtern zu haben, von welchen leztern die K. R. O. P. A. Canstadt und Stuttgardt die Haupt-Spedition übernommen haben.

Die Namen der Subscribenten werden vorgedrukt, und wer die Gefälligkeit für uns haben will, Subscribenten zu sammeln, erhält die gewöhnliche Vortheile.

Wir bitten jeden Freund des Edlen und Guten um die Verbreitung und Bekanntmachung dieser Anzeige und verbürgen uns auf das heiligste, daß nichts in unsere Flora aufgenommen werden wird, was dem angeführten Zwek nicht entspräche, so daß wir sie also jeder Empfehlung würdig machen werden und jeder zärtliche Vater, jede besorgte Mutter versichert seyn darf, daß wenn sie ihren Kindern eine eben so unterhaltende als belehrende Lektüre in die Hände geben wollen, sie diesen Zwek durch unsere Flora gewis erreichen werden.

Tübingen im November 1792.

J. G. Cottaische Buchh.

Das beygefügte, aus Amaliens Erholungsstunden 1792 Sept. abgedruckte, Gedicht Hrn. Pfeffels dient zur
Probe der zu erwartenden Aufsä[illegible]

Lehren an Egle in B . . . l.

Eine freye und vermehrte Uebersezzung aus dem Französischen des Pavillon.

Von
Pfeffel.

Tübingen, 1792.
In der Johann Georg Cottaischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Darf, Egle, dich die Freundschaft unterrichten?
Ich weiß zwar wohl, in unsrer Flitterwelt
Ist eine Vorschrift strenger Pflichten
Das Mittel nicht, wodurch ein Lied gefällt.
Doch Zoens Tochter flieht im Lenz der Jahre
Die Flitterwelt sammt ihrer bunten Waare.
Mit Wonne hat dein alter Freund gesehn
Daß ihm dein edles Herz zuvorgekommen,
Und daß du von dir selbst den Weg genommen,
Auf dem er dir nun winkt, noch weiter fortzugehen.

Laß meiner Muse, Kind, die Ehre,
Der schönsten Jugend Führerin zu seyn:
Schon viele sind bemüht, dich zu erfreun,
Vergönne mir, daß ich dich lehre.

O könnt ich es gleich ihr, in deren Schoos
Des Lebens Morgen dir verfloß!
Ihr, der auch Fürsten sich mit Ehrfurcht nahten;
War keine Pflicht zu klein, war keine Pflicht zu groß,
Und ihre Lehren waren Thaten.

Sie ist nicht mehr, für unsre Welt nicht mehr,
Sie, deren Staub wir stets mit frischen Thränen nezzen.
In meiner Freunde Kreiß bleibt ihre Stelle leer;
Wer könnte Zoen mir ersezzen?

Dir, Egle, fängt sich nun ein neuer Zeitraum an
Ihr holder Geist wird dich auf deiner Lebensbahn
Hinfort nur unsichtbar umgeben.
Doch hast du einen Tag mit Wohlthun zugebracht,
So wird ihr hehres Bild, bei stiller Mitternacht,
Dir lächelnd vor der Seele schweben.

Geh deinen Weg so leicht, so froh, wie sie
Den ihren gieng. Auch bei den schwersten Pflichten
Umwölkte sich des Engels Stirne nie;
Sie wußte sie mit Wollust zu verrichten.
Ein heit'rer Geist, ein froher Sinn
Ist deines Alters Schmuk, der Menschheit beste Gabe;

Und wird die Weisheit früh die Gutsverwalterin,
So reicht der Vorrath bis zum Grabe.

Ein sanfter Ernst, ein offner Blik,
Aus dem der Glanz der Unschuld strahlet,
Dieß ist der höchste Reiz,
Der Schöpfung Meisterstük,
Das noch kein Pinsel ausgemahlet.
Den erbtest du von ihr. O Heil dem Angesicht,
Das selbst, umschwebt von Grazien und Scherzen,
Noch für die Seele bürgt, o dreimal Heil dem Herzen,
Das hält, was jenes blos verspricht!

Das, Egle, thut dein Herz. Es weiß, daß uns auf Erden
Die Tugend nur beglükt, daß nur durch ihre Kraft
Der Menschheit Kräfte wirksam werden,
Und daß nur sie die Hyder Leidenschaft
Besiegen kann. O fahre fort zu siegen:
Bleib immer was du bist, bleib immer tugendhaft;
Und wage keinen Schritt, geniesse kein Vergnügen,
Ja, meide jeden Schein, der eine Pflicht entweiht,
Die Gott und Ehre dir gebeut.
Doch du bedarfst es nicht, daß ich der Ehre

Allmächtiges Gesez dich kennen lehre.
Dieß lehrt dich dein Gefühl; ihr furchtbares Gericht
Ist unerbittlicher, als selber das Gewissen,
Und wenn ihr lauter Mund ein Urtheil spricht,
So mag die Reue flehn, so mögen Thränen fliessen,
Sie bleibet blind und taub, für das Vergangne nur
Behält sie Aug und Ohr, und ihres Brandmaals Spur
Tilgt keine Zeit, kann keine Tugend büssen.

Das Leben, unbemerkt von fremden Blikken,
Hindurch zu schleichen, dieses schöne Loos
Steht nicht in deiner Macht. Die Reize, die dich schmükken,
Verriethen dich selbst in dem dunkeln Schoos
Des Endlibuchs den bunten Schmetterlingen,
Die, Sylphen gleich, durch alle Rizzen dringen.
Nimm, Egle, dich vor ihrem Schwarm in Acht,
Denn, wenn dein Mund nicht gleich der Geken lacht,
Die frech der Schönheit Thron umringen,
So wird dein Stolz, wenn er zulezt erwacht,
Sie dann so leicht nicht mehr von deiner Seite bringen.
Vergebens stellet sich dein Auge grausam an,
So lang dein Ohr gefällig höret,

So glaubt der süsse Herr, der deinen Reiz verehret,
Daß er noch alles hoffen kann.

Die wahre Freundschaft ist der Tugend Amme,
Ihr schönster Lohn, ihr höchstes Gut.
Doch, Egle, sey auf deiner Huth,
Ihr Name dekket oft der Liebe falsche Flamme:
O, darum traue selbst dem edlen Jüngling nicht,
Wenn er mit dir zu warm von seiner Freundschaft spricht.
Sie kann ihn selbst, sie kann euch beide täuschen,
Die Regung seiner Brust kann rein,
Auch dein Gefühl kann lauter seyn,
Und doch zulezt dein armes Herz zerfleischen.
Ein Augenblik gebiert oft grenzenlose Pein.
Der zärtlich blöde Freund, zu scheu die Hand zu küssen,
Der blos ein leiser Druk erst seine Gluth verräth,
Ist dir gefährlicher, als der zu deinen Füssen
Dir seine Leiden klagt und um Erhörung fleht.

Die, so von Eitelkeit geblendet,
Erlaubt, daß ihr der Schmeichler ungescheut
Izt fremde Tugenden, izt fremde Reize leiht,
Ist ein Idol, das selbst der Weihrauch schändet,
Den ihm die Hand des Thoren streut.

Doch, wenn wir wirklich sind, was wir der Welt
geschienen,
So darf das biedre Herz froh bei dem Lobspruch glühn.
Allein wir müssen uns weit weniger bemühn,
Ihn anzuhören, als ihn zu verdienen.

Verächtlicher als der, so stets nach Beifall geizt,
Sind die Amphybien, die stets mit vollen Händen,
Vom niedern Trieb zu höfeln angereizt,
Ihr Lob an jedermann verschwenden.
Ein solches Lob beschimpft des Lobenden Verstand:
Den Thoren muß es nur noch mehr verkehren,
Dem Weisen ist es leerer Tand,
Und weil es jeden gilt, so kann es keinen ehren.

Vermeide stets den bittern Scherz,
Dem Stich der Vipper gleich, verwundet er das Herz,
Und oft verstrikt er sich in seinen eignen Nezzen.
Verachtung oder Haß bestrafen stets den Hohn,
Und wem sein Herz nicht wehrt, dem wehrt die Klug-
heit schon,
Um einen Augenblik den Hörer zu ergözzen,
Das heilige Gesez der Schonung zu verlezzen.
Kein guter Mensch wird lieblos kühn

Der Schwachheit seines Nächsten spotten,
Sie lehrt ihn blos das edlere Bemühn,
Die eignen Fehler auszurotten.

Doch hüte dich, die Freiheit zu verdammen,
Die der bescheidne Wiz in der Gesellschaft nimmt,
Und wenn ein froher Scherz vereint zusammen stimmt,
So stimm auch du mit ihm zusammen.
Es wäre nichts als eitle Ziererey,
Als stumme Tadelsucht, den Sonderling zu machen,
Nur schiesse deinen Pfeil so leicht und Absichtsfrey,
Daß jeder, den er trift, sich freue mitzulachen.

In deiner Rede flieh den Schwulst, die Niedrigkeit,
Und allen Zwang, so wie bei deinem Kleide.
Die Kunst der Einfalt ordne beide;
Sie sei ihr Schmuk und ihre Kostbarkeit.
Man prahlet mit Belesenheit,
Wie mit Talenten und Geschmeide.
Die Mädchen, die, voll Eitelkeit,
In ihrer Sprache sich versteigen,
Anstatt Geschmak und Wiz zu zeigen,
Verrathen nichts als Albernheit.

Was in der Tonkunst Harmonie,
Das ist im Denken und im Handeln
Der Ordnung reizende Magie.
Durch Reinlichkeit und Symmetrie
Weiß sie des Hirten Dach zum Lustschluß umzuwandeln;
Sie ist die Hausphilosophie
Des weiblichen Verstands. Durch sie
Verstärkst du deine Kraft, verdoppelst du dein Leben
Und sichrer als die Alchimie
Kann sie zur Schülerin des Hermes dich erheben.

Den Schönen ist es unverwehret
Sich über ihren Reiz im stillen zu erfreun.
Die Weisheit ehrt auch selbst ein Guth, das sie entbehret;
Es würde schnöder Undank seyn,
Ein himmlisches Geschenk gering zu schäzzen,
Doch willst du deinen Leumund nicht verlezzen,
So must du deine Zeit am Nachttisch nicht entweihn.
Die Mädchen, die den Tag mit ihrem Puz verschwenden,
Sind Puppen, welche nur des Thoren Auge blenden.
Der edle Mann wird ihre Hand verschmähn,
Weil sie den heilgen Rang der Mütter nicht verdienen,
Und endlich wird man sie das wirklich werden sehn,
Was sie zuerst nur scheinen — Phrynen.

Der Gott der Moden ist ein launischer Tyrann,
Der seinen Zepter gern an dein Geschlecht verpachtet,
Und dem man unverlacht nicht trozzen kann.
Der Weise, wenn er gleich den eitlen Zwang verachtet,
Wenn ihm auch schon die Neuerung misfällt,
Erröthet nicht, nach ihr sich zu bequemen,
Er ist der Erste nicht, sie anzunehmen,
Und nicht der Lezte, der sie beibehält.

Wer sich der Spielsucht überläßt,
Ist seiner Ruhe Feind, und der Gesellschaft Pest.
Die Musen lehrten dich ein edleres Vergnügen,
Doch, Egle, wenn du ja bisweilen spielen must,
So spiele niemals hoch, so spiele blos zur Lust,
Und nicht um, schadenfroh, zu siegen.
Nur ein verworfner Thor kann, der Vernunft zum Hohn,
Den Müssiggang sich zum Geschäfte machen.
Allein Verderben ist sein Lohn:
Spät oder früh stürzt er ihm in den Rachen.
Er raubet sich im Dienst der Ungerechtigkeit
Des Lebens größten Schaz, die Zeit.
Groll, Misgunst, Angst und Zorn, des Herzens wildste Triebe,

Empören wechselsweis, Orkanen gleich, sein Blut;
Und er erniedrigt sich in seiner blinden Wuth
Bald zum Verschwender, bald zum Diebe.

Vermeide, Kind, die rasche Zänkerei:
Behaupte nichts, das nicht nach allen Gründen
Mit kaltem Blut von dir erwogen sei,
Uud wenn du Unrecht hast, so laß dich überwinden.
Ein edler Geist bleibt stets der Wahrheit treu,
Und fraget nie wer sie ihm zeiget.
Tritt ohne falsche Scham und niedre Heuchelei
Durch einen schönen Schritt ihr heldenmüthig bei:
Der sieget auch, der überwiesen schweiget.

Laß, Egle, dich den Vorwiz nie verleiten,
Des Nächsten Thun, und seine Heimlichkeiten
Mit schlauen Blikken auszuspähn:
Wer alles wissen will, wird selten schweigen,
Und wer kann nicht von einem Unheil zeugen,
Das durch Geschwäzzigkeit geschehn.
Hat ohne dein Gesuch, aus freiem Willen,
Um seinen Durst nach Rath und Trost zu stillen,
Ein Freund dir sein Geheimniß anvertraut,
So bleib es tief in deinem Schoos verwahret.

Laß ihn, der unbesorgt auf deine Grosmuth baut,
Oft zweifeln, ob er dir sein Herz geoffenbahret.

Mit deinem eigenen Vertrauen
Sei geizig, Kind, hier ist der Geiz erlaubt.
Wer sich zu leicht enthüllt, zu leicht dem Scheine glaubt,
Den führt sein gutes Herz in des Verräthers Klauen.
Wenn deinen Geist des Kummers Last beschwert,
So lern ihn früh in deine Brust verschließen,
Nur wenig Menschen sind der Ehre werth
Zu sehn, wie fromme Thränen fließen.

Wie süß, wie schön ist es, sie abzuwischen,
Die Zähren, die des Dulders Aug entstürzt.
Wie süß, die unsrige der seinen beizumischen,
Indeß die Hand den Trost mit Hülfe würzt.
Dieß hast du oft gesehn, und schon in frühern Tagen
Der Mutter nachgethan. Ihr, deren Lebenslauf
Ein stetes Wohlthun war. O möchte man einst sagen:
Sie lebt in ihrer Tochter auf.

Allein zu spät, Geliebte, nehm ich wahr,
Daß ich nach deines Vaters Ehre trachte.
Ihn, dem die Göttliche, die dich gebahr,

Die Pfänder ihres Bands, voll heitern Muths, vermachte;
Ihn weihte sie zu deinem Lehrer ein.
Nur er, den Geist und Herz zum stolzen Rang erhoben,
Ihr seinen Namen hier zu leihn,
Darf Zoens Stellvertreter seyn:
Mehr könnt ich keinen Engel loben.

Berlinische Monatsschrift

1793 März.

1.

Ueber die schreckliche Begebenheit in Frankreich.

Bruchstück aus einer Predigt.

Als Herr Ob. Konsistorialrath Zöllner am 3 Febr. (am Sonntag Sexagesima) über das Evangelium Lukas VIII predigte, ging die Hauptbetrachtung auf die Hindernisse, welche die Lehren des Christenthums bei Beförderung des großen Zweckes finden: Weisheit und Tugend, und deren gesegnete Folgen, zu verbreiten, damit alle Stände, unter dem Schutze einer weisen und milden Regierung, ein stilles und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit führen. — Zu diesen Hindernissen gehört vornehmlich die Gewalt der Leidenschaften; wobei gezeigt ward: wie groß die Gefahr des Menschen sei, sich immer weiter zu verirren, wenn er sich seinen Leidenschaften überläßt, und von der einzigen festen Regel des Gehorsams gegen den Willen Gottes leichtsinnig abweicht. — — Hierbei nahm der Redner Gelegenheit, des schrecklichen Ereignisses, wovon die Nachricht damals zu uns gekommen war, und welches

die Gemüther seiner Zuhörer gewiß allgemein erschüttert hatte, auf folgende Art zu erwähnen.

* * *

— — Ich kann davon kein lebhafteres, belehrenderes, und abschreckenderes Beispiel aufstellen, als die schauderhafte und für die Menschheit entehrende Begebenheit, deren Vorbereitungen bisher die Aufmerksamkeit aller gesitteten Völker beschäftigt haben, und von deren Vollendung sich erst seit zweien Tagen die Nachricht unter uns verbreitet, die das lebhafteste Entsetzen und den gerechtesten Abscheu erregt hat.

Wir haben in dem abgewichenen Jahre den Mord eines Königs *) erlebt; und wir hörten die Erzählung davon nicht ohne Empörung unserer innersten Gefühle! Sie war uns ein Beweis, wie tief der Mensch sinken könne, wenn er den Leidenschaften der Rachsucht, der Heimtücke und einer aufbrausenden Wuth Gehör giebt! Es war indeß für das menschliche Gefühl, dem es immer schmerzhaft ist, einen unseres Geschlechtes so entartet zu sehen, gewissermaßen ein Trost, daß nur ein Einzelner so ganz verworfen erschien, und daß nur einige

*) In der Nacht vom 16 auf den 17 März 1792. — Man s. die Berl. Monatsschrift, 1792 Dezember Nr. 3.

nige Wenige Antheil an seinem Frevel hatten. Aber wir haben itzt ein Beispiel, das an Abscheulichkeit, wie an belehrender Warnung, ich will nicht sagen, in unserem Zeitalter, in unserem Welttheil, in der Christenheit, nein! überhaupt in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, nicht schrecklicher gefunden wird.

Mitten unter einem Volke, das auf die höchste Ausbildung der feineren Empfindungen, der Wissenschaften und Kenntnisse aller Art, und der gemildertsten Sitten in unserem Welttheile Ansprüche macht; einem Volke, das die Rechte der Menschheit mit einer Schwärmerei zum Losungsworte macht, die an Wuth gränzt; das als seinen ersten Grundsatz die Unverletzlichkeit jeder Person und jedes Eigenthums gegen alle Willkür beschwöret; dem, seiner Versicherung nach, das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts am Herzen liegt, und das thöricht hoft, allen Völkern ein Muster zu werden: mitten unter diesem Volke wird sein König, den es vor wenigen Jahren noch vergötterte, dessen Gerechtsame es noch vor wenigen Monaten beschwor, gewaltsam des Lebens beraubt. Und zwar (was schrecklich genug wäre!) nicht etwa von einem einzelnen Rasenden; nicht von einem in Wuth gebrachten Haufen, der nicht bedenkt, und

nicht weiß, was er thut; nicht in einem unglücklichen Augenblicke, wo eben eine augenscheinliche, plötzlich drohende Gefahr schon ohnehin sinnlose Gemüther völlig betäubt: sondern unter Umständen und auf eine Art, wovor das menschliche Gefühl, die überlegende Vernunft, und jedes durch Religion gebildete Gemüth, immer gleich sehr zurückschaudern werden.

Eine Versammlung von Männern, deren Händen ein ganzes großes Volk sein Wohl anvertraut, von denen es endlich Rettung aus der grausamsten Verwirrung erwartete, nimmt es nicht zu Herzen, was auch dem schwächsten Verstande einleuchten muß: wie empörend es sei, daß Gesetzgeber auch Ankläger, und Gesetzgeber und Ankläger zugleich auch Richter sein wollen. Diese Versammlung stößt ihren König, dem sie Treue geschworen hatte, nicht nur vom Throne, und hält ihn in einer höchst peinlichen Gefangenschaft; sondern erlaubt und befiehlt, ihn zu höhnen und bis ins Innerste zu kränken: ja, sie versagt ihm mehr als einmal, was der gemeinste Verbrecher nicht bloß als Billigkeit, sondern als Gerechtigkeit fordern könnte. Vor dieser Versammlung treten Vertheidiger des Unglücklichen auf, ehrwürdig durch Alter, durch geprüfte Rechtschaffenheit, durch ausgebreitete Einsicht; deren

Bered-

Beredsamkeit um desto erschütternder ist, je weniger sie durch bloße erborgte Kunst betäuben, je mehr sie die einfache, auffallende Wahrheit auf ihrer Seite haben. Auch die gedankenloseste Parteisucht kann sich nicht entbrechen, sie mit einer feierlichen Stille zu hören, zum Theil zu Thränen gerührt, zum Theil mit tiefen Eindrücken erfüllt zu werden. Aber, gleich dem Saamenkorne, das unter den Dornen erstickt wird, bleibt diese Rührung und diese anscheinende Rückkehr zum Nachdenken ohne Frucht. Vor eben dieser Versammlung darf alles Gefühl, ich will nicht sagen der Menschlichkeit und Tugend, nein, nur der gemeinsten Schaam, dergestalt beleidigt werden, daß ein Verwandter des unglücklichen Angeklagten, den Jedermann als das Haupt seiner unversöhnlichsten Feinde kennt, ihm mit kaltem Blute das Todesurtheil sprechen kann. Eben diese Versammlung fährt fort, das Amt der Richter zu üben, ungeachtet jeder Tag sie aufs neue belehrt, daß ein Theil ihrer Mitglieder bedroht wird, ein Theil erkauft ist, und überall Niemand mit vernünftigen Gründen Gehör finden kann!

Die Erinnerung an die Wohlthaten, die sie aus den Händen ihres Königs empfingen, welchen sie verurtheilen wollen; der Gedanke an die Verachtung und den Abscheu der ganzen christlichen —

der ganzen gesitteten Welt; das Gefühl der Menschlichkeit und des Mitleids, das sich selbst gegen den entschiedensten Missethäter zu regen pflegt; die Vorhersehung, daß dies Gefühl der Menschlichkeit in einer grossen Nazion unmöglich ganz vertilgt sein könne, und daß es unausbleiblich auch bei denen, wo es itzt schlummert, erwachen, und sie zur Bestrafung der Böswichter auffordern müsse, die ihren Namen brandmarken; die Vorstellung von einem richtenden Gotte, der nur eine Zeitlang zum Frevel der Ruchlosen schweigt, aber unausbleiblich einem Jeglichen vergilt, wie er es verdient hat: dies alles giebt nicht einmal der grösseren Zahl den Muth, auch mit Gefahr ihres Lebens, denen, die sich heimtückisch zu dem schwärzesten Verbrechen verschworen haben, ihre ganze Verachtung zu zeigen, unschuldiges Blut zu retten, ihren Eiden getreu zu sein, und ihrem Vaterlande eine unvertilgbare Schmach und unabsehbares Elend zu ersparen. Dies alles hält sie nicht ab, nicht nur ein so zusammengesetztes Verbrechen stufenweise zu vollenden, sondern ihm sogar noch den Anschein einer rechtlichen Form zu geben; und damit auch das einzige Gute zu vertilgen, wovon sich noch ein Schatten erhalten hatte, nachdem bürgerliche Ordnung, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Sicherheit des Eigenthums, Achtung

für

für menschliche Gefühle, und Ehrfurcht vor Gott, niedergerissen waren.

Noch, nachdem das Urtheil schon gesprochen ist, hat sich bei der Berathschlagung, ob es ohne Aufschub vollstreckt werden solle, die Wuth nicht genugsam abgekühlt, um, wo nicht alle, doch die grössere Anzahl bemerken zu lassen, daß dieser Aufschub wenigstens den schon begangenen Frevel um etwas mildern, und vielleicht künftigen Greueln Einhalt thun könne. Der entsetzliche Entwurf, den wenige Bösewichter ersonnen und viele Betrogene gefördert hatten, wird wirklich vollendet, und vielleicht mit Umständen, die wir nicht ohne Schaudern, gewiß mit dem Eindrucke hören werden, daß für die, welche einmal so weit gefallen sind, nun kein weiterer Schritt in den Abgrund der Verworfenheit mehr unmöglich ist.

Dank sei Gott, meine andächtigen Zuhörer, daß immer nur selten in der Welt sich Auftritte ereignen können, wo so viele zusammengesetzte gewaltsame Leidenschaften sich des Herzens bethörter Menschen bemächtigen; wo Eigennutz und Herrschsucht, Stolz und Erbitterung, Parteigeist und verblendete Schadenfreude ein so weites Feld finden, um Befriedigung zu suchen! Aber auch ein einziges Beispiel dieser Art ist genug, um es anschaulich

zu machen, wie bedaurenswürdig der Mensch sei, wenn er gleichgültig gegen das wird, was ihm der Wille Gottes zur heiligen Pflicht macht; wenn er, statt dessen, ungebändigten Begierden Gehör giebt, und in die Sklaverei der Leidenschaften tritt.

Wohin auch die kleinste unordentliche Begierde uns führen könne, dies wissen wir niemals vorher. Nur der wird seinen Weg unsträflich gehn, der sich hält nach dem Worte des Herrn! U. s. w. — —

2.

Nachricht von dem großen Raupenfraß in den Kurmärkischen Forsten, im J. 1792.

Ew. — haben in der Berlinischen Monatsschrift im Oktober 1792, Nr. 6, ein sympathetisches oder vielmehr antipathetisches Mittel bekannt gemacht, dessen sich ein gewisser Prediger zur Vertilgung der Kienraupen bedient hat, welche in dem verflossenen Jahre besonders den Königl. Forstrevieren in der Kurmark so vielen Schaden zugefügt haben. — Das Verderben, welches die Raupen jederzeit an

den

den Bäumen verursacht, hat auch von jeher sowohl die Naturforscher, als andere gutmeinende unphilosophische Köpfe beschäftigt, auf Hülfe zu denken. In den ältesten Zeiten, wo die Naturlehre noch mit vielem Aberglauben und Unsinn durchwebt war, verfiel man auf mehrere dergleichen sympathetische und antipathetische Mittel. Der alte gute Plinius, welcher dem schönen Geschlecht zu gewissen Zeiten eine größere Wunderkraft in dem Reiche der Natur zuschreibt, als es im Reiche der Liebe ausübt, dehnet dessen Zaubermacht auch bis auf die Tödtung der Raupen aus, und lehret: daß, wenn Frauenzimmer zu einer gewissen Zeit, mit bloßen Füßen, und aufgeschürzten Röcken, um die einzelnen Bäume herumgehn, die Raupen davon sterben müssen (Plin. histor. natur. lib. 17, ganz am Ende). Ob nun dieses, wie bei jenem Herrn Prediger, stillschweigend und im Beisein eines Forstbedienten geschehen müsse? darüber hat uns Vater Plinius kein Wort gesagt; und müssen wir also die nähere Bestimmung von denen erwarten, welche dieses Mittel versuchen wollen.

An andern Orten, wo man sein ganzes Vertrauen auf die Wunderkraft gewisser religiöser Zeremonien setzte, suchte man auch diese zu dem gedachten Endzweck anzuwenden. Als 1735 eine

 große

Digitized by Google

große Menge Raupen den Tabak und andere Gewächse im Elsaß verwüsteten, so trugen die Vikarien bei dem Weihbischof von Straßburg, Bischofe von Paros, darauf an: zu erlauben, daß sie eine Prozession anstellen dürften *), um dadurch die Befreiung von den Raupen zu bewirken (*Reaumur*, hist. des insect. t. 2, p. 327).

So hat es von jeher bei einem Uebel, welches in ganzen Provinzen traurige Verheerungen anrichtet, nicht an Ideen zu Gegenmitteln gefehlt. Und so kann man leicht denken, daß auch bei der 1792 durch die Raupen in den Kurmärkischen Kienheiden verursachten Verwüstung manche Vorschläge zu Tilgung dieses Ungeziefers eingelaufen sind. Das Mittel, welches die Monatsschrift im Oktober bekannt gemacht hat, war nun wohl der einzige

Vor-

*) Von dem aufgeklärten 18ten Jahrhundert ist ein solches Beispiel freilich sehr auffallend. Im Mittelalter war dergleichen gewöhnlicher. Als die Engerlinge (Larven der Maikäfer) 1479 in der Schweiz, durch Abfressung der Getreidewurzeln, einen allgemeinen Mißwachs verursachten; wurden sie deshalb in einem weitläuftigen Ausschreiben vor das Geistliche Gericht nach Lausanne zitirt, welches ihnen zwar einen Advokaten von Freiburg zugestand, sie selbst aber, nach genauer Abhörung beider Parteien und reiflicher Ueberlegung der Sache, förmlich in Bann that. Man s. Michael Stettler Schweizer Chronik, S. 278. — Will Hr Pastor Schw. (Oktober 1792) etwa diese Zeiten wieder herbeiführen?

Vorschlag in seiner Art. Andere konnten in Gärten von gutem Nutzen sein; die Hindernisse aber, welche sich bei Ausübung derselben in großen Forsten entgegenstellen, vereiteln gemeiniglich den gehoften Erfolg. Unter andern Vorschlägen von Naturforschern zeichnete sich bei dieser Gelegenheit besonders ein Aufsatz des rühmlich bekannten Herrn Prediger van Schewen zu Neuwarp in Pommern aus, welcher auf sehr richtigen Naturkenntnissen gegründet war. Sein Vorschlag: zur Zeit da sich die Raupen (welche er in dem Aufsatz beschreibt) in der Erde verpuppen, die Reviere mit Schweinen betreiben zu lassen, ist von der größten Wirksamkeit. Eben so enthält ein Aufsatz des Herrn Prediger Lemidke zu Tschernow bei Sonnenburg, in Ansehung der Einschränkung des Raupenfraßes durch Gräben, viel Gutes; wie denn das Forstdepartement bereits vorher Verordnungen zu Ziehung solcher Graben in den Forsten hatte ergehen lassen. Beide Mittel sind auch bei der Raupenart, welche die größte Verwüstung in den Kurmärkischen Kienheiden angerichtet hat, von ganz vortreflicher Wirkung gewesen: obgleich diese Art von derjenigen, deren Oekonomie Herr van Schewen in seinem Aufsatz beschreibt, sehr verschieden ist. Es haben sich zwar auch die von ihm beschriebene grüne 16füßige Raupe,

Raupe, imgleichen die Spann- und Afterraupe, in den Märkischen Forsten eingefunden; der von ihnen verursachte Schaden aber ist von keiner Bedeutung gewesen.

Von der Oekonomie der Raupe, welche bei uns die schädlichste war, wie auch von den zur Tilgung derselben angewandten Mitteln, will ich Ihnen, da Sie einmal, und mit Recht, die Leser Ihrer Monatsschrift darauf aufmerksam gemacht haben, hier nun eine kurze Beschreibung mittheilen.

Es ist die Larve von der Phalaena bombyx pini *Linnaei.* welche der Fichtenfresser, die Fichtenraupe, die Kiesern- oder Kienenstammraupe, die Fichtenglucke, der Fichtennachtfalter, die Fichtenmotte, und von Rösel auch der Föhrenspinner genannt wird. Die Raupe wird beinahe 4 Zoll lang, sie hat 16 Füße, und einen okerbraunen Kopf. Die Grundfarbe des Körpers ist grau, mit vielen dunkelbraunen Flecken, und mit langen braunen Haaren besetzt. Unter dem Leibe findet man bei den mehresten einen dunkelpommeranzengelben Strich; jedoch verändern sich die Farben bei den verschiedenen Häutungen der Raupe: daher man sich in Acht nehmen muß, sie deshalb nicht für andere Arten zu halten. — Im Junius erreicht sie ihre völlige Größe, und fängt am Ende des Monats an, sich

einzu-

einzuspinnen. Sie macht an den Zweigen der Kienbäume ein länglichtes braunes Gespinst (Kokon), in welchem sie nach 8 oder 10 Tagen zur Chrysalide (Puppe) wird. In vierzehn Tagen, oder in 3 Wochen, nach der Zeit des Einspinnens pflegt die Phaläne (der Nachtvogel) auszufliegen. Sie legt die Eier an die Zweige und Stämme der Kienen; sie sind rund, und haben fünf Hunderttheile eines Rheinländischen Zolles im Durchmesser. Nach 8 bis 10 Tagen kommen die jungen Raupen zum Vorschein, und zeigen sich bereits gegen Ende des Julius auf den Bäumen. Bei guter Witterung wachsen sie auf eine Länge von 1½ bis 2 Zoll. Wann dann Kälte eintritt, so verlassen sie die Bäume, kriechen am Stamm derselben unter das Moos, und verbleiben in dieser Lage den Winter über in einer Erstarrniß. Sobald das Wetter wieder anfängt gelinde zu werden, erwachen sie aus ihrem Winterschlaf; und fressen sich, bis zur Zeit des Einspinnens, zu einer Größe von 3 bis 4 Zoll, und werden einen Viertelzoll dick. — Diese kurze Beschreibung wird hinlänglich sein, um die Wahl der Mittel, welche zur Tilgung des Insekts in verschiedenen Zeiten angewandt werden, und sich auf die Oekonomie desselben gründen, zu erläutern.

Diese Raupe fand sich in vielen Kurmärkischen Forsten bereits im J. 1791 ein, und zeigte ihre Gegenwart schon durch die kahlgefressenen Zweige. Die Nachrichten, welche darüber einliefen, ließen zwar keinen beträchtlichen Schaden vermuthen; es wurden jedoch, zu Vertilgung derselben, das Sammeln der Kokons und die Zerstörung der Eier verordnet; auch schon im März 1792 die Verfügung getroffen, daß die Kiennadeln nud das Moos zusammengeharkt, verbrannt, und aus der Forst gefahren werden sollte.

Im April des 1792ten Jahres liefen von vielen Forsten Nachrichten ein, daß die Raupen mehrentheils schon auf die Bäume aus dem Moos, wo sie ihr Winterlager gehabt, gekrochen wären. In diesem Monat trafen einige kalte Tage ein; es schien, als wenn die Raupen dadurch sehr gelitten hätten. Allein, wenn auch der zehnte Theil dadurch umkam, so konnte dieses doch nicht viel helfen.

Im Mai zeigten sich bereits die Spuren der Verwüstung von dem Raupenfraß auffallend. In der Verfassung, worin sie sich in dieser Jahrszeit befanden, konnte man ihnen wenig Abbruch thun; obgleich das Ablesen in jungen Hölzern, und wo ihnen beizukommen war, nicht unterlassen wurde. Bald aber zeigte dies Insekt selbst ein Mittel, wodurch

durch ihm grösserer Schaden zugefügt werden konnte. Wenn sie nehmlich einen Distrikt kahl gefressen hatten, und nach einem andern ziehen wollten, verunglückten viele bei dieser Reise, indem sie in die Schonungsgraben fielen; und man sah, daß es ihnen durchaus nicht möglich war, wieder herauszukommen. Sogar, wenn sie auf ihrem Zuge eine breite Landstraße passiren mußten, sah man, daß sie nur mit äußerster Mühe aus den Geleisen kriechen konnten, viele aber darin umkamen. Es ward also von dem Chef des Forstdepartements, dem Herrn Staatsminister Grafen von Arnim, dessen ganze Aufmerksamkeit diese Landplage auf sich zog, gleich zu Anfang des Junius die Verfügung getroffen, daß dergleichen Graben zwischen den abgefressenen und noch benadelten Distrikten gezogen wurden. Diese Graben thaten vortrefliche Wirkung; ich habe die Raupen an einigen Orten zwei Zoll hoch darin liegen sehen. — In diesem Zustand hatte nun ihr Erbfeind, der sogenannte Raupenjäger, Bandit oder Mordkäfer, Carabus sycophanta, eine vortrefliche Jagd. Er lief in diesen Gräben nur von einer Raupe zur andern, biß sie mit seiner Zange mehrentheils bei dem ersten Ringe, wo alsdann ein sehr hellgrüner Saft aus der Wunde trat, und die Raupe bald nachher krepirte.

In

In der Lage, worin sie sich hier befanden, war dies eine wahre Wohlthat, weil sie sonst durch langsamen Hunger sterben mußten.

Daß diese Graben auf solche Art geführt werden müssen, daß die Raupen von den noch nicht angefressenen Revieren abgeschnitten, und in den abgefressenen eingeschränkt werden, versteht sich von selbst. Diesen guten Anstalten und Verfügungen gemäß, wurden binnen kurzer Zeit in 18 Kurmärkischen Forsten, woselbst der Raupenfraß den größten Schaden gethan, 26000 Ruthen solcher 2 Fuß breiten Graben verfertigt. Es ist zwar schwer zu bestimmen, wie viel darin von diesem Ungeziefer umgekommen; indeß, nach einer mäßigen Berechnung, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben: daß sich die Anzahl der hiedurch getödteten Raupen wohl auf 25 Millionen belaufen kann: ungerechnet diejenigen, welche durch stumpfe Besen abgekehret und zernichtet worden sind. — Die abgesuchten Raupen aber, betrugen in allem 113 Berliner Scheffel. Wenn man nun jede Raupe im Durchschnitt $\frac{1}{4}$ Zoll dick und 3 Zoll lang annimmt, so können in dieser Scheffelzahl nicht mehr als zwei und eine halbe Million Raupen enthalten gewesen sein. — Da endlich das Uebel immer mehr und mehr um sich grif, so ward Befehl ertheilt,

ertheilt, daß sämtliche Unterthanen, welche Freiholz aus der Forst genössen, zu Tilgung der Raupen Mannschaften stellen mußten; so wie solches bei Heuschrecken und andern Landplagen üblich gewesen ist.

Mit Ende des Julius rückte die Epoche heran, wo sich die Raupen einspinnen und in Chrysaliden verwandeln. Diese Zeit zu benutzen, verordnete der Herr Minister Graf von Arnim: sowohl für Geld als durch Unterthanendienste, so viele Kokons als nur möglich zu sammeln. Es wurden dadurch 1860 Scheffel in obenerwähnten 18 Forsten zusammengebracht. Man hat gefunden, daß 400 Kokons in eine Berlinische Metze gehen. Jene Scheffel machen also beinahe 12 Millionen Kokons (genauer 11,904,000 Stück). Nimmt man nun mit Gleditsch (Abhandlungen das praktische Forstwesen betreffend, S. 98) an, daß die weibliche Phaläne 100 Eier legt, und läßt man obige Anzahl Kokons halb männliche und halb weibliche Chrysaliden enthalten; so sind auf diese Weise 6 Millionen weiblicher Phalänen getödtet, und 600 Millionen Raupeneier verdorben. — Ganz zutreffend ist zwar diese Berechnung nicht. Denn es ist nöthig, beim Sammeln der Kokons alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, und ehe man sie abreißt zu fühlen, ob

ob die Puppe darin lebt. Sonst wird man eine Menge Raupenfeinde, welche bereits sich in Maden in dem Kokon verwandelt haben, tödten. Die Oekonomie der Natur zeigt sich auch hierin ungemein wunderbar und wohlthätig, daß sie in desto größerem Verhältniß die Feinde dieses schädlichen Insekts vermehret, je stärker sich solches fortpflanzet. Nun ist freilich wohl nicht zu vermuthen, daß diese Vorsicht so genau bei Sammlung der Kokons beobachtet worden. Dagegen aber hat auch Gleditsch die Anzahl Eier auf eine weibliche Phaläne nur sehr mäßig berechnet; denn Reaumur hat beobachtet, daß die Schmetterlinge der Seidenraupe 514 bis 516 Stück Eier bei sich gehabt haben. Folglich läßt sich die obige Berechnung doch wohl als wahrscheinlich annehmen.

Im Julius erfolgte nach der Oekonomie der Kienraupe eine neue Epoche, welche auch zu neuen Tilgungsmitteln Anlaß gab; denn zu dieser Zeit ging die Verwandlung der Chrysalide zur Phaläne vor sich. Diese Phaläne hat, wie fast alle Nachtvögel, ein trauriges Ansehn, und eine grau-bräunliche Farbe; das Weibchen hat glatte Fühlhörner, und ist größer und stärker als das Männchen, welches gekämmte Fühlhörner hat. Den Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zu kennen, ist bei dem

Absuchen nöthig. Gemeiniglich sitzen die Weibchen niedriger am Stamm, und sind am bequemsten zu erreichen.

Der Chef des Forstdepartements verordnete in dieser Periode: am Tage durch Absuchen der Phalänen, und in der Nacht durch kleine angemachte Feuer, wornach selbige wie andere Nachtvögel fliegen, denselben Abbruch zu thun. Dies letzte Mittel war nicht von erwünschter Wirkung. Wenn auch hin und wieder einige nach dem Feuer flogen, so waren es mehrentheils Männchen, welche weiter herumschwärmen als die Weibchen; wie man denn auch keine gewisse Anzahl der dadurch getödteten angeben konnte. — Einen bessern Erfolg hatte das Absuchen bei Tage: es wurden 937 Berliner Scheffel von diesen Phalänen gesammelt. In einer Berliner Metze fanden sich 840 Stück; es wurden also über 12 und eine halbe Million Phalänen hierdurch getödtet: und folglich, nach obiger Berechnung, wiederum über 600 Millionen Raupeneier verdorben.

Im August starben die Phalänen, nachdem sie ihre Eier gelegt hatten. Zu dieser Zeit befahl der Herr Minister: so viel Raupeneier wie man erreichen könne, zu verderben oder zu sammeln. Es wurden auch wirklich 7 Scheffel 10 Metzen gesam-

melte Eier angegeben. Nach dieser Angabe kann man aber mit Gewißheit keine Rechnung anlegen, indem die Eier mit den Zweigen abgebrochen und auf diese Art gemessen wurden. Reine Raupeneier würden wenigstens 30 Millionen zu einem Berliner Scheffel gehören. Es ist indeß doch etwas geschehen; und es scheint nicht übertrieben zu sein, wenn man die Anzahl der gequetschten und zerstörten Eier auf 30 Millionen rechnet: indem zu diesem Geschäfte, nach und nach, in neun durch den Raupenfraß vorzüglich beschädigten Forsten 5336 Personen (größtentheils Kinder und Frauen) gebraucht worden sind. — Dieses Tilgungsmittel, so sehr auch die Raupenbrut dadurch verringert wird, ist einem Nachtheil unterworfen, welcher hier nicht so wie bei dem Absuchen der Kokons vermieden werden kann. Denn unter 60 Raupeneiern hat De Geer nicht eines gefunden, woraus eine Raupe gekommen; alle waren mit Ichneumonsmaden *) angefüllt. Ich habe selbst unter 20 Eiern nur aus einem

*) Ichneumon, Schlupfwespe, Spinnenstecher: zahlreiche Thiere, welche sehr viel zur Vertilgung der Raupen, Spinnen, und anderer Insekten beitragen. Dies Thierchen hat seinen Namen nach dem bekannten vierfüßigen Ichneumon, welcher gleichfalls größere schädliche Thiere und deren Brut zerstöret: er lebt in Aegypten, und weiß vorzüglich die Krokodileneier sehr künstlich aus dem Sande zu scharren.

einem eine Raupe auskriechen sehen; und der Ichneumon ovulorum zeigte sich in den Forsten so häufig, daß einige Forstbediente glaubten, es würden bloß Fliegen, und gar keine Raupen, aus den Eiern kriechen. Man wollte sogar durch Vergrößerungsgläser 5 bis 7 Ichneumonsmaden in einem Eie gesehen haben; wovon ich mich aber nicht überzeugen konnte, ob ich gleich diese Eier unter einem sehr guten Vergrößerungsglase beobachtet habe. Man kann sich vorstellen, wie klein das Ei, die Made und der Ichneumon selbst sein muß, indem ein Raupenei nur einen 65 Millionen Theil eines Rheinländischen Kubikzolles an körperlichem Inhalt hat.

Im August waren bereits viele Raupen ausgekrochen. Die erste Zeit konnte man sie nicht sehen, und also ihnen auch keinen beträchtlichen Abbruch thun. Der Schaden, den sie durch den Fraß in den Kienenrevieren anrichteten, war auch nicht sehr merklich; indeß wuchsen sie dabei doch auf eine Länge von 1½ bis 2 Zoll.

Im Anfang des Oktobers fingen sie schon an, die Stämme zu verlassen, und sich nach ihren Winterquartieren umzusehen. Sie verbargen sich größtentheils an den Wurzeln des Stammes in das Moos; und wenn sie dort keine gute Stelle fanden,

 krochen

krochen sie bis auf die nächsten Erhöhungen, und legten sich klumpweise unter dem Moos ringförmig zusammen, wo sie den Winter, so wie andere Insekten, in Erstarrung zubringen. — Diese Zeit suchte man auf das beste zu benutzen; und die Raupen (wie aus den öffentlich gedruckten Nachrichten bekannt ist) sowohl durch Streu- und Moosharken zusammenzubringen und sodann aus der Forst zu transportiren, als auch durch Eintreiben der Schweine zu vertilgen. Dieses geschicht auch noch, so lange es das Wetter zulassen will, und bis die Raupen ihre Winterlager verlassen werden.

Vieles abgefressene Holz fing unterdeß schon an zu trauren; und an vielem zeigten sich Spuren, daß sich die Rinde ablösen wollte. Hierbei war es also nöthig, Maaßregeln über das Fällen des raupenfräßigen Holzes zu ergreifen. Hauptsächlich befahl der oftgenannte Herr Staatsminister: behutsam, und nur solches Holz zu schlagen, welches wirklich das Abstehen drohete. Alle von den Raupen abgefressene Oerter wurden vermessen, und davon nach einer besondern Instruktion Karten verfertigt, worauf diejenigen Oerter, welche gänzlich abgefressen oder welche nur angefressen waren, hervorgingen; worin zugleich die Lage und Größe der zu Tilgung der Raupen gezogenen Graben gezeich-

net wurden. Das Holz, welches auf den an- und abgefressenen Oertern stand, ward bis auf das Holz der 4ten Klasse abgeschätzt; der Bestand nach Blöcken und Schlägen in ein Register eingetragen; und monatlich müssen alle Forstbedienten, wie viel und was für Holz sie aus den Schlägen gehauen, einreichen. Nach Maaßgabe der Detaxazion und dieser Berichte, kann der Hau übersehen und so dirigirt werden, daß er mit möglichster Erhaltung des noch stehenden Holzes geführet wird.

Das zeitige Abfallen der Rinde scheint nicht unmittelbar von dem Raupenfraß herzurühren; sondern, weil das Holz durch das Abfressen der Nadeln krank wird, und der Saft in Stockung geräth, so werden dadurch andre Insekten hereingezogen. Denn viel von der abgefallenen Borke ist ganz durchgraben und voll Wurmmehl; auch habe ich Käfer darin gefunden: sie waren aber schon zu trocken, als daß ich, obgleich unter einem guten Vergrößerungsglase, das Geschlecht derselben erkennen konnte. Gewiß ist es aber, daß es ein anderer Käfer als der Dermestes typographus ist, welcher die Verwüstungen in den Fichtenwäldern verursacht.

Bis itzt ist noch Hofnung, daß sich manches Stück Holz erholen wird, besonders wann günstige

Witterung die noch überbleibenden Raupen tilgen sollte. Außerdem würden aber auch die angewandten Mittel nicht hinreichend sein, die angewachsene große Anzahl dieses Insektenheeres auszurotten, und die Forsten vor künftigem Raupenfraß zu bewahren. Man kann sich davon überzeugen, wenn man einen Ueberschlag von den durch die Raupen abgefressenen Stämmen, so wie sie in 18 Forsten ungefähr berechnet sind, machet, und sie mit obiger Summe der zerstörten Raupen, Kokons und Phalänen vergleicht. Die Zahl an- und abgefressener Stämme, sowohl starke als schwache, kann man auf fünf Millionen rechnen. Von diesen Stämmen sind, zufolge der obigen Angabe,

in den Graben	25	Millionen Larven
durch Absuchen	2½	Million — —
ebenso = =	12	Millionen Kokons
gleichfalls =	12½	Million Phalänen

— —

also überhaupt 52 Millionen Raupen vertilgt worden. Es würden also, im gleichen Durchschnitt, nur 10 Raupen auf 1 Stamm gerechnet werden können. Will man auch annehmen, daß einerlei Raupen auf verschiedenen Stämmen gefressen haben, und dieserhalb die Stämme auf 3 Millionen heruntersetzen; so werden doch nur im gleichen Durch-

Durchschnitt 17 Raupen von 1 Stamm getödtet worden sein. Jeder aber, welcher zu jener Zeit sich in den 18 Kurmärkischen Forsten, von welchen der Raupenfraß hier berechnet worden, befunden hat, wird sie auf geringen Stämmen zu Hunderten und mehr gesehen haben. Verbindet man hiermit die Berechnung, welche Gleditsch von der Fortpflanzung dieses Insekts angiebt, so wird man eine so übermäßige Posterität desselben berechnen, daß es einleuchten muß, wie ohne Hülfe der Natur dieses Insekt unmöglich ausgerottet werden kann.

In dem ersten Kurmärkischen Forstdistrikte ist der größte Schaden in dem jungen Holze von 15 bis 40 Jahren; im zweiten Distrikt aber in dem Holz der ersten Klasse, und in dem von 40 bis 70 Jahren. In beiden Oberforstmeisterlichen Distrikten betragen die an- und abgefressenen Oerter 41,000 Morgen; so daß beinahe ein Fünftel von sämmtlichen Kienrevieren der gedachten 18 Forsten dieses Unglück betroffen hat.

3.

Seltsame Begriffe von Toleranz bei einem Katholischen Geistlichen in der Oberlausitz.

Nicht leicht ward in einem Zeitalter mehr von Toleranz geredet, als in dem gegenwärtigen; und dennoch wissen sehr Viele nicht, welchen Begrif sie selbst mit diesem Worte, das sie so oft im Munde führen, verbinden, geschweige welchen sie damit verbinden sollten. Daher die wunderbaren Behauptungen und Gegenbehauptungen mancher Menschen; daher die unerwartete Berufung auf diese Pflicht, wo von derselben gar nicht die Rede sein kann. — Wenn man dem allgemeinen Sprachgebrauche getreu bleibt, wird man wohl auf die Zustimmung der meisten Menschen rechnen können. Diesem Sprachgebrauche gemäß, setze ich also das Wesen der Toleranz darin; daß man Niemanden wegen seiner Meinungen bedrücke oder verfolge. Selbst der Katholische Oberlausitzer, von welchem ich sofort mehr Nachricht geben werde, scheint hiermit übereinzukommen. In dieser einfachen, und ziemlich unbestrittenen, Definizion liegen aber mehrere Sätze enthalten, welche nicht Jedermann sich deutlich entwickelt,

wickelt, welche mir aber eben so unbestreitbar vorkommen.

1. Die Toleranz hat nur gegen die Menschen in Absicht ihrer verschiedenen Meinungen Statt, nicht gegen die Meinungen selbst. Meines Nachbars Meinungen darf ich mit meinen Meinungen bestreiten; ihn selbst aber, den Mann, muß ich in Ruhe lassen. Sollte Widerlegung eines angenommenen Satzes, Behauptung des Gegentheils, Ausführung meiner Gründe, Bekämpfung der entgegen stehenden mit allen Mitteln der Logik und der Dialektik, untersagt sein: so hörte alle Erörterung und Untersuchung auf, die Wahrheit selbst ginge verloren, die Vernunft wäre ein unnützes Geschenk, und der menschliche Geist würde, gerade seiner Bestimmung zuwider, zum ewigen Stillstande verdammt. — Nein! die Sätze sind nicht von Fleisch und Blut; es schmerzt sie nicht, wenn sie bestritten werden. Hingegen kommen, wenn Jeder frei seine Meinung äußern darf, alle Vorstellungen, die richtigen und die berichtigt zu werden verdienen, an den Tag; alle Seiten eines Gegenstandes werden ins Licht gesetzt: und der Verstand, sowohl der Mitstreitenden als vorzüglich der Zuschauer, wird nun dadurch fähig, selbst zu erkennen, zu prüfen, zu entscheiden.

2. Kein Mensch aber (man wird hernach eine feine Distinktion des O.Lausitzischen Katholiken hierbei kennen lernen) darf einen andern Menschen, bloß wegen seiner Meinungen, necken, drücken, verfolgen. Denn erstlich kann ja die von uns bestrittene Meinung dennoch wahr sein; zweitens, sei ihre Ungereimtheit auch augenscheinlich, so kann ja der Mann durch Gewohnheit oder aus andern Gründen, völlig ohne seine Schuld, verhindert werden, die Falschheit der Meinung einzusehn; und drittens kann er anderweitig so glücklich moralisch-organisirt sein, daß dieser Fehler in der Einsicht keine üble Folgen auf seine Denk- und Gesinnungsart äußert.

3. Auf Handlungen kann die Toleranz sich hingegen nie erstrecken, obgleich Manche, nicht ohne Ursache, sie auch dahin ausdehnen wollen. Wer sich unartig und schlecht beträgt, hat es sich selbst zuzuschreiben, daß seine Unart und Schlechtheit gerügt wird.

4. Toleranz ist bloß negativ. Niemand kann also fordern, daß ich der Verbreitung seiner Meinungen, welche ich für unwahr halte, Vorschub thue; daß ich mich nach seinen Vorurtheilen bequeme, um ihm Rechte einzuräumen, welche mir selbst nachtheilig werden können. Nur ihn beeinträchtigen

tigen muß ich nicht; daß er mich nicht beeinträchtige, dafür darf ich auch sorgen.

Diese Sätze, welche ich bei dieser Gelegenheit habe vortragen wollen, wünschte ich wohl einmal von Wahrheitliebenden Männern näher geprüft zu sehen. — Da ich dieselben annehme, so muß ich es eine falsche Toleranz nennen, daß Protestanten, ohne sich für die Zukunft zu sichern, ihre Kirchen den Römischkatholischen zum gottesdienstlichen Gebrauche einräumten. Ich muß nur lächeln, wenn man es in einer Protestantischen Stadt für Toleranz ausgeben will, daß man, vorzüglich das Schöne Geschlecht, den katholischen Gottesdienst besucht, um den angenehmen Pater zu hören. Ich muß es bedenklich finden, wenn man in einem Protestantischen Lande die Konsistorien, welche über die dort geduldeten Katholiken Beschwerde führen, daß diese sich mancherlei der Konstituzion des Landes und dem Westfälischen Frieden zuwider laufende Dinge erlauben, mit dem Bedeuten ab und zur Ruhe verweist: man müsse tolerant sein! Ich muß es bedauren, daß eine Religionspartei zwar immer Toleranz für sich fordert, dieselbe aber gegen Andersdenkende nicht selbst ausüben will.

Ich komme zur Sache, und will aus ein paar neueren Stücken der „Lausitzischen Monatsschrift„

„heraus-

„herausgegeben von D. Christian August Pe„scheck" zeigen, welche sonderbare Begriffe von Toleranz und Intoleranz noch in manchen Köpfen bei der katholischen Klerisei herrschen. Da diese Monatsschrift, allem Vermuthen nach, außer der Provinz für welche sie herausgegeben wird, nicht allgemein bekannt ist *); so glaube ich dem übrigen Deutschen Publikum einen Dienst zu erzeigen, wenn ich ihm zwei sonderbar tolerante Aufsätze daraus näher anzeige. Es ist nöthig, eine kleine Geschichte zu der Veranlassung derselben vorauszuschicken.

Ein gewisser Evangelischer Prediger, Hr Pastor Frohberger, hatte in die Lausitzische Monatsschrift, oder (wie es damals noch hieß) das Lausitzische Wochenblatt 1790, St. 14, S. 107 folg. „Beiträge zur Oberlausitzischen Kirchengeschichte" einrücken

*) Ich hoffe, daß es mir der Herr Herausgeber der genannten Monatsschrift nicht als eine Herabsetzung derselben auslegen wird, wenn ich vermuthe, daß sie außerhalb der Lausitz nicht so allgemein gelesen wird, als etwa die Berlinische Monatsschrift, und mehrere gemeinnützige Zeitschriften. Deshalb kann sie in ihrer Art immer vortreflich sein; ob sie gleich in andern Provinzen, da sie sich bloß (ihrem Titel gemäß) auf ökonomische und politische Gegenstände der Lausitz einschränkt, wenig gefunden wird. So sind z. B. in den verschiedenen Journalen, welche in und über Schlesien herauskommen, gewiß sehr interessante Aufsätze enthalten; und in meinem Vaterlande kennt sie Niemand.

rücken lassen. In denselben behauptete er folgende historische Sätze, von denen man wohl nie vermuthen sollte, daß ein theologisch-dogmatischer Streit, ja gar eine Beschuldigung der Intoleranz, von Seiten eines Katholiken dagegen hätte erhoben werden können.

1) „Die Sorben (Läusitzische Wenden) wur„den von den Deutschen Kaisern, Karln dem Gro„ßen, Ludwig dem Frommen, Lothar, u. s. w. „durch Gewalt zur Christlichen Religion bekehrt." Meist aus Budäus's Histor. und Gelehrten Merkwürdigkeiten der Ober- und Niederlausitz; Grossers Laus. Merkwürd.; u. s. w.

2) S. 108: „Diese gewaltsame Bekehrungs„methode hat der Göttliche Stifter der Christl. Re„ligion nirgends gelehrt noch befohlen. Er hat, „zur Ausbreitung seiner Lehre unter den Heiden, „seinen Jüngern weiter nichts befohlen und er„laubt, als dies: Gehet hin, und lehret alle Hei„den, und predigt ihnen das Evangelium!"

3) St. 21, S. 164: „Die Religion, zu wel„cher die heidnischen Lausitzer bekehrt wurden, war „damals nicht mehr die reine Christusreligion, „wie sie der göttliche Stifter und nach ihm seine „Jünger und Apostel lehrten; — sondern es war die „durch menschliche Zusätze ganz verunstaltete Lehre

„Jesu

„Jesu und seiner Apostel; es war Lehre der Bi„schöfe zu Rom, ungeistige Mönchslehre.“ —

Gegen diese historische Abhandlung, und namentlich gegen die drei angeführten Sätze, welche sich aus der Lausitzischen Geschichte, aus der Bibel, und aus der Kirchenhistorie ergeben, erließ nun ein ungenannter Katholik in der Oberlausitz — welcher, wie man auf das deutlichste sieht, ein katholischer Geistlicher *) ist — ein sehr polemisches „Schrei:

*) Der Herr Herausgeber nennt (Laus. Monatsschr. Jul. 1791, S. 192 Note) den Verfasser einen Mann von Gewicht und Kenntnissen. Dies sezt voraus, daß er ihn entweder kennt, oder von dessen Gründen überzeugt, und dadurch von seinen Verdiensten eingenommen worden ist. Das Erste kann wohl der Fall nicht sein; denn Septemb. 1791, S. 267 in der Note, lesen wir: daß der Herausgeber den Verf. des Schreibens nicht kennt. Das Zweite ist mir noch unerklärlicher. — Ueberhaupt ist das Betragen des Hrn D. Peschek hierbei etwas räthselhaft. Den unartigen Ausfall eines Katholiken gegen einen Protestantischen Geistlichen nimmt er sofort in sein Journal auf, macht dem Verfasser noch dazu eine tiefe Verbeugung, und „glaubt nur, „daß Hr Frohberger es so böse nicht gemeint hat“ (Jul.). Die dagegen eingelaufenen protestantischen Aufsätze hingegen (Sept.) setzen ihn in Verlegenheit, und er weiß nicht ob er einen davon abdrucken lassen mag. Wie soll man das verstehn? Waren diese Aufsätze auch „zum Theil mit ziemlicher Hitze „abgefaßt“, so konnten sie doch wohl gewiß nicht heftiger als der katholische sein. Und darf man denn einem Pater, der sich nicht nur an einem unschuldigen Prot. Geistlichen, welcher bloß historische Wahrheiten

„Schreiben an den Herausgeber, die Beiträge zur „O. Lausitzischen Kirchengeschichte betreffend." Es eröfnet den Monat Julius der Laus. Monatsschrift 1791, S. 191, folg. Der angegriffene P. Frohberger mußte sich wohl vertheidigen; dies geschah in der That mit rühmlicher Bescheidenheit und achtungswehrter Gelehrsamkeit, in einem „Antwortschreiben an den Verf. des Schreibens die „Beiträge zur O. L. Kirchengeschichte betreffend:" steht Monatsschr. 1791 Septemb. S. 267. Der Katholische Geistliche schwieg nicht: er gab — jedes Heft der Laus. Monatsschr. besteht aus 4 Bogen

heiten im bescheidensten Gewande darstellt, sondern auch an den Protestanten überhaupt versündigte, nicht in derbem Tone antworten? Gerade dieser Ton ist für einen solchen Mann der rechte. Dies hat auch hier wieder die Erfahrung gezeigt. Hr Dr Pescheck selbst nennt die Beantwortung des Past. Frohberger „die sanfteste, ruhigste, kälteste"; und gleichwohl ist die Antwort der Katholiken darauf (März 1792) voll bittrer Anzüglichkeiten, und verräth ein mönchisches Hohngelächter über seinen Gegner, der, wie es dem Pater dünken mag, entweder nicht Herz oder nicht Kopf genug hatte, mit ihm in seinem Tone zu reden. — Es ist daher schwer einzusehn, wie Hr Pescheck den Verdacht der Parteilichkeit von sich ablehnen will. Denn, sollen etwa in seinem Journal Streitigkeiten dieser Art gar nicht vorkommen, so mußte auch der Aufsatz des Katholiken wegbleiben. Oder fürchtete sich Hr Pescheck vor dem Zorne des Ehrwürdigen Paters? Dies wäre gar arg!

gen in Quart, mit rothem Umschlag — zum März 1792 eine überzählige und also unentgeldliche Beilage, des Titels: „Letzte Erinnerungen zu dem über „die Beiträge zur Laus. Kirchengeschichte entstandenen „Zwiespalt, die Einführung der Christl. Religion in „der Lausitz betreffend." Fünf unpaginirte Quartblätter, welche ich aber, wenn ich sie anführen muß, mit den gehörigen Seitenzahlen bezeichnen werde.

Hr Frohberger hat bis itzt hierauf nicht geantwortet, und wird es vermuthlich auch nicht: aus der natürlichen Ursache, weil dieser literarische Streit — denn Zwiespalt kann man es wohl nicht nennen — eine ganz unrichtige Wendung genommen hat. Der Katholische Geistliche beweiset weitläuftig die Richtigkeit aller Satzungen seiner Kirche: Petrus's Belehnung mit dem Schlüssel, und Erhebung zum Papste; seine ununterbrochenen Nachfolger auf dem heil. Stuhl; den Primat der Römischen Kirche, die Unfehlbarkeit derselben, die Nothwendigkeit der Einheit, der monarchischen Regierungsform, des Schaafstalles; das Ansehn der Kirchenväter, die Verehrung der Heiligen, die Messe, Seelmessen, 7 Sakramente, Transsubstanziazion (oder Uebersetzung, wie er es auch, März S. 7, übersetzt), die Lehre vom Fegfeuer, Wallfahrten, Rosenkranz, u. s. w. u. s. w.

Alles

Alles, dieses gehört augenscheinlich gar nicht zur Sache: der Hr Pater mag nun historisch die 3 oben angegebenen Sätze bestreiten; oder theoretisch die Frage von der Toleranz, welche er bei dieser Gelegenheit aufwirft, entscheiden wollen. Es gehört nicht zur historischen Untersuchung: denn von der itzigen Katholischen Kirche war gar nicht die Rede; wohl aber davon, was unwissende und herrschsüchtige Priester im Mittelalter, begleitet von gewaltthätigen Kriegern, einem fremden Volke als Glaubenssätze aufzwangen. Zu allem Ueberfluß hatte Hr Frohberger selbst diesen Unterschied angegeben; hatte auf den hervorstechenden Wehrt der itzigen Priester der Röm. Kirche, der itzigen geläuterten Religionsbegriffe der Katholiken gegen jenes Zeitalter, aufmerksam gemacht (1790, St. 21, S. 165). Es gehört nicht zur theoretischen Untersuchung: denn die Pflicht der Toleranz besteht, wie auch jene Lehrsätze der Katholischen Kirche in der Bibel und Vernunft gegründet sein mögen. — Noch dazu führt der Hr Pater diese polemische Dogmatik auf die ungelehrteste Art aus: er spricht Jul. S. 201, 202 ganz treuherzig von einem Papst Klemens, Papst Viktor, Papst Anicetus, u. s. w. (in den ersten 2 Jahrhunderten); von ihren ächten Schriften; von der ihnen einstimmig zugestandenen

Herrschaft über die ganze Christliche Kirche. Er behauptet S. 198: daß die Lehre Jesu niemals von Päpsten, Bischöfen, oder sonst Jemand, Zusätze erhalten habe! Und dennoch will er ein Gelehrter sein: denn er mag Schröckh und andre Geschichtsforscher, worauf Hr Frohberger ihn verweist, nicht ansehn, „weil (März S. 10) sie doch alle „nur aus denselben Quellen geschöpft haben können, woraus Er schon geschöpft habe!!"

Doch ich verlasse seine Dogmatik und seine Gelehrsamkeit, und komme zu seiner Toleranz. Er klagt nehmlich bitter über Intoleranz wegen jener historischen Abhandlung. Er beginnt Jul. S. 192: „Die Katholiken machen wohl nicht eine sehr beträchtliche Anzahl in der Lausitz aus; doch hätte man „vermuthen sollen, daß sie in Abhandlungen, worin „allen übrigen Gemeinden, als Mitgenossen eben „derselben Landschaft, mit aller Achtung begegnet „wird, nicht die einzigen sein würden, welchen „beißende Vorwürfe bevorständen: besonders, da „die Katholische Religion die älteste in der Lausitz „ist, und ihren Insitz keinen Privilegien zu danken „hat." (Die älteste. Wie fein! Nicht bloß ist sie, wie wir hernach belehret werden, die unfehlbare, und folglich die alleinwahre und einzigseligmachende; sondern man benutzt auch die äußern

Respekts-

Respektsgründe. Aber, mit Erlaubniß des Herrn Paters, unrichtig gerechnet hat er hier. Die guten Wenden, über welche er noch nach ihrem tausendjährigen Grabesschlaf so unbarmherzig herfällt, sind mit ihrem Insitz und mit ihrer Religion ganz zuverlässig die ältesten! — Und ihren Insitz keinen Privilegien verdankend. Noch feiner! Warum nicht geradezu gesagt: Die Kathol. Religion ist in der Lausitz die herrschende, die Protestantische nur die geduldete?) — „Da sich dieses indeß „wider alles Vermuthen wirklich zugetragen; so „sehe ich mich, als ein Mitgenoß dieser Religion, „verbunden, Ihnen einige Gedanken darüber ein„zusenden."

Was sich wirklich hierüber zugetragen, haben die Leser oben in dem dritten historischen Satze gesehen. Die Wahrheit desselben lehrt die Geschichte; und bestätigt die Meinung aller vernünftigen Katholiken, welche bekanntlich selbst suchen, ihren Glauben immer mehr von dem gar zu argen Wuste menschlicher Zusätze zu reinigen. Es sind also keine „bei„ßende Vorwürfe," wenn ein Geschichtschreiber sagt, was er mit Augen sieht, daß die Katholische Dogmatik (zumal des Mittelalters) mehr enthält, als das Neue Testament. Und es ist keine „Intoleranz," wenn ein Protestant dieses Meh-

rere, welches er, seinen Grundsätzen zufolge, in der Bibel nicht findet, für menschliche, für verunstaltende Zusätze erklärt.

Glaubt der ungenannte Katholik im Ernst, daß es intolerant ist, seinen Religionsgrundsätzen gemäß zu reden? Er thut ja das Nehmliche; und Niemand verdenkt es ihm, Niemand klagt darum über Intoleranz. Noch dazu vergilt er ja dem Protestanten dreifach seine Behauptung. Im Grunde sagt dieser doch weiter nichts, als: die Katholiken glaubten, oder glauben, was Jesus lehrt, und noch etwas darüber. Er hingegen baut auf diesem Sträuben der Protestanten gegen jenes Mehrere eine kunstreiche Konsequenz, um zu zeigen, daß die Protestanten gar keine Christen mehr sind. Jul. S. 198: „Wenn der Hr Pastor ein Mißtrauen „auf die Verheißungen des göttlichen Heilandes se„tzet, so kann er an der Unfehlbarkeit der Kir„che, [der Römischen, versteht sich] zweifeln; wir „Katholiken hingegen werden immer behaupten, u. „s. w. — Herr Pastor, ich bin kein Christ mehr, „Bekehren Sie mich, wenn Sie können. Und wie „werden Sie es anstellen? Kann ich Ihnen wohl „glauben, daß Sie die reine Lehre des Heilandes „vortragen, nachdem Sie gesagt haben, daß diese

„reine

„reine Lehre verloren gegangen ist?“ — Bravo, Herr Pater! Sind wir nun quitt?

Nein, doch noch nicht! Er will uns zwar Recht und Christenthum absprechen; aber wir sollen — das will ein anonymer Pater in einem protestantischen Lande! — unsre Meinungen nicht äußern dürfen. Dahin geht sein ganzes Klagethema über die Intoleranz. Und dann wäre freilich der ruhige Schaafstall bald fertig; dann wäre die von ihm so gepriesene glückliche Zeit nahe, wo nur Eine Heerde und Ein (menschlicher) Hirt sein würde. Denn, wenn wir Protestanten, um tolerant zu heißen, über die Irrthümer der kathol. Kirche weder reden noch schreiben dürfen; so hören wir auf, Protestanten zu sein: und die Vereinigung der beiden Kirchen ist gemacht.

Daß es dem Herrn Pater damit Ernst sei, giebt folgende merkwürdige Stelle zu erkennen. Hr Frohberger hatte zu den Menschensatzungen der Römischen Kirche auch „die Anbetung der Heiligen“ gerechnet. Das Wort ist vielleicht nicht ganz schicklich; aber richtig erinnerte der kathol. Geistliche selbst (Jul. S. 204), daß es mehrere Stufen der Anbetung giebt. Warum soll Hr Frohberger denn gerade die allerhöchste gemeint haben? Aber minder richtig sprach jener bloß von „in Ehren halten,“

 von

von „feierlicher Begehung des Gedächtnisses.“ Er verschwieg die geglaubten Fürbitten der Heiligen, er verschwieg die vorgeschriebene Anrufung derselben *). Anrufung ist im Grunde eben so zweideutig, als Anbetung. Das Wort Bittung haben wir nicht. Diese Wendung des andächtigen Gemüthes an die Heiligen, diese inbrünstigen Bitten (oder Gebete, wie die kathol. Erbauungebücher selbst sagen) aller ächtgläubigen Katholiken an Maria und die Ordens- und Schutzpatrone, sind dem Protestanten anstößig; und als Protestant erklärt auch Hr Frohb. sich dagegen. — Darüber lesen wir nun folgende Stelle S. 206: „Ein guter „Freund hat mir gerathen, hier schärfer in den „Verfasser der oft erwähnten Beiträge zu dringen, „und entweder Beweise oder Widerruf zu fordern.“ — Widerruf! Der gute Mann muß in seinem heiligen Eifer vergessen haben, daß er nicht in Spanien, sondern in der Lausitz, nicht im fünf-

*) *Concil. Trident.* Seſſ. IX. Mandat ſancta Synodus omnibus epiſcopis, ut de Sanctorum *invocatione*, Reliquiarum *honore*, et Imaginum *uſu* fideles diligenter inſtruant. Illos vero, qui negant Sanctos invocandos eſſe, impie ſentire. Diese Stufenfolge ist deutlich und bestimmt. Die Bilder dienen zum feierlichen Gedächtniß, zur Erweckung der Andacht, u. s. w.; die Reliquien werden verehrt, die Heiligen angerufen. Diese Anrufung finden die Protestanten schriftwidrig.

fünfzehnten Jahrhundert, sondern am Ende des achtzehnten lebt; daß er es nicht mit einem Pater, sondern mit einem Prot. Geistlichen zu thun hat; und daß es die größte Beleidigung für die Protestanten ist, wenn ein kathol. Pater die Unverschämtheit begeht, einem ihrer Geistlichen in Religionsstreitigkeiten Widerruf zuzumuthen. Der gute Mann muß in der Verfassung des Deutschen Reichs und im Kirchenrechte sehr unerfahren sein: muß nicht wissen, daß den Protestanten freie Religionsübung schon im Passauischen Vertrage zugestanden, und im Westfälischen Frieden heilig gesichert worden; und daß, die Sätze seiner Religion mündlich und schriftlich lehren, und die gegenseitigen Sätze mündlich und schriftlich widerlegen, ein Stück der Religionsfreiheit (annexum exercitii religionis) und folglich keine Sünde wider die Toleranz ist.

Genug zur Abwendung der angeschuldigten Intoleranz. — Wie denkt nun der Mann über die milden Grundsätze der Toleranz selbst, deren er sich so sehr anzunehmen scheint? . . . Zwei Beispiele werden ihn uns ganz kennen lehren.

Erstlich: Hr Frohberger hatte gegen die gewaltsame Bekehrung der Wenden zum Christenthum geredet. Diese verstieß doch wohl gegen die Toleranz?

Digitized by Google

leranz? — Ja, wer kein Pater wäre, und keine jesuitische Distinktion gelernt hätte! Zuförderst also waren die Wenden (Jul. 193, 194) „ein unruhi„ges und räuberisches Geschlecht von Menschen; „sehr tückisch und unbeständig; gottlose, der Wollust „ergebene, Raub- und Mordbegierige Völker." Und gegen solche wird doch Grausamkeit und Meuchelmord erlaubt sein. Gern mögte man dem unwissenden Eiferer Möhsens Untersuchungen nachweisen, müßte man nur nicht (wie oben bei Schröckh) die Antwort befürchten, daß Dieser doch aus keinen andern Quellen geschöpft haben könne, als welche Er schon erschöpft hätte! Vorzüglich wirft er den Sorben vor, daß sie ihren Ueberwindern die Sache so schwer machten, und sich über 300 Jahre lang wehrten. Daran thaten sie freilich sehr Unrecht! (Auch Bossuet warf, zur Entschuldigung der Bartholomäusnacht, den Hugenotten vor, daß sie sich gewehrt hätten.) — Sollten indeß auch die christlichen Kaiser, in ihrem Bekehrungseifer, es mit dem blutigen Aufräumen dieser Völker ein wenig zu schnell gemacht haben; so muß man bedenken, daß sie (195) „mit vielen andern „Geschäften überhäuft waren." Das ist unstreitig richtig: sie hatten allerdings genug mit den Königreichen dieser Erde zu thun; nur warum mischten

sie

sie sich dann in ein Reich, welches nicht von dieser Welt ist?

Ja, sagt unser Pater (192): „einem Bürger „ist freilich nicht erlaubt, seinen Mitbürger um der „Verschiedenheit der Religion willen in Ungemach „zu stürzen.“ Und hier erklärt er sich überhaupt sehr gut gegen das Ungeheuer der Religionsbedrückungen, und über die Pflicht der Liebe nicht bloß gegen Glaubensgenossen, sondern gegen alle Menschen. — Aber (193) mit einem Fürsten ist es ganz anders. „Der Magistrat muß wachen, da- „mit sich keine Lehren oder Gewohnheiten ein- „schleichen, die Gott nachtheilig (?) sein können. „Wie denn auch der Landesherr keine solche Grund- „sätze oder Gebräuche dulden kann; wie schön übri- „gens auch immer die Namen sein mögen, welche sie „führen.“ (Etwa z. B. der Protestantismus? oder die Aufklärung?) „Dieses hat den Großen (?) „Kaiser Konstantin, und nach ihm viele andre „christliche Fürsten bewogen, die heidnischen Tem- „pel niederzureißen, die Götzenbilder zu zerbrechen, „und alle abgöttische Gebräuche und Zusammenkünf- „te abzuschaffen.“ (Auch sich in die Streitigkeiten der christl. Kirche selbst zu mischen, nur die Partei zu begünstigen, welche den Hof zu gewinnen wußte, und die Andersdenkenden zu drücken

und

und zu verfolgen.) „Wer kann demnach sagen, „daß die christl. Kaiser unrecht gehandelt, indem „sie bessere Sitten über den Erdboden zu verbreiten „gesucht haben? Und welche Mittel haben sie an- „wenden sollen, dieses ins Werk zu setzen? (194) „Ohne Zwang wär es nicht möglich. Wohlthat „für die ganze Menschheit ist es, wenn gottlose „Völker mit Gewalt bezwungen und zu menschli- „chern Sitten angehalten werden."

Aber, Jeder glaubt daß seine Religionsmei- nung die wahre ist, und die entgegengesetzte an Gottlosigkeit gränzt. Wie können Menschen hier- über untrüglich entscheiden? wie dürfen sie also Zwang bei Bekehrungen anwenden? Christus, der es doch zum besten wissen mußte, brauchte keine Gewalt, ging bloß den Weg der sanften Beleh- rung. . . . . Ja, meint der Pater, das that Er wohl nur, weil er keine Armeen hatte, um mit Dragonnaden zu verfahren. (195) „Christus that „dieses; daraus folgt aber nicht, daß es Christl. „Kaiser, die andre Mittel in ihren Händen ha- „ben, auch thun sollen." — Aber, Christus befahl sogar keine andre Ausbreitung seines Evangeliums, als: Gehet hin und lehret, predigt den Völkern das Evangelium! . . . Wie? ruft unser Pater (März, S. 2): „Christus hätte den Aposteln wei-

„ter

„ter nichts befohlen und erlaubt! Hat er nicht auch „gesprochen: Wer nicht glaubet, der wird ver„dammt werden?" Hr Frohberger könnte hier mit einem Großen Manne antworten, der in einem ganz ähnlichen Falle sagte (er war übrigens auch ein Lausitzer): „Ja so! Allerdings; das bringt mich „zum Stillschweigen. O Sie allein sind ein wah„rer Christ! Und belesen in der Schrift, wie — „der Teufel." Unser Herr Pater fährt indeß fort: „Hat Christus nicht noch schrecklichere Drohungen „hinzugefügt?" (Noch schrecklicher, als verdammt zu werden!) „Haben denn die Apostel sich gegen die „Widersetzigen niemals der Strenge bedient? Mir „fällt Ananias, Simon, Elymas ein, welche hart „genug bestrafet worden." Alle diese Beispiele scheinen mir indeß nichts zu beweisen. Denn, an dem Schelten und Verdammen lassen es die Priester einer alleinseligmachenden Religion auch nicht fehlen: nur daß, dem Himmel sei Dank! auf ihr Schelten die Natur Niemanden tödtet oder blendet; und daß ihre Anweisungen auf jenseits des Grabes bezweifelt werden. Wenn indeß Schelten und Verdammen sich durch die Apostelgeschichte rechtfertigen läßt; worauf gründet sich dann aber die Rechtmäßigkeit des äußern Zwanges, der gewaltthätigen Bekehrung? Jede Appellazion an Gott ist

dem

dem Religionslehrer erlaubt; aber auch die an den weltlichen Arm?

Unser Hr Pater meint, Jul. S. 194: „Ein „mächtiger Regent hat die Pflicht auf sich, gefähr„liche Nachbarn" [d. h. nach Obigem, die anderer Religion sind, und zu Bedrückungen nicht still sitzen] „zu bessern, oder, wenn sie das nicht wollen, auf was immer für eine Art" [zum kürzesten offenbar, durch das Todtschlagen] „zu entfernen." . . . Doch, lassen wir die Politik! Was geht die den Geistlichen an? Nur gut, daß es Keinem auch im Traume einfallen kann, sich unsern Mann als Fürsten zu denken. — Wie, auch nicht im Traume? Da lese man, was er, wahrscheinlich doch wachend, schrieb. S. 195: „Wenn ich ein mächtiger König „wäre, und heidnische Völker um mich hätte, so „würde ich sie mit Krieg überziehen. Diejenigen, „welche dem christlichen Unterricht" [doch nur dem ächten? dem ältesten? Nicht wahr, Herr Pater?] „ein mildes Herz erwiesen, würde ich in meinen „Schutz nehmen. Wollten sich die übrigen nicht „bekehren, so würde ich sie zu entfernen suchen, „oder, wenn sie widerstünden, den Rechten des „Krieges überlassen." Sogar lesen wir die seltsame Frage: „Ich bin sehr begierig zu wissen, was „der Herr Verfasser an der Stelle der christl. Kaiser

„gethan

„gethan haben würde, wenn er es nothwendig ge„funden hätte, eine angränzende Nazion zu bekeh„ren?" da doch Hr Frohberger der Meinung ist, daß Religionsbekehrungen gar nicht für die Regenten gehören. Bei ihm hingegen bleibt es dabei: „Ich würde handeln, wie die christlichen Kaiser, „von Karl dem Großen an, in Deutschland gehan„delt haben."

Aber, so sind ja alle obigen Grundsätze unsers eigenen katholischen Geistlichen nur Spiegelfechterei? Bloß der Privatmann darf den Privatmann nicht drücken, wozu er gewöhnlich auch keine Macht hat; der Gewaltige aber darf zwingen und verfolgen. So giebt es ja keine Toleranz mehr? So ist der Gewissenszwang ja völlig eingeführt? — Allerdings; und so soll es auch sein! März, S. 2 sagt unser Lausitzer ganz bestimmt: „Sollte denn aber aller „Religionszwang durchaus verabscheuungswürdig „sein? Ich will einen andern Schriftsteller antwor„ten lassen." (Dieses ist wahrscheinlich ein Franzose, welcher den Hugenotten, oder sonst ein Katholischer Geistliche, welcher den Protestanten die Rechtmäßigkeit der Dragonnaden vordemonstriren will.) „Ich frage Sie, mein Herr, spricht er zu seinem „Gegner, wissen es die Leute, denen man Religions„zwang anlegt, daß sie verworfenen Irrthümern

„anhän-

„anhängen; oder wissen sie es nicht? Wenn sie es „wissen, und doch hartnäckig darauf verharren, und „sich einer bessern Belehrung und Ueberzeugung „starrsinnig widersetzen; so unterschreiben sie das „göttliche Urtheil ihrer Verdammung selbst: sie „wollen zu Grunde gehen, und es gilt gleichviel, „ob es mit oder ohne Religionszwang geschieht. „Wissen sie es aber nicht; so stecken sie ohne Schuld „in ihren Irrthümern: so verschaffet ihnen der „Religionszwang Gelegenheit zu besserer Belehrung, „zur Ueberzeugung, zur Erkenntniß der Wahrheit, „und wird nicht zu ihrem ewigen Nachtheile ange= „wendet."

Hilf, gütiger Gott! Wie kann man doch so wichtige Gegenstände mit so platten, elenden Sophistereien abfertigen! Die Rede ist von Meinungen über Dinge, welche kein Verstand auf Erden ganz fassen kann, wo also keine reine Wahrheit und kein unvermischter Irrthum Statt findet. Die Rede ist von Qualen und Verfolgungen unserer Brüder, dafür daß sie von der Wahrheit gewisser Meinungen sich nicht überzeugen können, oder wenigstens noch nicht überzeugt sind. Und man antwortet mit einem so kahlen Geschwätz! Und die Menschlichkeit regt sich nicht, wenn man vom göttlichen Verdammungsurtheil (welches Menschen exequi=

exequiren sollen), vom Zugrundegehn seines Nächsten spricht, wenn man als ein allwissender Richter über den ewigen oder den bloß zeitlichen Nachtheil des Nächsten berathschlagt! Und die Vernunft regt sich nicht, um wenigstens zu erinnern, daß wer diese Ueberzeugung vom Nutzen des Religionszwanges hat, doch ferner von Toleranz nicht sprechen kann! — —

Zweitens: Hr Frohberger hatte, wahrlich sehr gemäßigt, den abscheulichen Hildebrand bloß stolz genannt, und von ihm gesagt: „Dieser stolze Papst „maaßte sich widerrechtlich und schriftwidrig die „höchste Gewalt über Kaiser, Könige und Fürsten „an, und behauptete daß er sie nach Gefallen ein= „und absetzen könne.“ — Nun höre man unsern Lausitzischen Pater dagegen (März S. 3): „Das „äußerliche Ansehn der Päpste, Bischöfe, Priester, „steigt und fällt, nachdem die ganze Christl. Kirche „bei der Welt mehr oder weniger in Ansehn steht.“ (Wie! Also, wenn das Christenthum recht viel gilt, müssen Deutsche Kaiser wieder den Päpsten die Steigbügel halten, müssen büßend und frierend bei den Wollustschlössern dieser Hierarchen um Entbindung vom Kirchenbanne flehen!!) „Die geistliche „Gewalt aber, welche sie von Christo empfangen „haben, bleibt immer eben dieselbe. Was sie nach „dem Maaße der ihnen gegebenen Gewalt binden,

„das ist gebunden, und was sie lösen, das ist ge„löset. Die Apostel haben diese Gewalt schon aus„geübt. Uebrigens ist diese Materie zu groß für „uns beide. Wenn Sie den rechtschaffenen Papst „Gregor VII einen stolzen Papst nennen, so klingt „dies in Ihrem Munde nicht schön." . . . Wie? Ein Deutscher kann Gregor VII einen Rechtschaffenen nennen! Ein Deutscher kann Worte gebrauchen, welche einen offenbaren Verrath der Unabhängigkeit Deutscher Fürsten, und der Freiheit der Deutschen Kirche, enthalten!

So sind die Behauptungen dieses Katholischen Geistlichen beschaffen, welche ich mich verpflichtet hielt, dem größeren Deutschen Publikum anzuzeigen, damit die Freunde des Vaterlandes, der Religion, und der Vernunft, einsehen, welches Schicksal zu erwarten steht, wenn gewisse Leute wiederum diejenige Herrschaft erhalten, nach welcher sie, eben nicht sehr verborgen, trachten. — Der Protestant soll nicht historisch eine alte Begebenheit erzählen, einen Hauptgrundsatz seiner Kirchenpartei aussprechen dürfen, ohne der Intoleranz bezüchtigt zu werden! Der Katholik hingegen darf den Protestanten das Christenthum absprechen, darf auf Widerruf dringen, darf Zwangsmittel gegen die Unchristen verlangen (und Unchristen scheinen ihm alle Pro-

testanten

testanten zu sein), darf zwar als Bürger selbst keinen Gewissenszwang üben, aber doch als Schriftsteller die Fürsten dazu ermahnen, auch wohl als Beichtvater, Gewissensrath, und dergleichen, dazu auffordern; darf endlich das Verfahren eines Papstes Hildebrand, dessen Namen in der ganzen Christlichen Welt ein Schimpfwort geworden ist, loben!!

Diese harten ultramontanischen Grundsätze glaubte ich seit lange in Deutschland verschwunden. Wenn ich sie aber noch itzt finde, und dann die Schlußerklärung des ungenannten Paters (März S. 10) lese: daß „er seiner Glaubensverfassung „alles schuldig ist"; so fällt mir natürlich der alte Kupferstich ein, worauf ein Mönch abgebildet steht, der in der einen Hand einen Giftbecher und in der andern einen Dolch hält, und wo die Ueberschrift lautet: Je dois tout à ma religion. Bekanntlich kann dies heißen: Ehe ich meine Religion verlasse, will ich alle Arten des Todes sterben; aber auch: Meine Religion bin ich auf alle Weise, durch jedes Werkzeug, zu verbreiten schuldig. . . . Die Menschlichkeit befiehlt, stets die erste Auslegung anzunehmen; aber die Geschichte lehrt, daß ehedem — Gott gebe, nie mehr! — jener Spruch von Mönchen auch in dem zweiten Sinne genommen ward. Die Geschichte lehrt, daß Hagedorn

in folgendem Epigramme Recht hatte, welches er wahrscheinlich schrieb, als er irgend einmal bei frommklingenden Wendungen, und zwischen den Ausdrücken von Religion und Toleranz, hartherzige Gesinnungen durchschimmern sah.

Unterricht für einen Reisenden.

Wenn dir ein Mann, den du nicht kennst, begegnet
Der lächelnd schleicht, und dich durch Mienen segnet,
Scharf nach dir schielt, sich ehrerbietig krümmt,
Gebete brummt, und tiefe Seufzer stimmt;
Und ein Husar, wovon der Anblick schrecket,
Dem das Gesicht Blut, Staub und Pulver decket,
Zugleich erscheint — wär' er, nach Menzels Art,
Frech wie sein Pferd, und rauher als sein Bart —:
So rath ich dir, was mir Erfahrne riethen,
Vor Jenem mehr, als Diesem, dich zu hüten.

Dr.

4.

Verzeichniß der auswärtigen Gemälde des Berlinischen Historienmalers, Herrn Bernhard Rode.

Viele patriotische Künstler, und Liebhaber der Kunst, haben schon lange nach einer Angabe von

den Gemälden unsers verdienstvollen Historienmalers, Herrn **Bernhard Rode**, itzigen Direktors der Akademie der Künste, ein Verlangen bezeigt. Endlich ist es dem Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift gelungen, folgendes Verzeichniß der Werke eines Künstlers zu erhalten, dessen Verdienste Ramler in einer seiner vorzüglichsten Oden schon vor mehr als zwanzig Jahren der Welt mit Recht angepriesen hat. Es enthält aber bloß die Gemälde, welche außerhalb Berlin zu finden sind.

Wenn wir uns Hofnung machen könnten, auch einmal von den Arbeiten Rodens eine Nachricht zu bekommen, die, in weit größerer Anzahl, noch in Berlin vorhanden sind; so würde man zugleich sehen, daß unser Künstler — außer dem höhern Verdienste der edeln Wahl oder guten Erfindung des Stoffes, der klugen Bereicherung desselben, der malerischen Zusammensetzung desselben, und des vortreflichen Ausdrucks in den Gesichtern der Personen — auch zugleich unter den Neuern der reichste an der Zahl seiner Ausarbeitungen gewesen ist: indem er nicht, wie einige unter den Alten, sich der Beihülfe vieler Zöglinge der Kunst bedienet, sondern alle seine Werke allein angefangen und allein vollendet hat.

Weil ein Theil der hier angeführten Gemälde von ihm selbst radirt worden, wovon das Verzeichniß, nebst einem Anhange dazu, seit mehrern Jahren im Druck erschienen ist; so hat man dieses zur Bequemlichkeit der Liebhaber, die sich einige von den radirten Blättern, deren gesammte Anzahl sich auf zwei hundert beläuft, anzuschaffen Lust haben mögten, zugleich jedesmal mit angemerkt.

* * *

1. Vestalen unterhalten das ewige Feuer. (Gestochen von H. Rode.) 5 Fuß hoch; 4 Fuß breit. Verfertigt im J. 1752. Ist bei Dessau, im Georgenhause.

2. Das Abendmahl Christi. 2; 4. 1756 *). In Perleberg **).

3. Die Auferstehung Christi. 6; 4. 1756. Ebendaselbst.

4. Christus zeigt sich den Jüngern nach seiner Auferstehung. 11; 6. 1759. Wusterhausen an der Dosse.

5. Christus am Kreuz, in dem Zeitpunkt wo er zu Johannes sagt: Siehe, das ist deine Mutter. Im

*) Die erste Zahl bezeichnet die Höhe der Gemälde; die zweite, ihre Breite; die dritte, das Jahr der Verfertigung.

**) Alle geistl. Gemälde, wobei kein Besitzer angeführt ist, hängen in den Kirchen der genannten Städte.

Im Vorgrunde losen die Kriegsknechte um sein Gewand. (Ist radirt; man s. das Verzeichniß der radirten Blätter, Nummer 52.) 4; 3. 1760. Wernigerode.

6. Christus am Kreuz. Statt der Kriegsknechte, die knieende Magdalena in Thränen. 11; 6. 1764. Züllichau.

7. Christus fährt gen Himmel. (Radirt, Nr. 39.) 14; 8. 1766. Küstrin.

8 — 10. Die Nacht mit ihrem Gefolge; die Morgenröthe; der Mittag mit seinem Gefolge. Drei Deckenstücke von gleicher Größe. 30; 20. 1768. Potsdam: im Neuen Schloß, in der Marmorgallerie.

11. Viele Kinder beschäftigen sich mit Blumen, Feldfrüchten, Weintrauben, Obst, imgleichen mit Feueranlegen. Ein Deckenstück, welches die vier Jahrszeiten vorstellt. 40; 30. 1769. Ebendaselbst, im grottirten Saal.

12, 13. Kinder, welche die Elemente vorstellen. Zwei Seitendeckenstücke von gleicher Größe. 30; 10. 1769. In eben demselben Saale.

14. Eine Braut opfert Dianen ihren Gürtel. 1770. Von gleicher Größe mit Nr. 1, und ebendaselbst.

15. Die Andacht neben einem Grabmaale, an welchem das Bildniß des Inspektors Lamprecht ist. 8; 4. 1770. Spandau, in der Kirche.

16. Kurius brät Rüben, und weiset die Samniter mit ihren Geschenken ab. Als Basrelief gemalt. (Radirt, Nr. 77.) 5; 3. 1770. Britz, im Landhause des Herrn Staatsministers Grafen von Herzberg, in der Gallerie.

17. Der pflügende Cincinnatus wird zum Diktator erwählt. (Radirt, Nr. 75.) Ein Basrelief, von gleicher Größe, und gleichem Jahre. Ebendaselbst.

18 — 22. Aurora mit Genien, welche ihren Wagen ziehen; in der Entfernung die entfliehende Nacht. Ein Deckenstück. 25; 10. — An den Seitenwänden sind ländliche Arbeiten vorgestellt: Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Gärtnerei, Honigbau, Jagd, Vogelfang. 1771. Ebendaselbst.

23. Iris. Ein Deckenstück. 18; 16. 1771. Ebendaselbst, in einem Nebenzimmer.

24. Ehre des Ackerbaues: der Kaiser von Sina zieht die erste Furche. (Radirt, Nr. 100.) 3; 4. 1771. In demselben Nebenzimmer.

25. Ehre des Seidenbaues: die Kaiserinn von Sina pflückt die ersten Maulbeerblätter. (Radirt, Nr. 101.) Gleich groß mit vorigem, und ebendaselbst.

26. Ein

26. Ein Genius der Morgenröthe mit einer Fackel. Deckenstück in einem runden Felde. 5; 5. 1772. Ebendaselbst, im Saal.

27—31. Der Genius des Jahrs, mit den Kränzen der vier Jahrszeiten. Deckenstück. — Die vier Jahreszeiten in Landschaften. In vier Feldern an den Wänden. 1772. Ebendaselbst, in einem kleinen Zimmer.

32. Ein Vater, mit Dingen beschäftigt, die zur Unterweisung seiner Söhne gehören, zeigt ihnen den Weg zur Ehre: ein Familienstück. 8; 6. 1773. Königsbrück in der Oberlausitz, für Herrn Grafen von Redern; nebst den fünf folgenden Gemälden.

33. Amor von einer Biene gestochen, klagt Venus seine Schmerzen. (Radirt, Nr. 118.) 5; 4. 1774.

34. Bakchus läßt Amorn Wein keltern. Eben so groß. 1774.

35. Eine Tochter säugt ihren Vater im Gefängniß. Eben so groß. 1775.

36. Andromache verbirgt ihren Sohn in seines Vaters Grabe. 6; 4. 1775.

37. Pygmalion und Elise. Eben so groß. 1776.

38. Den schlafenden Silen haben zwei Schäfer gebunden, eine Nymphe färbt ihn mit Maulbeeren. (Radirt, Nr. 120.) 6; 5. 1776. Neuhaus

im Holsteinischen, für Herrn Landmarschall Freiherrn von Hahn. Nebst den beiden folgenden Stücken.

39. Amynt und die badende Chloe, nach Ramlers 3ter Ode. 6; 4. 1776.

40. Venus trauret an Adonis's Grabmaal. Die Liebesgötter ziehn den Eber an Stricken vor ihre Göttinn. (Radirt, Anhang Nr. 33.) 6; 7. 1777.

41. Alvenslebens Urne mit seinem Bildniß, welchem die Dankbarkeit den Kranz aufsetzt; mit der Unterschrift: Praefecto equitum forti pio commilitones amici. (Radirt, Nr. 114.) 8; 5. 1777. Friedberg in der Neumark.

42. Die Dankbarkeit opfert der Glücksgöttinn. Ein Deckenstück. 14; 10. 1778. Möseberg, im Landhause des Herrn Major von Kaphengst, in einem Saale.

43. König Hiskias auf dem Sterbebett erhält vom Propheten Jesaias ein Zeichen seiner Genesung an dem Schatten der Sonnenuhr. (Radirt, Nr. 19.) 5; 6½. 1778. Warschau. Für Herrn von Urbanofski.

44. Simeon nimmt das Jesuskind, bei der Darstellung desselben im Tempel, auf die Arme, und weißagt. (Radirt, Nr. 25.) 7; 4. 1778. Ratenau.

45. Der Römische Sklave Androklus zieht einem Löwen einen Dorn aus dem Fuße. (Radirt, Anh. Nr. 18.) 6; 4. 1778. Für Herrn von Hahn zu

Neuhaus;

Neuhaus; man s. Nr. 38. Daselbst sind auch die sieben folgenden Gemälde.

46. Silvia, Tochter des Tyrrhus, eines Vorstehers der Heerden des Königs Latinus, weint über ihren von Aeneas's Sohne erschossenen zahmen Hirsch: woraus der erste Streit zwischen den Völkern beider Könige entsteht. (Radirt, Anh. Nr. 34.) Von gleicher Größe, und gleichem Jahr.

47. Ulysses wird von seinem alten Jagdhunde Argos erkannt. (Radirt, Nr. 61.) Ebenso.

48. Eine Griechinn tränkt ihr Pferd, spinnt zugleich, und trägt Wasser. (Radirt, Nr. 62.) 6; 3½. 1778.

49. Aristides hat seinen eignen Namen einem Landmann, auf dessen Verlangen, auf eine Verbannungsscherbe geschrieben. (Radirt, Anh. Nr. 14.) Eben so groß. 1779.

50. Diogenes sieht einen Knaben bei einem Springbrunnen aus der hohlen Hand Wasser trinken, und wirft seine Trinkschale mit den Worten weg: Dieser Knabe übertrift mich in der Kunst zu entbehren. (Radirt, Anh. Nr. 15.) Von gleicher Größe, und gleichem Jahr.

51. Timur (Tamerlan), dem von einer klugen Alten ein Reißbrei vorgesetzt worden, hat mit dem Löffel aus der Mitte genommen, und sich den Mund verbrannt.

verbrannt. Sie giebt ihm bei dieser Gelegenheit den Rath, nicht eher im Herzen eines Landes Krieg zu führen, als bis er die Gränzen eingenommen habe. (Radirt, Anh. Nr. 20.) 6; 4. Gleiches Jahr.

52. Der Mönch Berthold Schwarz erfährt die Wirkung seines neu erfundenen Schießpulvers, welches sich im Mörsel entzündet hat. (Radirt, Anh. Nr. 21.) Ebenso.

53—55. Drei Basreliefe, über den Thüren im Saale zu Möseberg (man s. Nr. 42) gemalt. 4; 3. 1779. Trajan läßt seine Armee Halt machen, um Gerechtigkeit einer Mutter zu verschaffen, deren Sohn von einem seiner Kriegsbedienten erschlagen war. — Trajan giebt seine Kleider her, um die verwundeten Soldaten zu verbinden. — Trajan schlägt den Triumph aus.

56. Die drei Parzen; und der Genius der Gesundheit, welcher Atropos abhält, den Faden zu zerschneiden. 6; 4. 1779. Königsberg in Preußen, für Herrn Kriminalrath Lübeck.

57. Potiphars Weib versucht die Keuschheit des frommen Joseph. (Radirt, Nr. 8.) 4; 5. 1779. Moskau, für den Freiherrn von Scherbenin.

58. Semiramis hört vom Einbruch der Feinde, und wafnet sich, ehe ihre Haare in Ordnung gebracht

bracht sind. (Radirt, Nr. 58.) 2; 1½. 1779. Petersburg, für den Fürsten Potemkin.

59. Flora. 6; 3. 1780, Petersburg, für den Prinzen Potaitine; nebst den fünf folgenden Gemälden, welche von gleicher Größe, und gleichem Jahre sind.

60. Pomona. 61. Ceres. 62. Hebe.

63. Eine Bakchantinn. 64. Ein Opfer an die Liebe.

65. Ein Engländer in Amerika ist auf der Jagd von einer großen Schlange in den Fuß gebissen worden. Sein Negersklave hat mit einem starken Baumast die Schlange erschlagen, und saugt seinem ohnmächtigen Herrn das tödtliche Gift aus. (Radirt, Anh. Nr. 24.) 6; 3½. 1780. Für den Freiherrn von Hahn zu Neuhaus; man s. Nr. 45 und 38. Nebst den beiden folgenden Gemälden, von gleichem Jahre.

66. Atahualpa, Kaiser in Peru, läßt sich von einem Spanier auf den Nagel des Daumens den Namen Gott schreiben, um zu sehen, ob dies ein Anderer verstehen kann. (Radirt, Anh. Nr. 23.) 6; 3.

67. Der Schäfer Amyntas befestigt einen jungen Eichbaum, der ins Wasser sinken will, mit einem Damm von Pfählen. Nach Geßners Idylle. (Radirt, Anh. Nr. 36.) Ebenso.

68. Christus, mit Engeln umgeben, fährt mitten unter seinen Jüngern gen Himmel. (Radirt,

Anh.

Anh. Nr. 11.) 11; 7. 1781. Rostock, in der Mauriziuskirche.

69. Christus steht, neben dem Mörder Barrabas, gebunden vor dem mit Liktoren und Kriegsknechten umgebenen Richterstuhl Pilatus's, welcher sich Wasser zum Händewaschen bringen läßt, und zugleich eine Botschaft von seiner Gemahlinn empfängt. Tiefer unten stehn die Hohenpriester und Aeltesten der Juden, welche um die Kreuzigung Christi und um Barrabas's Loslassung bitten. (Radirt, Anh. Nr 7.) 11; 7. 1781. Ebendaselbst, unter dem vorigen Gemälde.

70. Christus hält mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl des Osterlammes, bricht das Brot, und saget Dank. (Radirt, Anh. Nr. 5.) 1781. Unter dem vorigen.

71. Maria, Jesu Mutter, bringt zwei junge Tauben zum Reinigungsopfer in den Tempel, und hat ihr neugebornes Kind auf den Armen. (Radirt, Anh. Nr. 1.) 8; 4. 1782. Babay in der Ukraine, in der Griechischen Kirche. Nebst den 3 folgenden, von gleicher Größe und gleichem Jahre.

72. Christus spricht zu seinen Jüngern: Ich bin der Weg, Niemand kömmt zum Vater als durch mich. (Radirt, Anh. Nr. 2.)

73. Die

73. Die Auferstehung Christi.

74. Der Fall der bösen Engel.

75. Christus wird ins Grab gelegt. Seine Mutter, Johannes, Maria Magdalena, und einige andre Personen, folgen nach. Joseph von Arimathia hilft den Leib in Leinewand wickeln. Nikodemus schüttet Myrrhen und Aloe darauf, und läßt sich noch mehr Spezereien nachtragen. Der vorderste Träger hält eine Fackel, die Felsengruft zu erleuchten. Ein Knecht faßt den Stein an, der vor den Eingang gewälzt werden soll. Die von dem Haupt des Erblaßten abgenommene Dornenkrone hängt an der Handhabe einer Wasserurne, woraus man den Leichnam scheint gewaschen zu haben. (Radirt, Anh. Nr. 8.) 11; 7. 1782. Frankfurt an der Oder, in der Unterkirche.

76. Hannibal schwört als Knabe, ein unversöhnlicher Feind der Römer zu sein. 6; 4. 1782. Warschau, für Herrn von Urbanofski.

77—80. Die vier Elemente. Die Erde, als Cybele, die an ihrer Mauerkrone und einem Löwen zu erkennen ist, und Feld- und Gartenfrüchte trägt. — Das Wasser, als eine mit Schilf bekränzte Flußgöttinn, die aus ihrer Urne Wasser gießt, ein Ruder und ein Netz mit Fischen hält, und den einen Fuß ins Wasser setzt. — Die Luft, als Juno, welche

welche an einem Pfau zu erkennen ist, und deren Locken und Gewand im Winde flattern. Sie tritt auf Wolken. — Das Feuer, als Vesta, mit einem großen Gefäße voll glühender Kohlen. — Diese vier Elemente sind auch noch durch ihre Gewänder unterschieden. Die Erde hat ein gelbes Unterkleid, und ein grasgrünes Gewand darüber; das Wasser, ein meergrünes; die Luft, ein blaues Gewand; und das Feuer trägt ein rothes Unterkleid. (Radirt, Anh. Nr. 29 - 32.) Sämmtlich 6; 3½. 1782. Remplin im Meklenburgischen, im marmorirten Saale des Erbmarschalls, Freiherrn von Hahn.

81, 82. Der Frühling und Sommer. — Der Herbst und Winter. — 4; 3. 1782. Ebendaselbst, über zwei Kaminen.

83. Christus betet mit gerungenen Händen am Oelberge. Die Jünger in der Entfernung schlafen. Der Engel, der ihn gestärkt hatte, kann den Anblick seiner Seelenangst und seines blutigen Schweißes nicht ertragen, und verhüllt sich mit der Hand das abgewandte Angesicht. 8; 4. 1783. Brieg, in der Evangelischen Kirche.

84. Ein Sterbender, von der Geduld unterstützt, erblickt in den Wolken die Hofnung, welche ihm die Ewigkeit zeigt. Ein Gedächtnißgemälde

mälde auf den Inspektor Anhalt. 9; 6. 1783. Ratenau, in der Kirche.

85. Edler Abzug der Weiber aus Weinsberg. (Radirt, Nr. 91.) 9; 5. 1783. Ein Wandgemälde im Landhause des Herrn von Hahn zu Remplin (man s. Nr. 77.) Nebst den zwei folgenden, von gleicher Größe und gleichem Jahr.

86. Bogislav X, Herzog von Pommern, wehrt sich in einem Seegefecht mit dem Bratspieß. (Radirt, Nr. 99.)

87. Der entführte junge Kaiser Heinrich IV entspringt aus dem Schiff. (Radirt, Nr. 92.)

88. Maria Magdalena salbt Christus vor seinem Tode. 6; 5. 1785. Moskau, für Herrn von Scherbenin; nebst den beiden folgenden vom gleichen Jahr.

89. Christus giebt sich den beiden Jüngern zu Emaus zu erkennen. (Radirt, Nr. 37.) 4; 5.

90. Die drei Parzen, nebst dem Genius der Gesundheit. Eine etwas veränderte Vorstellung des Gemäldes Nr. 56.

91. Christus erweckt Lazarus, in Gegenwart vieler Zuschauer. (Radirt, Anh. Nr. 4.) 7; 11. 1785. Prenzlau, in der Marienkirche.

92. Herzog Leopold von Braunschweig, welcher in der ausgetretenen Oder bei Rettung der

Nothleidenden ertrunken war, wird wiedergefunden und von den Schiffern aus dem Wasser gezogen. (Ist von Meno Haas in Kupfer gestochen, und vom Hofmaler Bock in schwarzer Kunst herausgegeben.) 6; 8. 1786. Frankfurt an der Oder, in der Hauptkirche.

93. Das Leiden Christi am Oelberg. Ein Altarblatt. 6; 4. 1787. Deutsch Iglau in Preußen.

94. König Friedrich Wilhelm II hält mit der einen Hand ein Steuerruder, welches mit einem Oelzweig umwunden ist, und drückt mit der andern eine Wagschale ins Gleichgewicht, welche die neben ihm schwebende Gerechtigkeit hält. In der einen Schale liegen Krone und Zepter, in der andern eine Pflugschar und ein Hirtenstab. 7; 4. 1787. Königsberg in Preußen, auf dem Rathhause.

95. Agrippina, mit der Asche ihres Gemahls Germanikus, steigt zu Brundusium ans Land. 6; 8. 1787. Für Herrn Lübeck in Königsberg (man s. Nr. 56). Nebst den fünf folgenden Gemälden.

96. Der tödlich verwundete Darius wird von einem Soldaten Alexanders mit einem Helme voll Wasser getränkt. 6; 5. Gleiches Jahr.

97. Monime wirft ihr zerrissenes Diadem weg, womit sie sich hatte erwürgen wollen, und greift nach dem Dolch. Ebenso.

98. Die drei Grazien. Hymen reicht den, welche den Winkel hält, einen Myrtenkranz. 6; 4. 1788.

99, 100. Die fünf Sinne, in zwei Gemälden. 3; 4. 1788.

101. Der auferstandne Christus erscheint Maria Magdalenen. 6; 7. 1788. Wartenberg in Schlesien.

102. Christus betet am Oelberge: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! 8; 4. 1789. Namslau, in der neuen Evangelischen Kirche.

103. Die Weisheit, als Minerva, zeigt dem Königlichen Jüngling den Tempel der Ehre. Das Vergnügen will den Jüngling zurückhalten. Ueber dem Tempel schweben Genien mit Lorbeerkränzen und Siegeszeichen. Ein Deckenstück. 20; 18. 1790. Potsdam, in dem Neuen Königl. Hause am Heiligensee.

104. Viele Genien beschäftigen sich mit dem großen Schilde und dem Helme Minervens. Am Schilde ist der Medusenkopf; auf dem Helme, die Sphinx, das Sinnbild der Weisheit. Deckenstück. 20; 18. 1790. Daselbst in dem Parolezimmer.

105, 106. Der Genius der Tapferkeit trägt Herkuls Keule und Löwenhaut. — Ein Genius

des Krieges trägt des Kriegsgottes Schild und Schwert. — 4; 3. 1790. Ueber den beiden Thüren des nehmlichen Zimmers.

107. Neptun wirft seinen Dreizack nach einem Meerungeheuer. Ein Deckenstück im mittlern Felde. 8; 5. Geschichten von Meergöttern und Meergöttinnen, in 25 andern Feldern der Decke, als Basrelief gemalt. 1790. In dem Marmorsaal des genannten Königlichen Hauses.

5.

Einige Briefe über Polen und Preußen.

Geschrieben im Sommer 1791.

(Fortgesetzt; man s. August 1792, S. 166, f.)

XIII.

Nicht ohne Grausen geht man in die Marienkirche *), betritt man den innern Hof des Rathhauses, sieht man das Jesuiterkollegium nebst der nahestehenden Mariasäule, wenn man an die Blutscenen des J. 1724 denkt. So triumphirend zeigte sich nicht leicht, in neuern Zeiten! und öffentlich! der Jesuiten Herrschsucht, welche boshafte Ränke

*) Zu Thorn.

Ränke und schreiende Gewaltthätigkeit zu ihrem Zweck anwendet; der Jesuiten Rachsucht, welche nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt wird. Nicht immer suchten sie bloß heimlich zu verfolgen und zu morden: wenn sie es nöthig hielten, traten sie auch in voller Rüstung auf, um durch schreckende Beispiele der Welt zu zeigen, was sie vermögten; und was vermogten sie, leider! nicht? *)

Thorn ward im 13 Jahrhundert von Deutschen angelegt und bevölkert; im 16 Jahrhundert nahm es, gleich dem übrigen nördlichen Deutschland, die Evangelische Religion an. Aber die Katholische Geistlichkeit, bald genug von den Jesuiten unterstützt, welche schon am Ende des letztgenannten Jahrhunderts in Thorn einzudringen wußten, ermüdete nicht — unter dem Schutz der finster-orthodoxen Polen — die Rechte der Protestan-

*) Ihre zur Unterdrückung der Protestanten in Polen angewandte Macht erinnert natürlich an ihr gleiches — noch immer fortdaurendes — Verfahren in Deutschland. Um dies recht kennen zu lernen, giebt es wenig so gründliche, so ächthistorisch geschriebene Bücher, als die „Neueste Geschichte „der Reformirten Kirche in der Untern Pfalz, aus „ächten Quellen erläutert. Dessau, 1791." In Großoktav.

testanten zu kränken. Umsonst hatte K. Sigismund II diesen Letztern durch feierliche und von seinen Nachfolgern vermittelst der Pakta Konventa beschworne Privilegien (1558) das Simultanrecht an der Johanniskirche zuerkannt; der den Jesuiten blind ergebene Sigismund III *) entriß es ihnen 1593 durch einen Machtspruch. Umsonst sicherte ihnen jenes Privilegium, und selbst der Frieden zu Oliva (1660), die Jakobskirche; der elende Johann Kasimir, welcher als Kardinal den Thron bestieg und ihn wieder verließ um Abt zu werden, raubte ihnen dieselbe mit Gewalt. — So blieb ihnen, in der Stadt, nur noch die Marienkirche; und doch war Thorn, dem regierenden und dem größten Theile nach, ganz protestantisch. Dies war nehmlich der gesammte Magistrat; dies war der bei weitem zahlreichere und bessere Theil der Bürgerschaft: während das meist Polnische Gesinde, und Viele vom gemeinen Mann, sich zum Katholischen Glauben bekannten.

Leicht konnten sich die Jesuiten von ihrem Freunde Sigismund III bereits 1593 die Erlaubniß auswirken, in Thorn Beichtstühle und Erziehungsanstalten — ihre beiden großen Hebel zur Lenkung der Erwachsenen und der Jugend — an- [illegible]

*) May s. Junius, S. 565, f.

zulegen. Aber schwer ward es ihnen, den Widerstand dieser freien Stadt und der mit großen Vorrechten begabten Landschaft des Polnischen Reiches zu überwinden. Man kannte hier die Jesuiten; man war sorgsam treu in Erhaltung seiner Rechte, man war gewissenhaft bedächtlich wegen der nachtheiligen Folgen für die Zukunft. Der brave Stroband *), weder durch Gleißnerei noch Drohungen zu bewegen, widerstand ihnen männlich; die Stadt legte zu wiederholten malen Protestazionen bei dem Könige und bei dem Reichstage ein; es kam ein paarmal zu Aufläufen des Volks wider sie; das ganze Land Polnisch-Preußen nahm Antheil; die Ritterschaft der Woiwodschaften Kulm und Marienburg übergab Vorstellungen bei Hofe gegen sie; selbst die der Stadt feindlichen Waffen der Schweden dienten zum Schutz wider die Jesuiten. Sie zögerten indeß, und kamen, und wichen, und kamen wieder, und wurden wiederum vertrieben. So dauerte es ein Jahrhundert hindurch. Mit der unerschütterlichen Beharrlichkeit einer — Fliege, kehrten sie immer zurück; und wurden nicht müde, ihre Dienste einem Orte anzubieten, welcher dieselben nicht haben wollte. Endlich ermatteten die Gegner;

*) Man s. August, S. 173.

ner; der Orden siegte ob, und erhielt 1699 ein stattliches neugebautes Kollegium.

Schon dieser lange Kampf erbitterte die Gemüther. Dazu kamen in der Folge noch mehrere Ursachen. Ein Orden, der es sich so sauer hatte werden lassen, einen Platz zu neuer Thätigkeit zu erringen, wollte auf diesem Platz wahrlich nicht müssig sitzen; und seine Wirksamkeit konnte sich doch nicht füglich, als mit Beschränkung Anderer, äußern. Auch beschuldigte man die Jesuiten immer neuer Eingriffe in Religions- und Schulsachen. Sie lockten z. B. ältere Protestanten an sich; sie entführten Kinder. Die Gerechtigkeiten der Stadt wurden durch sie geschmälert, da sie Pfuscher bei sich hegten, Bier und Branntewein braueten, Konsumtibilien angeblich für ihre adliche Jugend kommen ließen und dann verkauften, die Innungen zwangen Katholische Handwerker aufzunehmen, den Magistrat stets mit Intercessionen und Beschwerden behelligten, u. s. w. Daß ihre studierende Jugend — die Personen des ersten Akts im folgenden Trauerspiel — sehr ungezogen war, läßt sich begreifen. Man denke sich rohe Polnische Edelleute, mit allen Vorurtheilen des Standes gegen die Bürger, der Nazion gegen die Deutschen, und der Religion gegen die Prote-

stanten

stanten ausgerüstet; als kecke, und zum Theil reiche Jünglinge, in der Fremde, von ihren Aufsehern geschont, von den friedlichen Stadtbürgern gefürchtet; als sogenannte Studenten, welche das Recht haben einen Säbel zu tragen; als Jesuitische Studenten: wie sollten sie nicht Troz und Hohnneckerei gegen die Lutherschen Gymnasiasten, und mitunter auch wohl gegen die Einwohner selbst, und gegen die Stadtwache, üben?

Auch an gelehrten Hohnneckereien ließen es die Herren Patres nicht fehlen, in anzüglichen Schriften gegen die Evangelische Religion und gegen die dortigen Geistlichen. Dagegen waren sie mit den lächerlichsten Censurbeschwerden zur Hand, wenn ihrer Meinung nach die Protestantischen Gelehrten die Preßfreiheit gemißbraucht hatten *). —

o) In der lezten Klaarede eines Jesuiten, den 31 Oktob. 1724, vor der Kommission in Warschau, wird unter andern gegen die Thorner Protestanten so deklamirt: „Sie haben eine hohe Schul angerichtet; „sie ziehen an sich die allergiftigsten Lehrer und Schü„ler aus Berlin, Hamburg, Leipzig, und aus an„dern bösartigen Ländern. Der heilige Glauben „leidet hierunter gewaltig, u. s. w. — Sie ha„ben auch eine Druckerei angelegt. Die Drucke„rei ist ein immerwährendes Archiv und Schuz der „Sekte; ein stummes Maul, das über viele Jah„re noch schreiet. Dieser stumme Rachen wird „nicht aufhören, in den zukünftigen Zeiten zu plau„dern.“ (Freilich sehr wahr, und sehr schreckend für

Ein sehr langdaurender und sehr ärgerlicher Rechts-handel hatte auf diese Weise gegen den Rektor Arnd und den Senior Geret Statt; wobei die ehrlichen Polen ganz treuherzig glaubten, daß, weil der Erste auf den *Pontifex maximus* Caiphas, und der Zweite auf die famosa *Parasitorum* gens geschimpft hatte, jenes den Päpstlichen Hof, und dieses (als namentlich die Pariser nennend) die Krone Frankreich beleidigen müsse. Beide brave Männer, so sehr auch der Präsident Rösner sie unterstützte, so sehr auch Vernunft und Recht auf ihrer Seite waren, mußten flüchten; aber sogleich fanden sie in dem aufgeklärten Lande Schutz und Aufnahme, wo schon so manches Opfer fanatischer und Jesuitischer Wuth Zuflucht gefunden hat und künftig finden wird: im Brandenburg-Preussischen!

So war Alles, gewiß mit Grunde, gegen die Jesuiten aufgebracht: der Rath mit dem Präsident Rösner an seiner Spitze, die Geistlichkeit, die Gelehr-

für jedes böse Gewissen!) „Derohalben erfordert „die Angelegenheit des Katholischen Wesens, und „die heiligen Gesetze dieser Krone, daß durch Sie, „Gnädige Herren, dieses Gymnasium mit dem „Fluch der Vergessenheit vertilgt, und die Drucke-„rei durch Ihren heiligen Ausspruch aufgehoben „werde!! "" Man s. Erläutertes Preussen, Bd. III, S. 66, 67, f.

Gelehrten, die Bürger, die Handwerker, und selbst die unbedeutendsten Einwohner der Stadt, bis auf die Schulknaben herab. Wer wird aber läugnen, daß, bei dieser Stimmung der Gemüther, nicht auch Beleidigung und Unrecht gegen die Jesuiten oftmals ausgeübt sein mag? — Wenn so viel feuerfangender Stof von beiden Seiten gehäuft liegt, so bedarf es nur eines geringen Funkens, um die fürchterlichste Explosion zu bewirken. Was dann geschieht, wird der nicht einseitige Philosoph nach allen veranlassenden Ursachen prüfen; der weise Staatsmann, durch vermittelte Nachgebung beider Parteien, durch bestimmter gesteckte Gränzen von beiden Seiten, auf die Zukunft verhüten, und für die Gegenwart mit kluger Amnestie bedecken; der strenge Jurist mag jeden Umstand genau erörtern, und jeden Schuldigen strafen; — aber, Fehler zu Verbrechen übertreiben, Blutschuld erkünsteln um der Rachsucht zu fröhnen, das kann nur der Lojolit.

Der zündende Funken fiel den 16 Jul. 1724. Es ward ein gar armseliges Fest, des sogenannten Allerheiligsten Skapuliers, mit einer Prozession auf dem Jakobskirchhofe gefeiert. Ein Polnischer Jesuiterstudent mißhandelte einige Evangelische Zuschauer, welche nicht knieen wollten. Uebermüthig

kam

kam er, mit Mehrern, ein paar Stunden nach der Prozession wieder auf den Kirchhof, wo er einige Menschen traf und angrif. In der Schlägerei behielten die Studenten die Oberhand. Es lief mehr Volks zusammen; endlich kam die Wache, und führte den Urheber des Lärmens gefangen fort. Sogleich eilten die Studenten mit ihrer Beschwerde zu dem Präsidenten; dieser wies sie an den Burggraf *); und dieser (es war Sonntag) auf die Untersuchung am morgenden Gerichtstage. Sie mußten es sich endlich gefallen lassen, und kehrten in ihr Kollegium zurück.

Es war vielleicht unvorsichtig, daß man nun (den 17 Jul.) beschloß, die Sache erst in der nächsten Rathssession vorzunehmen. Die zum Bescheid bestellten Studenten erfuhren mit Verdruß diesen neuen Aufschub; und fingen gegen Abend in der Stadt neue Händel an. Auch hier ward ihr Rädelsführer in die Wache genommen. Sofort rüsteten sie sich zu einem größern Tumult, um sich selbst Recht zu schaffen; wollten erst die Wache stürmen, suchten dann ihre gestrigen Feinde auf, und nahmen endlich einen Lutherschen Gymnasiasten, als Geisel, triumphirend in ihr Kollegium. Vor demselben versammelten sich nun die andern Stadtschüler,

*) Man s. August, S. 173, f.

schüler, und das müssige Volk; ein Rathssekretarius suchte um schleunige Herausgabe jenes Gymnasiasten an, welches der Pater Rektor verweigerte: dies zog immer mehr Zuschauer hin. Die Handwerksbursche kamen gerade, am blauen Montag, vom Biere; sie thaten den Schülern den Vorschlag, ihren Kameraden selbst zu befreien: man erbrach die Thüren der Jesuiterschule, und holte den Knaben heraus. Die Studenten, welche sich theils auf das Dach und in die Rinnen, theils in das angränzende Kollegium retten mußten, mogten natürlicher Weise sich zur Wehre setzen (sie sollen mit Steinen geworfen, und sogar geschossen haben); sie zogen itzt ihre Klocke (erwiesnermaßen ihre Stunden- und keine Sturmklocke). Der Luthersche Pöbel, einmal schon in Unfug gerathen, lange im Herzen erbittert, und itzt vielleicht gar aufgehetzt, stürmte aufs neue die Jesuiterschule, drang von da in das Kollegium, zerschlug in den Zimmern die Fenster, zerbrach die Tische, Stühle und andre Möbeln, machte von diesem Holzwerk ein großes Feuer auf der Straße vor der Schule, und ward endlich mit Mühe gegen Mitternacht von der Miliz aus einander getrieben. — Von rechtlichen Bürgersleuten war Niemand bei dem Tumult. Einige Menschen wurden verwundet, Keiner getödtet.

Freilich ein schändlicher Unfug in einer ordentlichen Stadt; eine schreckliche Beeinträchtigung der persönlichen Sicherheit und des Eigenthums! Indeß weiß man schon, und sieht es selbst aus der vorigen Erzählung, daß damals die Städte, zumal in den Gegenden, in Polizeianstalten noch ziemlich zurück waren. Und kann denn selbst anitzt eine größere Sorgfalt und ein stärkeres Militare alle Studententumulte und alle Ausschweifungen des sich zusammenrottenden Pöbels verhüten? Auch mogte Anfangs der Magistrat eine kleine Züchtigung der übermüthigen Jesuiten gerne gesehn und daher zugelassen haben; nachher aber nicht im Stande sein, dem empörten Strome einen Damm zu setzen. Noch tadelnswehrter betrug sich derselbe an den folgenden Tagen. Es wurden zwar die Thore gesperrt; allein, gegen Pässe und sonst, Jeder ausgelassen wer wollte. Es wurden zwei hart gravirte Schüler eingezogen, aber nach ein paar Tagen wieder freigegeben. Es wurden einige verdächtige Personen examinirt; aber alles dies geschah so leicht, so ganz nur zum Schein, daß die Hauptthäter, und selbst Manche die gerne als Hauptthäter erscheinen wollten *), sich öffentlich ihrer Tapferkeit

*) Einer dieser Prahlhänse war erweislich damals gar nicht in Thorn gewesen. Seine Grossprecherei aber

pferkeit bei dem Tumulte rühmten. An Besänftigung der Jesuiten, an Erbietung eines Schadensersatzes, einer Wiederaufbauung dachte vollends Niemand. Man wollte das Vergnügen haben, die Jesuiten erst klagen und ansuchen zu hören.

Wenn die strenge Wahrheitsliebe der unpartelischen Geschichte dies Benehmen des Magistrates rügen muß *); mit welchen Farben muß sie dann die blutgierige Wuth der andern Partei schildern, wodurch diese Begebenheit einen Ausgang erhielt, der, wenn auch alles Versehen wahre Schuld gewesen wäre, nie hätte Statt finden dürfen?

Daß die Jesuiten hingegen das größte Lärmgeschrei erregten, die Geschichte in mehrern Schriften auf empörende Weise dem Publikum vortrugen, ihre verwüsteten Zimmer, zerschlagenen Oefen u. s. w. geflissentlich zur Schau legten, eine Menge zum Theil von ihnen selbst zerfetzter Heiligenbilder

im

aber galt nachher gegen ihn für einen Beweis, und er mußte eine große Geldstrafe erlegen.

*) Ich rede nehmlich von dem was die Gerechtigkeit erfordert hätte. Allein auch gegen die Klugheit verstieß es, daß man so kalt und gleichgültig handelte, mit den Jesuiten kein Abkommen traf, ihre Druckschriften nicht widerlegte, gegen ihre Stafetten nach Warschau keinen Gegenbericht schickte, ja im weitern Verlauf der Sache nicht einmal die angesehensten Männer des Raths, sondern unbedeutendere Personen hinsandte.

im Reiche herumschickten, in Predigten Gottes Rache gegen die Schänder seiner Ehre aufriefen, Fasttage anstellten, eigene Litaneien auf diese Begebenheit herausgaben, Wunderwerke von blutendem Holze erzählten; daß sie Ohrenbeichte, und noch schlechtere Mittel, zur Lenkung der Gemüther und Gewinnung von Zeugen gebrauchten: wer, der die Jesuiten kennt, weiß dies nicht schon von selbst? — Sie hielten den Vorfall für die bequemste Gelegenheit zur Erfüllung ihrer lange gefaßten Wünsche: den Evangelischen die beste Kirche und das Gymnasium zu entreißen; sich an dem gegen sie widrig gesinnten Magistrat, in der Person seines ersten Mitgliedes, blutig zu rächen; durch einige andere harte Strafen sich in allgemeine Furcht zu setzen; den Katholischen einen Theil an der Stadtregierung zuzuwenden; und überhaupt die Vorrechte der Polnisch-Preußischen Städte zu schwächen. — — Was alles dies für Zusammenhang mit der Zertrümmerung einiger Möbeln in einem Schulhause habe, war freilich schwer einzusehn. Allein, was kann ein Jesuiterkopf nicht verbinden!

Zwar ist eine Schule und ein Kollegium bekanntlich keine Kirche oder ein sogenanntes Gotteshaus; zwar können Jesuiterstudenten auf keine Weise bestellte Diener des Herrn heißen; zwar scheint es

unmög-

unmöglich, daß Augspurger Heiligenbilder Repräsentanten der Gottheit sein sollten. Indeß redete die Klagschrift — und leider! auch schon die erste Citazion, welche von „Empfangung verdienter „Strafe" sprach, ehe noch die beklagte Partei gehört war — von Kirchenraub, von Gotteslästerung, von Beschimpfung der Religion, von Schandthaten gegen die Vorrechte der Geistlichkeit, und also freilich gegen die Ehre Gottes. Denn, die Hochehrwürdigen Patres waren beleidigt: folglich war Tugend, Moralität, und Religion mit Füßen getreten. Ein paar Kupferstiche und Holzbilder der Jungfrau Maria sollen beschädigt worden sein: nun aber ist Maria die Mutter Gottes; und daß sie nicht Gott selbst, nicht die vierte Person der Gottheit ist, liegt wenigstens nicht an den Jesuiten. Folglich hieß, bei den Richtern selbst, diese Sache nun ein „Prozeß Gottes." Man suchte die unsinnig harten Gesetze gegen das Majestätsverbrechen, so wie die Römischen Tyrannen sie gegeben hatten, hervor *); man verstärkte

*) Was die sogenannte Beschimpfung der Bildnisse betrift, so weiß man aus der Geschichte, daß es zum Verbrechen angerechnet ward, mit Münzen, welche des Kaisers Bild trugen, in der Tasche, auf das heimliche Gemach gegangen zu sein — Ja man fand nöthig, im Gesetzbuche selbst zu verord-

 nen:

stärkte den Begrif noch, indem man von einem göttlichen Majestätsverbrechen redete; und rechtfertigte nun, nach der Analogie der l. 7. D. ad leg. Jul. majest., die Unregelmäßigkeiten bei diesem Prozeß. Statt von Störung der Ordnung, von Eingrif in Eigenthum, von Beraubung welche mit den gewaltsamsten Thätlichkeiten begleitet war, zu reden, mischte man Gott selbst ins Spiel: erniedrigte ihn erst zu einem Menschen, welcher für sich oder seine Verwandten durch solche Armseligkeiten sich beleidigt fühlte; erhob ihn dann wieder zu einem menschlichen König, dessen Beleidiger härter zu bestrafen wären; und stellte ihn zugleich so ohnmächtig vor, daß er sich nicht selbst Recht und Ansehn schaffen könne, und so blutdürstig, daß der Kronkanzler, bei Publizirung des schrecklichen Urtheils, in einer zierlichen Rede am Ende der Session „Gott um Vergebung bat, indem dieses „menschliche Urtheil freilich seinem göttlichen Gerichte noch keine Satisfaktion geben könne."

Nicht genug aber, daß die Beleidigung der Jungfrau Maria mit Blute mußte abgebüßt werden;

nen: daß dem kein Majestätsverbrechen zur Last zu legen sei, welcher eine veraltete Statue des Kaisers ausbessere; oder welcher von ungefähr, beim Werfen, mit einem Stein an des Fürsten Bildniß treffe. L. 5 ad leg. Jul. majest.

den; sie bedurfte auch einer Ehrenerklärung, und einer Schadenersetzung. Zu dem ersten Zwecke, war eine marmorne Säule, der heil. Jungfrau zu Ehren nahe am Kollegium aufgerichtet, erforderlich. Der andern Absicht wegen, war nichts billiger, als daß die in Protestantischen Händen befindliche große Marienkirche nun den rechtgläubigen Katholischen eingeräumet würde. — Was die Strafe betraf, so war die Hinrichtung von gemeinen Bürgern nicht hinreichend; man brauchte einige Zeugen von weltlichen Brüdern aus dem Orden und von Studenten, um zu beweisen, daß der Magistrat diesen Lärm angestiftet habe, damit die Ersten der Obrigkeit selbst ihr Leben lassen müßten. Und, damit solche Gottes- und Göttinn- lästerliche Kirchenräuberische Handlungen nicht mehr vorfallen könnten, mußte allerdings auf Besetzung des Rathes dieser Protestantischen Stadt mit Katholischen Gliedern gedrungen werden.

Dies forderten die Jesuiten, und — zum Erstaunen von Europa — erhielten es. Kein Wunder, daß sie es forderten. Auch mußte es jeden Menschenkenner wenig Wunder nehmen, daß die Richter, ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Menschengefühl, so erkannten. Wohin kann ein abergläubisch-orthodoxer Eifer, die katholische Religion

 auszu-

auszubreiten, ein noch abergläubischeres Vertrauen auf die Heiligkeit und Wahrhaftigkeit der Jesuiten, ein regelloser Ehrgeiz sich bei seinen Glaubensgenossen in Ruhm und Ansehn zu bringen, und endlich Privatleidenschaft und Nazionalvorurtheil, nicht Menschen, wenn sie auch sonst gutmüthig und verständig sind *), bringen? — Allein, daß ein weichherziger und selbst vordem Protestantischer König (August II) dies schreckliche Urtheil bestätigte; daß die Polnische Nazion, welche doch mit Recht den Krieg scheuen mußte, sich an die nachdrücklichsten Vorstellungen des Preussischen, Schwedischen, Dänischen, Russischen Hofes **) nicht kehrte, sondern lieber

*) Von dieser Bezeichnung ist jedoch der hartherzige und abergläubische Fürst Georg Lubomirski auszunehmen. Mit Schande und Abschen wird dieser Sache wegen sein Namen auf die Nachwelt kommen.

**) Diese und mehrere Mächte waren bei der Sache des Olivischen Friedens wegen interessirt, durch welchen den Polnisch-Preussischen Städten der ruhige Besitz ihrer Privilegien sowohl in geistlichen als weltlichen Sachen zugesichert war. Die Vorschreiben gingen sämmtlich dahin: „Man möge doch, „um einiger wenigen Privatpersonen willen, die „sich etwa vergangen hätten, nicht eine ganze Kommune und Stadt ruiniren; noch weniger unschuldiges Blut vergießen; oder die Evangelischen in „Thorn um ihre wohlerworbnen, und durch den „so theuer beschwornen Olivischen Frieden bestätigten, Freiheiten und Rechte zu bringen: sondern die „Sache durch eine aus unparteiischen Leuten von „beiden Religionen bestehende Kommission aufs neue „unter-

lieber blindlings dem bitterſten Religionshaß fröhnte: das mußte freilich Wunder nehmen. — O Popery, what haſt thou to anſwer for!

Der 7te Dezember war der Exekuzionstag. Der Präſident Rösner *) ward auf dem innern Platze des Rathhauſes enthauptet. (Dem Vizepräſidenten Zernecke **) ward das Leben geſchenkt.) Fünf Bürger verloren ihr Haupt auf dem Schafot; vier andern ward noch dazu die rechte Hand abgehauen, ihre Körper verbrannt, und die Aſche in die Luft geſtreuet. Kleinere Beſtrafungen, die enorme Schadenberechnung, und die drückende Laſt zweier Kommiſſionen, übergehe ich. Auch übergehe ich, was ſich von ſelbſt verſteht, daß von katholiſcher Seite kein Einziger als erſter Veranlaſſer des Lärms beſtraft ward. — Die trefliche Marienkirche

„unterſuchen laſſen, den Beklagten Zeit und Raum „zur Ausführung ihrer Unſchuld verſtatten, auch die „im Urtheil beſtimmte ſchwere und das Vergehen „weit überſteigende Strafe mildern, u. ſ. w." Alles umſonſt! — Die Sache würde indeß bedenklichere Folgen gehabt haben, wenn nicht Kaiſer Peter I (1725, den 8 Febr.) geſtorben wäre, und die andern Mächte ihre Blicke mehr nach dem Weſtlichen Europa gerichtet hätten.

*) Er war 1658 zu Züllichau geboren.

**) Verfaſſer der „Thorniſchen Chronik," welche zum zweitenmal 1727 im Haudiſchen Verlage zu Berlin in Quart aufgelegt iſt.

kirche *) ward den Jesuiten eingeräumt. — Seitdem haben die Protestanten in der eigentlichen (der Alt-) Stadt gar keine Kirche, keine Schule mehr. — Der Magistrat und die Schöppenstühle sind zum Theil mit Katholiken besetzt. — So wurden die Privilegien dieser alten freien Stadt aufs bitterste gekränkt. — Und, zum charakteristischen Zeichen Jesuitischer Unterdrückung, ward am Ende den erschrockenen Einwohnern noch verboten, „über die geschehene Sache öffentlich weder zu „schreiben noch zu reden.“ — Aber, zum ewigen Denkmal des Jesuitischen Triumphes über Gut und Blut, über Gerechtsame, Religion, und Denkfreiheit, prangt die Maria-Bildsäule nahe bei dem ehemaligen Kollegium.

* * *

Welche Empfindungen müssen wohl einen Thorner, müssen jeden Patrioten und Menschenfreund ergreifen, wenn er itzt so laut, und von mehrern Seiten her, von der Wiederherstellung des Jesuiterordens in Polen, in Italien, in Deutschland, reden hört!

*) Man s. August, S. 176.

XIV.

Mit innigem Vergnügen wanderte ich auf dem zerstörten alten Schlosse herum, wo die Deutschen Ritter ihre Residenz hatten. Der Platz auf der Anhöhe, wovon ein Theil des Walles noch steht, war sehr wohl gewählt. Das Schloß lag gerade da, wo die (durch eine Mauer und durch einen Bach gesonderte) Alt- und Neustadt sich scheiden, und wo die große Weichselbrücke vom Thore abläuft; alle diese Gegenden beherrschte es. — Hoch, fest, wohlgelegen, und groß, waren auch alle andern Schlösser der Kreuzherren, deren Ueberbleibsel man noch in so vielen Städten des Preussischen Landes findet.

Solche Trümmer erwecken auf das lebhafteste die Bilder der Vorzeit. Wer kann diese Ruinen betreten, ohne daran zu denken, welche Menschen hier vor sechstehalb bis viertehalb hundert Jahren wohnten, herrschten, fochten, praßten? Hier wandelten sie also, die stolzen und kühnen Männer: mit ihrem feierlich geweihten Schwert, mit ihrem schwarzen Kreuz auf weißem Mantel und weißem Schilde, welchem (wie sie wähnten) nichts widerstehen durfte. Von hier blickten sie nach dem kultivirteren Europa, von wannen sie kamen, zurück; und

und vorwärts, auf das Land der Heiden hin, welches sie noch nicht kannten, aber als ihr Eigenthum erobern wollten. Denn ihrem Glauben und ihrem Arme mußte, vom Jordan bis zur Weichsel, jeder Unchrist sich unterwerfen. Zu noch rechtskräftigerem Bestande, schrieb Kaiser Friedrich II ihnen 1226 einen Schenkungsbrief auf Preussen, die Päpste aber nur Belehnungsbriefe, wobei sie das Eigenthum sich selbst vorbehielten *); ohne daß doch die uralten Einwohner des Landes, welche weder das heil. Rom, noch das heil. Römische Reich kannten, etwas davon wußten oder ahneten.

Mit seinem dreifachen Aristokratismus: dem ritterlichen, dem religiösen, und dem militärischen, war dieser Orden dennoch nicht unwohlthätig für seine Zeiten. Er verfeinerte den wilden und ordnungswidrigen Sinn der rauhen Nordbewohner; er flößte einige Grundsätze von Treue, Gerechtigkeit und Menschlichkeit ein. Selbst das Herumwandern zu sehr entlegenen Gegenden, vom Oriente bis zur Ostsee, klärte den Verstand und die Denkungsart auf; selbst die Gemeinschaft zwischen Religion und Waffen milderte den zu strengen Einfluß beider, und verbreitete den Keim zu edler Gesinnung. — Aber, als auch in bessern Zeiten

sich

*) Berl. Monatsschr. 1785 Mai, S. 451.

sich die Ritter noch im ausschließenden Besitz alles Guten wähnten, als ihr Kriegssinn die Künste des Fleißes und des Friedens verachtete, und sich über die Gesetze bürgerlicher Gesellschaft stolz hinweghob; als sie nichts mehr zu erobern und zu bekehren hatten, und nun, bloß wegen ihrer Geburt, ihres Glaubens und ihrer Waffen, die übrige Menschheit wie Sclaven behandeln zu können glaubten; als ihr Müssiggang und ihr eheloses Leben sie zu schändlicher Ueppigkeit und bedrückender Habsucht verleitete, und sie — die Herren des Landes — sich Wollust und Tyrannei gegen ihre Unterthanen erlaubt hielten: da regte sich der Geist der freien, vorzüglich aus Deutschland eingewanderten, Einwohner; die Hälfte des Landes riß sich von den Rittern los, und die andere Hälfte segnete ihren Hochmeister *) als er selbst vom Orden abtrat.

Thorn ist die älteste Stadt im Lande Preussen. Hier schritten die Ritter über die Weichsel; hier bauten sie sich, um festen Fuß auf dem Boden der Ungläubigen zu gewinnen, schon 1231 eine Burg, zu welcher im folgenden Jahr eine Stadt angelegt ward **). — Der Fürst des benachbarten Polnischen

T 5

*) Albrecht Markgraf von Brandenburg, 1525, erster Herzog von Ostpreussen.

**) Man glaubt, daß dies da gewesen sei, wo itzt Altthorn

schen Landes, Herzog Konrad von Masovien, hatte sie zu Hülfe gerufen, als er mit den Preußen nicht mehr fertig werden konnte, welche immer als friedliche Nachbarn gelebt hatten, aber von ihm mit dem Ansinnen der Taufe, der Entrichtung des Zehnten, und der Anerkennung seiner Oberherrschaft, waren beunruhigt worden. Er wandte sich an den berühmten Hochmeister Hermann von Salza, welcher aus Palästina sich nach Cypern und alsdann nach Venedig begeben hatte. Dieser schickte (1229) erst zwei Ritter ab, um das — nachher so gesegnete, trefliche — Land besehen zu lassen, ob es wohl der Mühe verlohne, zu dessen Eroberung einen Vergleich zu schließen. Der Bericht fiel günstig aus; der Hochmeister ernannte den Bruder Hermann von Balk zum ersten Landmeister von Preussen: und Thorn ward unter demselben erbaut.

Ungeachtet der Kriegserfahrung und Tapferkeit der Deutschen Ritter, ungeachtet des Schwarmes von Menschen, welcher aus heiligem Eifer sich zu diesem Kriege drängte — denn der Papst schrieb Kreuzzüge gegen die Anbeter der heidnischen Dreieinigkeit *) an der Ostsee aus, wie gegen die

thorn liegt, eine Meile weiter den Strom herab; und daß Schloß und Stadt 1235 an den itzigen, höher gelegenen, Ort versetzt worden.

*) Die drei obern Gottheiten: Perkunas, Potrimpus, und

die Verehrer Mohämmeds in Kleinasien und Aegypten — widerstanden die eingebornen Preussen doch muthig und lange: und oft mögen die Ritter, auf diesem ihren Schlosse, bekümmert genug darüber gewesen sein. Endlich, nach mehr als 70 Jahren, mußte Alles der Uebermacht und der Grausamkeit der Christen weichen: sogar jede Spur der alten Landessprache erlosch in dem entvölkerten und unterjochten Vorderpreussen. Das mit dem Blut unsäglicher Menschen erkaufte Land gehörte nun dem Orden; der Hochmeister desselben, Siegfried von Feuchtwangen, kam (1309) selbst nach Preussen und schlug seinen Sitz in Marienburg auf.

Thorn erhob, vergrößerte und bereicherte sich indeß immer mehr, wozu seine glückliche Lage es so sehr begünstigte. Auch die andern Städte wurden durch den Fleiß ihrer deutschen Bürger wohlhabend und bedeutend; aber Thorn blieb immer die erste, sowohl am Alter, als am mächtigen Einfluß. Es trat zu dem großen Bunde der Hanse. Bald stritt es sich mit den Kreuzherren über Gerechtsame (z. B. der Brücke und der Weichselfuhr), bald wußte es sich noch mehrere Privilegien von ihnen zu verschaffen.

Vom

und Pikullus, wurden gemeinschaftlich unter einer immer grünen Eiche zu Romowe verehrt.

Vom fünfzehnten Jahrhundert an, sank der Orden. 1410 verlor er die große Schlacht bei Tannenberg gegen die Polen; und nun artete seine Thätigkeit in Müssiggang, und sein Kriegssinn in Despotie aus. Charakteristisch ist der Zug, daß 1416 ein Hochmeister — gleichsam zum Vorbilde des bedrückenden jüngern Ordens nach 300 Jahren — alle Chroniken und Geschichtbücher, welche freilich die Ungerechtigkeiten und schlechten Thaten der Ritter schildern mußten, an den Orden gegen Bezahlung abzuliefern befahl, und sie dann sämmtlich verbrennen ließ; nur Dusburg und die Ordenschronik blieben, doch wurden auch daraus verschiedene Stellen ausgemärzt. Solche Maasregeln schützen keine Regierung, sondern offenbaren nur ihre Schwäche.

Desto kräftiger vereinigte sich das Land gegen eine Herrschaft, welche durch immer neue Auflagen sich verhaßt und durch ihr Betragen verächtlich machte. Der Adel aus der Gegend von Thorn und Kulm trat (in der letzten Stadt) im Namen des ganzen Landes zusammen, und schloß 1440 den berühmten Preussischen Bund, woran alle Stände: die Städte, die Freien, die Knechte, Antheil nahmen, und sich gegenseitig Schutz und Hülfe zusagten. Die Verlegenheit der schwachen Regierung

war

war hierbei sehr groß, und man schwankte zwischen allen Mitteln einher. Bald suchte man die Stände zu beruhigen, bald wieder sie zu trennen und zu unterdrücken. Hinter einander folgten von Seiten des Ordens: Annahme des Bundes, Zutritt zu demselben, dann wieder Protestazionen dagegen, Entsetzung des nachgiebigen Hochmeisters und anderer Gebietiger, Ermordung der Vornehmsten vom Adel, Zusammenberufung der Stände, Aufschub der Versammlung, Geschrei über die leidende Religion, Anklage der Rebellen beim Kaiser, beim Papst, u. s. w. Die Entscheidungen der Fürsten fielen freilich gegen den Bund aus. Er trat aufs neue 1454 in Thorn zusammen, erklärte nun das Land für unabhängig vom Orden, und sandte dem Letztern einen förmlichen Absagebrief zu. — Das Schloß in Thorn ward erobert und zerstört; die Altstadt und Neustadt vereinigten sich itzt, unter Einem Magistrat, zu Einer Stadt.

Preussen hielt sich zu diesem Schritt berechtigt, weil der Orden die festgesetzten Regeln und Bestimmungen für seine Macht nicht mehr beobachtete, und also gleichsam den Anfang zur Abtretung von der Verbindlichkeit machte. So urtheilt der Geschichtschreiber und Staatsrechtskenner von Polnisch-Preussen, Gottfr. Lengnich, hierüber

über *). Das Land, fährt er fort, setzte sich durch diesen Abfall in den völligen Stand natürlicher Freiheit. Es konnte folglich entweder einen besondern Staat errichten, oder sich einem auswärtigen Oberhaupt übergeben. Das Erstere kam auch in Vorschlag; allein man dünkte sich zur Selbstständigkeit, gegen die Waffen der Kreuzherrn, zu schwach. Unter den mächtigen Fürsten, welchen man sich, aber auf Bedingungen, unterwerfen wollte, dachte man an die Könige von Dännemark, von Böhmen, und von Polen. Der letztere ward indeß, wegen der Nachbarschaft und wegen seiner alten Feindschaft gegen den Orden, vorgezogen. (Daß auch Polen die Bedingungen nicht hielt, die Gerechtsame des Landes nicht achtete, darüber klagt der nehmliche Lengnich laut genug.)

Nun entstand der fürchterliche dreizehnjährige Krieg, über den Besitz des Landes, zwischen den Rittern an der einen, und den Polen und Preussen an der andern Seite. Wohl wenig Kriege sind so grausam und verwüstend geführt worden. — Endlich kam es, wiederum in Thorn, 1466 zum Frieden: der Westliche Theil, oder Vorderpreussen, fiel gänzlich Polen anheim: der Oestliche,

Hinter=

*) Geschichte der Preussischen Lande, seit dem J. 1525 bis auf den Tod K. Sigismund I (Danzig, fol.) §. 1—4, oder S. 3, 4.

Hinterpreussen, verblieb dem Orden, aber unter Polnischer Lehnshoheit.

Dies Gemälde der Begebenheiten zog vor meinem Geist vorüber, als ich auf dem einsamen Schloßwalle wandelte. Welch eine Veränderung, binnen 200 Jahren (von der Mitte des dreizehnten bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts), in Religion und Sitten, in Regierungsformen und Denkart! — Durch solche Stürme treibt das Schif eines Volkes, um endlich in dem Hafen des Friedens und der Glückseligkeit zu landen. Diese Kämpfe und die folgenden waren nöthig, damit 1525 das ganze Land dem Joche des Katholizismus und des Ordens entrissen werden, damit es 1772 ganz der alleinigen Herrschaft des aufgeklärtesten und beglückendsten Staates in Deutschland anheim fallen konnte!

An dem Schluß einer solchen Periode muß man stehen, um mit ruhigem und segnendem Gemüthe das große Gewirre des Weltlaufs zu überschauen. Nur von hieraus betrachtet, erscheint das Ganze der Dinge im rechten Lichte; und was an sich selbst empörend war, zeigt sich als ein wirksames Mittel zum wohlthätigen Zwecke, als ein nöthiges Glied der schönen und festen Kette. — Möge das trefliche Land, welches ich nun bereisen werde,

werde, auf immer von Ruhe und Wohlstand besucht werden! und mögen die traurigen Geschichten der Vorzeit auf immer das Volk und die Regierung vor ähnlichen Fehltritten bewahren!

6.

Rode in Berlin.

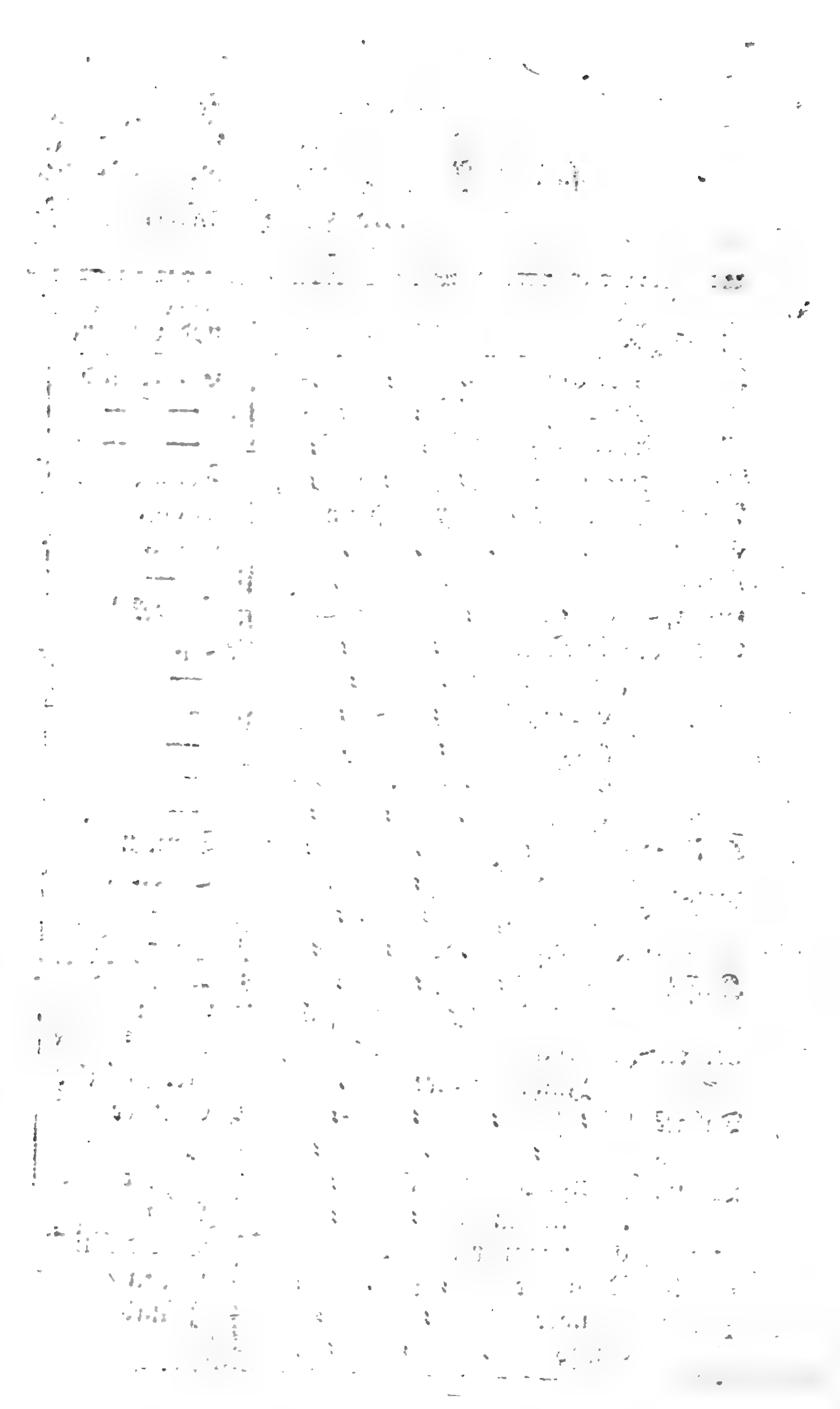
Als ich mit Hrn Prof. Ramler seine Gemälde gesehen hatte.

Rode, du Maler voll Seele, der über Empfindungen herrschet!
Leiseren Tönen des zarten Gefühls verleihst du Gestalten,
Wenn du Anakreons Hauche der Liebe mit Farben bekleidest,
Deines Ramlers und seines Katullus gefälligen Scherzen *)
Holde Verkörperung giebst, und dem äußern Sinn sie belebest;
Oder Getrenntes durch Zeit und durch Raum in die engeren Schranken
Mit verjüngender Hand, ein neuer Erschaffer, beschwörest;
Zur Vergangenheit sprichst: Sei izt und künftig und besser!;
Thaten der Größe des Geistes und Herzenadels verewigst.
Friede, du würdiger Greis, mit deinen silbernen Locken,
Die mit dem Lorbeer der Kunst die Palme der Redlichkeit schmücket!
Und Apellens Gespielinnen müssen, beim Rufe der Parzen,
Nach Elysiums Haine dich einst hinüber geleiten!

7. Aus

*) Mehrere kleine Odarien von den angeführten Dichtern hat Rode mit der Kraft seines Pinsels dargestellt.

[illegible]



Berlinische Monatsschrift

1793 April.

1.

Sechs Gedichte Katulls *)

I.

Auf den Egnatius.

Katulls neun und dreißigstes Gedicht.

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Weil Egnatius weiße Zähne führet,
Lacht er immer und aller Orten. Kömmt man
Zum Gericht, wo der Anwalt für die Sache
Des Verklagten dem Auge Thränen auspreßt:
Lacht er. Weinet beim Scheiterhaufen eines
Frommen einzigen Sohns die bange Mutter:
Lacht er. Was es auch sein mag, wo es sein mag,
Was er thun mag; er lacht. Nun diese Lachsucht

Halt'

*) Bei dieser Gelegenheit können wir unsern Lesern anzeigen, daß auf diese Ostermesse in der Frankischen Buchhandlung allhier der Katull von dem Verfasser dieser sechs Sinngedichte unter dem Titel übersetzt erscheinen wird: „Kaius Valerius Katullus in einem Auszuge, Lateinisch und Deutsch, „mit Anmerkungen." B.

Halt' ich weder für schön noch wohlgesittet.
Darum laß dich bedeuten, guter Lacher.
Wärst du Römer, Sabiner, Tiburtiner,
Feister Umbrier, brauner wohlbezahnter (1)
Lanuviler, gemästeter Etrusker,
Oder, daß ich der Meinen auch erwähne,
Transpadaner; ja wärst du jeder andre,
Der die Zähne sich reinlich (2) wäscht: Du solltest
Doch nicht immer und aller Orten lachen.
Nichts ist alberner, als ein albern Lachen.
Nun, Egnatius, stammst du aus dem Lande
Celtiberien, wo sich jeder Morgens
Zahn und blutiges Zahnfleisch mit dem eignen
Harne reibet: je saubrer nun dein Zahn ist,
Desto deutlicher sagst du jedem, daß du
Mehr Urin, als ein Anderer, verschluckt hast (3).

(1) Wohlbezahnt: ein Wort, nach der Analogie der Wörter wohlbehaart, wohlbeleibt gebildet.

(2) Auf eine reinliche Art, nehmlich mit Wasser.

(3) Katull hat hier nichts übertrieben. Selbst Strabo sagt, daß die Kantabrier und ihre Nachbaren, nach dem Berichte glaubwürdiger Schriftsteller, und sogar das Frauenzimmer unter ihnen, die Gewohnheit hätten, sich auf diese Art Gesicht und Zähne zu waschen. Erdbeschreibung, III, 7. Und Diodor von Sicilien schreibt: Bei aller Sorgfalt und Reinlichkeit in ihrer Lebensart thun die Celtiberer doch etwas sehr schmutziges und unreinliches. Sie waschen sich nehmlich alle Tage den Leib mit Urin, und reiben die Zähne damit ab, weil sie glauben, daß dieß ihrem Körper gesund sei. Historische Biblioth. V, 33.

II.

An sein Landgut.

Katulls vier und vierzigstes Gedicht.

In dem vorhergehenden Sylbenmaaße.

Mein Tiburtisches Meierhöfchen, oder
Mein Sabinisches! (die mich nicht gern necken
Wollen, sagen Tiburtisch; die dieß wollen,
Wetten alles darauf, du seist Sabinisch;)
Sei Sabinisch nun, sei — mit Recht! — Tiburtisch (1):
Wohl bekam mir dein nah gelegnes Landhaus.
Denn da ward ich den bösen kalten Fluß los,
Den mein Gaum mir — nicht ohne mein Verschulden —
Zuzog, als ich ein leckres Mahl begehrte.
Ich will Sestius (2) Gast sein: und da liest er

(1) Es lag also auf der Gränze. — Die Naivität dieser Untersuchung der Gränze wird den Römern eben so einleuchtend gewesen sein, als es uns wäre, wenn man sagte: deine Pommersche Vaterstadt, oder, wie man sie nennt, wenn man dich necken will, deine Kassubische. Horaz redet von seiner Landsmannschaft auf eine ähnliche Weise:

. . . . . . ob Appulier oder Lukaner,
Ist zweideutig.

(2) Vielleicht war dieses eben der Sestius, über welchen Cicero mit dem Volumnius zankt: „Du „schreibst mir, seit meiner Abreise würde alles, was „nur jemand sagte, so gar auch die Sestianischen „Scherzreden mir zugeschrieben. Wie? du leidest „das? du vertheidigst mich nicht? u. s. w." Briefe an Verschiedene, VII, 32. Und in einem Briefe an den Attikus (VII, 17) verdenkt er es dem

Auf den Antius, seinen Gegenpart, mir
Eine Rede vor, giftig und verpestet.
Schnell ergriff mich ein kalter Fluß, ein Husten,
Der nicht endigte, bis dein Schooß mich aufnahm,
Wo mich Nesseln und Ruhe wieder heilten (3).
Und nun sag' ich Genes'ter großen Dank dir,
Daß du meine Versündigung nicht rächtest (4).
Nehm' ich Sestius arge Schriften wieder
Zu mir: bin ich es wohl zufrieden, daß ihr
Frost den Husten und kalten Fluß — mir ja nicht! —
Meinem garstigen Wirthe selber bringe,
Der mich, wenn er ein schlechtes Buch lies't, einlädt.

dem Pompejus, daß er so wichtige Sachen, und die in aller Hände kommen sollen, dem Sestius zu schreiben gegeben habe.

(3) Plinius sagt im dreizehnten Kapitel des zwei und zwanzigsten Buches, daß Nesselsaamen mit Honig zubereitet eine gute Brustreinigung sei, — und daß, nach des Naturforschers Phanias Bericht, die Nessel, gekocht und als Speise genossen, oder auch eingemacht, für den Husten dienlich sei.

Hiermit stimmen die neuen Naturforscher überein, „Frische oder auch gekochte Nesseln mit Zucker eingemacht oder nur damit vermischt, werden bei „langwierigem Husten, um den Auswurf zu befördern und die Lunge zu reinigen, nicht ohne Nutzen „gebraucht." Neuer Schauplatz d. Natur, 6 Band, S. 119.

(4) Die Versündigung, daß ich des Schmauses wegen dich und deine ländliche Kost verließ, und zum Sestius reisete.

III.

An die Lesbia.

Katulls ein und funfzigstes Gedicht.

Nach dem Griechischen der Sappho.

— ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡
— ◡ ◡ — ◡

Selig einem Gotte gleich scheint der Mann mir,
Scheint, wo möglich, seliger als die Götter,
Der dir gegenüber sich setzen, stets dich
Hören, dieß süße

Lächeln sehn darf, welches mir Armen alle
Sinne raubt. Ja, Lesbia! wenn ich einmal
Dich erblicke, fehlt mir der Athem, und ich
Bringe kein Wort auf:

Meine Zung' erstarret; durch alle Glieder
Rinnt mir eine flüchtige Gluth; es gellet
Hell mir vor den Ohren; die Augen decket
Doppelte Nacht mir. — —

Müßiggang, Katullchen, ist dir gefährlich;
Müßiggang macht, daß du so schwärmst und ausschweifst.
Müßiggang hat Königen oft, hat großen
Städten geschadet *)

*) Katullus, der seine Liebe nicht so schmachtend auszudrücken pflegt, als in dieser Sapphischen Ode geschieht, kehrt am Ende wieder zu seiner eigenthümlichen Weise zurück. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter die letzte Strophe, die ganz in

IV.

Von seinem Mädchen.

Katulls neun und sechzigstes Gedicht.

Keinen, sagt mein Weibchen, nehme sie lieber zum Ehmann,
Als mich, trüge sich gleich Jupiter selber ihr an.
Sagt es; allein was ein Weibchen dem brünstig lieben-den Mann sagt,
Schreibe man nur in den Wind und in den reißen-den Strom. *)

V.

Ueber einen undankbaren Freund.

Katulls zwei und siebzigstes Gedicht.

Höre nur auf, dir irgend einen verbindlich zu machen:
Ein erkenntliches Herz traue gar keinem mehr zu.

Alles

in seinem Geschmacke geschrieben ist, erst nachher hinzugesetzt hat, dem Gespötte auszuweichen, einer so liederlich gewordnen Person jemals ein so zärtliches Liebeslied gesungen zu haben.

*) Dieses Sprichwort brachte unsern Epigrammatisten Logau auf einen sehr witzigen Einfall. Er sagt zu dem Prahler Thraso, der nichts im Kriege verrichtet hatte, er solle seine Thaten nur in die Oder schreiben, dann würde man sie in wenig Tagen in der Ostsee lesen können.

Sinnged. IV. 70.

Alles ist undankbar; wohlthätig handeln gilt gar nichts;
Ja noch mehr: es verdrießt; mehr noch: es schadet sogar *).
So geht mir es, dem niemand mehr zusetzt, niemand so schwer fällt,
Als der mich Einen zum alleinigen Freunde gehabt.

VI.

Von des Cinna Gedichte Smyrna.

Katulls drei und neunzigstes Gedicht.

Nach neun Aernten ist endlich die Smyrna (1) vollendet; im neunten Win-

*) Wenn Leute, die sich bewußt sind, daß ihr Freund ihnen einen wichtigen Dienst geleistet hat, ausserordentlich eitel sind, so verdrießt sie die Gegenwart dieses Freundes; ja bei scheinbarer Gelegenheit brechen sie lieber die Freundschaft ab, weil sie glauben, die Tugend der Dankbarkeit erniedrige sie. Ein solcher Egoist kann im übrigen ein scharfsinniger Kopf sein; aber ein gutes Herz zu haben, scheint ihm seiner unwürdig zu sein: weil er glaubt, das gute Herz sei nur Temperament, Wirkung des Blutes; er aber, als ein Geist vom ersten Range, könne alles mit dem Kopfe zwingen, und das gute Herz nachmachen, so oft er es seiner Absicht gemäß finde. Die Beleidigung eines Mannes von dieser Art mußte dem Dichter sehr zu Herzen gehen. Nur nach langer Erfahrung kommen gutherzige Leute so weit, daß sie bei ihren Dienstleistungen sich allemal auf den Undank vorbereiten, und bloß aus Menschenliebe wohlthun, ohne Dank zu erwarten und zu begehren.

(1) Ein kleines episches Gedicht von der Smyrna, oder, wie sie gewöhnlicher Weise genannt wird, Myrrha.

Winter, seit er sie schrieb, giebt sie mein Cinna (2)
der Welt.

Unterdessen Hortensius (3) mehr als anderthalb tausend
Verslein in minder als neun Tagen zu Stande
gebracht (4).

Smyrnen wird man noch an den Flüssen Aeoliens lesen;
Smyrnen durchblättert man noch graue Jahrhunderte lang.

Aber

Myrrha. Sie war eine Tochter des Assyrischen und Cyprischen Königes Cinyras, hatte sich in ihren Vater verliebt, und fand Gelegenheit ihn im Finstern zu besuchen. Als Cinyras einst Licht bringen ließ, nahm sie die Flucht. Ihr Vater verfolgte sie zwar mit dem Schwerte, hohlte sie aber nicht ein. Nach langem Herumirren bat sie die Götter, ihr das Leben zu nehmen. Sie ward erhört; und in Arabien, wohin sie geflohen war, in einen Myrrhenbaum verwandelt, aus dessen aufgespalteter Rinde Adonis hervorbrach, mit welchem Myrrha bereits schwanger gegangen war.

(2) Diesen Cinna führt Ovidius als einen Dichter an, mit dessen freien Versen er die seinigen entschuldigen will. Trauergedichte, II, 435. — Das Gedicht Smyrna ist verloren gegangen. Priscianus führt diesen Vers daraus an: At scelus incesto Cinyrae crescebat in alvo. — Der Poet ward aus Irrthum von dem Pöbel, welcher Cäsars Mörder verfolgte, der Gleichheit des Namens wegen, umgebracht.

(3) des Hortensius, als eines freien Poeten, erwähnt Ovidius an eben dem Orte, wo er des Cinna gedenket.

(4) Hier ist im Lateinischen ein Vers verloren gegangen: man hat also im Deutschen einen hinzudichten müssen, den Sinn nicht unvollendet zu lassen.

Aber Volusius Jahrbuch (5) stirbt schon jenseit des Padus,
Wo es gezeugt ward, und dient fetten Makrelen zum Rock (6).
Mich ergetzet das kleinste Denkmahl des fleißigen Dichters:
Freue der Hause sich doch über Antimachus Schwulst (7)!

(5) Von den Annalen dieses schlechten Poeten hat Katull schon im sechs und dreißigsten Gedichte geredet. Sie sind verloren gegangen, wie hier prophezeit wird.

(6) Man legte diese und andre Fische so eingewickelt auf den Rost.

(7) Zu diesem Haufen gehörte auch der Kaiser Adrian, der die Thebaide des Jonischen Poeten Antimachus den Gedichten Homers weit vorzog. Allein das Urtheil eines Kaisers gilt oft eben so wenig, als das Urtheil der Menge. Oft wird ein Poet, der vielleicht nur eine einzige gute Seite hat, viele Jahre lang so einhällig gelobt, daß die bessern Richter dieser allgemeinen Stimme nicht widersprechen dürfen, wenn sie sich nicht allgemeinen Haß und Tadel zuziehen wollen. Wer in einem so langen Gedichte, wie das epische ist, Fehler begeht, sie aber mit weit grössern Schönheiten ersetzet, der verdient Verzeihung: bei dem Antimachus mochte dieß der Fall nicht sein. Quintilian sagt von ihm, es fehle ihm am Leidenschaftlichen, an Anmuth, an Ordnung, an wahrer Kunst. Stärke und Erhabenheit gesteht er ihm zu. Allein diese Stärke mochte zu oft in Härte, und diese Erhabenheit in unmäßige Uebertreibung ausgeartet sein. — Longinus hatte ein eigenes Werk von den einzelnen Wörtern und Redensarten des Antimachus geschrieben, welches verloren gegangen ist. Dergleichen eingestreuete Wörter und Redensarten können dem Antimachus den

2.

Kurze Geschichte des bisherigen gemeinen Rechts in den Preussischen Staaten.

(Aus der Einleitung zu den Vorlesungen über das allgemeine Gesetzbuch.)

Um den Werth und den Nutzen des Neuen Gesetzbuches richtig zu beurtheilen, ist es nöthig, diejenigen Gesetze zu kennen, aus welchen bisher unser allgemeines Recht bestanden hat. Einzelne Landesgesetze, die nur über sehr wenige Rechtsmaterien vorhanden sind; das Lehnrecht, welches bloß eine besondre Art von Sachen und Personen — nehmlich Lehne und Lehnleute — zum Gegenstand hat; endlich das sogenannte Deutsche Privatrecht, welches im Grunde eine Sammlung von den oft sich widersprechenden Gesetzen und Gewohnheiten ein-

den Beifall einiger Freunde der höhern Dichtkunst erworben haben. Die meisten dieser Wörter waren ohne Zweifel selbstgemachte, glücklich kühn zusammengesetzte Wörter, deren sich ein kunstverständiger Dichter vortrefflich bedienen konnte, und die Longin vermuthlich zu diesem Endzweck gesammelt hatte: weil aber Antimachus dergleichen überall anbrachte, weil er Kühnheiten auf Kühnheiten häufte, so nennt ihn Katull mit Recht einen schwülstigen Dichter, und zieht ihm den Cinna vor, der mit Wahl und Geschmack gearbeitet hatte.

Ramler.

einzelner Deutschen Staaten ist: alles dies kann nicht als Allgemeines Recht betrachtet werden. Zwei Gesetzbücher allein haben diese Eigenschaft gehabt: das Römische, und das Päpstliche oder Kanonische.

Es fällt gleich auf, daß wir mit einem fremden Maaße gemessen wurden, da wir doch unser eigenes Maaß haben konnten. Wer nur einige Kenntniß von Gesetzgebung hat; wer nur daran denkt, daß gute Gesetze nothwendig den Sitten, Verfassungen und Bedürfnissen einer Nazion angemessen sein müssen: der wird leicht begreifen, daß Gesetze, die vor so vielen Jahrhunderten, für Nazionen von so verschiedenen Sitten Verfassungen und Bedürfnissen gegeben sind, in der itzigen Zeit, bei so veränderten Sitten Verfassungen und Bedürfnissen schlechterdings nicht passend sein können. Wir wollen dies näher betrachten.

Das Römische Recht, oder das Römische Gesetzbuch, verdient zuerst unsere Aufmerksamkeit. Man hat es eben so sehr getadelt als gepriesen, und ist unstreitig auf jeder Seite zu weit gegangen. Glänzende Eigenschaften, die es jedem Vernünftigen, jedem Gelehrten, jedem Gesetzgeber aller Zeiten und aller Nazionen, sehr schätzbar machen, können demselben nicht bestritten werden.

Diese Eigenschaften bestehen darin, daß es eine Sammlung von demjenigen enthält, was die verständigsten Menschen, die Weltweisen Griechenlands und Italiens, über das Recht der Vernunft gedacht, gesagt und geschrieben haben. Wenn Vernunft und Billigkeit die Seele aller Gesetze ist, so sehen wir leicht, wie groß das Verdienst eines Gesetzbuches seyn müsse, welches von diesem wohlthätigen Geiste belebt ist. In dieser Rücksicht hat also das Römische Recht seinen entschiedenen Wehrt, und wird ihn stets behalten. — Aber gleich einem Kunstwerk, das nur für die Wenigen brauchbar ist, welche mit seiner Einrichtung genau bekannt sind, das aber nicht zu einem allgemein nützlichen Werkzeug eingeführt werden kann, fehlen ihm fast alle Eigenschaften eines guten Gesetzbuchs. Es ist in der Lateinischen Sprache geschrieben, und kann also nur von Wenigen gelesen und verstanden werden; es ist ferner mit einer großen Menge von Vorschriften durchwebt, die nur auf die Römische Verfassung, auf die damaligen Sitten und Staatsbedürfnisse passen; es ist endlich ohne Ordnung und Zusammenhang, oft mit einander widersprechenden Gesetzen, und mit unter sich streitenden Meinungen der Rechtsgelehrten angefüllt, so daß man durch die mühsamste Untersuchung zu keiner Gewißheit

des

des Rechts gelangt, und selten eine bestimmte und deutliche Regel hat, wonach mit Sicherheit in den Geschäften des Lebens verfahren werden kann.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient das Römische Recht großen Tadel; und man ist in einigen Reichen, in Spanien, Dännemark, und Schweden, so weit gegangen, den Gebrauch desselben bei harter Strafe zu verbieten.

Doch Sie sollen mir nicht auf mein Wort glauben. Wir wollen die Geschichte fragen, die in allen menschlichen Dingen unsere beste Lehrmeisterin ist. So wie die Begebenheiten des Römischen Reichs auf drei Hauptperioden zurückgeführt werden können: auf die Zeit der Könige, der freien Republik, und der Kaiser; so theilet auch die Geschichte des Römischen Rechts sich in diese drei Perioden ab.

Unter den Königen war der Römische Staat noch in seiner Kindheit: ein kleiner Erdstrich, geringe Anzahl von Menschen, sehr einfache Lebensart. Nach und nach ward er zwar durch Eroberungen erweitert, schränkte sich jedoch noch immer auf einen mäßigen Theil des heutigen Italiens ein, war außer den nächsten Nachbarn mit andern Nazionen nur in geringer Verbindung, trieb keinen ausgebreiteten Handel, und hatte weder Künste, noch

Wissenschaften. Daher konnten die Gesetze der Könige sehr einfach sein, und sich auf wenige Gegenstände erstrecken. Sie hatten, außer den Religionsgebräuchen und der innern Staatsverfassung, vornehmlich die Rechte des Hausvaters gegen seine Frau Kinder und Dienstboten, die Ackerwirthschaft, die ersten und gewöhnlichsten Verträge unter den Menschen, und die groben Verbrechen, zum Gegenstand. Aber in allen diesen Gesetzen herrschte roher ungebildeter Verstand, und kriegerische Härte. Die Rechte des Hausvaters waren bis zur Grausamkeit und Tirannei ausgedehnt, erstreckten sich auf das Leben der Gattinn der Kinder und Dienstboten; die gemeinsten Geschäfte hatte man an Förmlichkeiten gebunden, und der geringste Fehler dabei reichte hin, das klarste Recht zu vernichten; bei Bestrafung der Verbrechen endlich wurde alle Menschlichkeit aus den Augen gesetzt.

Als Junius Brutus die Königliche Gewalt vernichtet, und den Grund zur Republik gelegt hatte, verloren diese Gesetze ihr Ansehen, und wurden nur in dem dichten Nebel eines alten Herkommens erhalten. Die neue Republik blieb sechzig Jahre hindurch ohne alle Gesetze, bis die Verwirrung aufs höchste stieg. Auch die nachherigen Bemühungen des Senats und der Volksführer waren

unkräf-

unkräftig, und fruchtlos. Republiken scheinen überhaupt nicht der Boden zu sein, wo gute Gesetze wachsen können; nur in einer gemäßigten Monarchie kann diese köstliche Frucht gedeihen, und zur vollen Reife gelangen: und die Erfahrung der künftigen Zeit muß es beweisen, ob die Nazion, welche itzt unter unsern Augen so gewaltsame Erschütterungen erlitten hat, durch ihren harten Kampf dahin gelangen wird, gute Gesetze zu haben, oder welches einerlei ist, glücklich zu sein. — In der Römischen Republik richtete der immerwährende Streit zwischen Senat und Volk, zwischen Adel und Bürgern und Landleuten, große Unordnung an. Was der Senat vorschlug, dem widersetzte sich das Volk mit seinen Führern; was das Volk, von seinen Führern nach Launen Eigennutz und Leidenschaften geleitet, durchsetzen wollte, dem widerstrebte der Senat: und so war überall im Innern der Staatsmaschine Disharmonie Zerrüttung und Schwäche.

Rom hatte schon über dreihundert Jahre gestanden, als ihm, von den vielfachen Uebeln der Ungewißheit des Rechts auf allen Seiten gedrückt, zuerst der Gedanke entstand, ein Gesetzbuch zu machen. Zehn der weisesten Männer wurden dazu ausersehen; sie sammelten aus dem Vater-

ländi-

ländischen Herkommen das Brauchbare, würzten es mit Griechischer Weisheit, und brachten so die berühmten Zwölf Gesetztafeln zu Stande. So sehr die Verfertiger die Wichtigkeit ihres Unternehmens fühlbar zu machen suchten; so laut der Beifall war, mit welchem das zusammenberufene Römische Volk diese Gesetztafeln aufnahm; so weit war man noch von dem Urbilde guter Gesetze entfernt. Den größten Theil dieser zwölf Tafeln hat die Zeit uns aufbehalten; und wir dürfen nur einen flüchtigen Blick darauf werfen, um sogleich überzeugt zu werden, daß sie alle Spuren der damaligen Unvollkommenheit, der rauhen Sitten, der noch ungebildeten Vernunft, und des harten Eroberungsgeistes an sich tragen. Auch wurden sie bald unzureichend. Der Römische Staat erweiterte seine Gränzen immer mehr; er fing an, Handlung zu treiben; und führte — welches eine unzertrennliche Folge der Dinge ist — mit den Künsten und Wissenschaften der Griechen, zugleich ihre Ueppigkeit und ihre Laster ein. Nun entstanden und wuchsen in fortwährender Zunahme unzählige neue Bedürfnisse, mit ihnen neue Gewerbe, und mit diesen neue Verbindungen unter den Menschen, worüber die zwölf Tafeln keine Regeln enthielten. Ueber verschiedene Fälle gab der Senat besondere

Gesetze;

Gesetze; andere wurden von den Volkstribunen und den jährlich abwechselnden Staatsbeamten entschieden: der bei weitem größte Theil hingegen blieb dem unsichern Ausspruch der Rechtsgelehrten überlassen. Was der Eine von den jährlich abwechselnden Staatsbeamten bei Antritt des Dienstes durch sein Edikt geboten hatte, daran war der Nachfolger im nächsten Jahre nicht gebunden, und, der täglichen Erfahrung gemäß, mehr denn zu oft geneigt, es wieder aufzuheben. Was die eine Schule der Rechtsgelehrten vertheidigte, dem widersprach die andere; Streitsucht ward durch Neid und Eitelkeit der Lehrer, und durch blinde Anhänglichkeit ihrer Schüler, entflammt. Hiemit nahm der schreckliche Zeitpunkt einer gänzlichen Ungewißheit des Rechts seinen Anfang, und dauerte, zum Unglück für das Römische Volk, nicht nur die ganze Zeit der Republik, sondern auch noch viele hundert Jahre unter den Kaisern fort. Nach der damaligen Verfassung hatten die Aufseher über den öffentlichen Religionsdienst zugleich die Gesetztafeln in Verwahrung, und übten dabei das gefährliche Amt aus, die Gesetze zu erklären, sie auszudehnen, und sie den immer nach und nach sich abändernden Sitten Verfassungen und Bedürfnissen anzupassen. Außer ihnen, gab sich aber noch ein Jeder welcher

so drückend und unerträglich geworden, daß Julius Cäsar, der Stifter der Römischen Monarchie, für nothwendig hielt, das Unheil mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er verbot den bisherigen Schleichhandel mit dem Rechte, und ertheilte nur den geprüften und öffentlich angestellten Staatsdienern die Erlaubniß, sich in Rechtsangelegenheiten als Rathgeber und Schiedsrichter brauchen zu lassen. Aber, gleich einem Arzte, der die Heilmittel seines Vorgängers verwirft, ohne eine andere wirksame Arzenei an die Stelle zu setzen, und dergestalt den Kranken sich selbst und den zerstörenden Wirkungen seines Uebels überläßt, blieb er bloß dabei stehen, diesen Streich mit Macht auszuführen; die wahre Arzenei für den kranken Staat, ein gutes allgemeines Gesetzbuch, dieses sichere und heilsam wirkende Mittel, konnte er nicht geben; und sein früher Tod erstickte sogar den Gedanken dazu, der bei ihm aufgekeimt sein mogte. Kaum war er aus der Welt geschaft, so bewegte sich das Heer der Rechtsgelehrten; denn er hatte sie nicht vernichtet, sondern nur eingeschlossen. Sie strengten alle ihre Macht an, benutzten jeden Einfluß auf die übrigen Staatsbürger, um ihr Gewerbe wieder anzufangen, und zwangen seinen Nachfolger, Augustus, ihnen wieder Freiheit zu geben. Alles

was Dieser durch Klugheit und Ansehen bewirken konnte, bestand darin, daß er die Befugniß, öffentlich Rath zu ertheilen, und schiedsrichterliche Aussprüche zu thun, auf gewisse Männer einschränkte, die sich durch Kenntniß, Rechtschaffenheit und Erfahrung ausgezeichnet hatten.

Unter den nachfolgenden Kaisern stieg die Römische Macht zu noch größerer Höhe: der Handel ward lebhafter und breitete sich immer mehr aus; mit ihm mehrten sich Gewerbe und Künste, aber auch Bedürfnisse, Aufwand und Sittenverderbniß. Unter dem Ansehen der Kaiser machte der Senat täglich neue Gesetze; neben diesen entstand gleichsam eine Sündfluth von einzelnen Verordnungen der Kaiser; die Rechtsgelehrten trieben ihr Handwerk immer fort, und so kam das Uebel der gänzlichen Ungewißheit des Rechts auf den höchsten Gipfel. Kaiser Hadrian, ein guter menschenfreundlicher Regent, wollte gern helfen, und legte Hand ans Werk. Er ließ eine Sammlung derjenigen Gesetze, welche durch Vernunft und Billigkeit ein großes Ansehen erlangt hatten, mit vieler Mühe anfertigen, und gab ihr den verwegenen, stolzklingenden Namen eines beständigen Gesetzes. Beständiges Gesetz! Als ob die Natur der menschlichen Dinge beständig wäre; als ob Sitten, Ver-

 fassun-

fassungen und Bedürfnisse der Nazion sich nicht immerwährend veränderten, und daher auch Gesetze ohne Unterlaß gebessert, ergänzt, und abgeändert werden müssen! Auch trug das immerwährende Edikt Hadrians schon den Wurm der Verwesung bei sich. Es enthielt keine allgemeine, vollständige und deutliche Vorschrift über die Rechte und Pflichten der Bürger in den Verhältnissen des Lebens; sondern es hob nur die Verordnungen der jährlich abwechselnden Staatsbeamten auf, stellte das dadurch unterdrückte Ansehn der alten Gesetze und Beschlüsse des Senats wieder her, und ertheilte den Richtern eine abgemessene Vorschrift, wonach sie Recht sprechen sollten. Was war der Erfolg? Kaiser Hadrian hatte das Uebel nicht geheilt, sondern es nur aus einem Theile des Körpers vertrieben, damit es sich an einem andern desto tiefer festsetzen könne. Die Rechtsgelehrten, welche bis dahin ihre Kunst an den zwölf Tafeln, den Beschlüssen des Senats, den Verordnungen der Volksführer, und den Edikten der Kaiser geübt hatten, verließen sehr gern den erschöpften Stof, und richteten ihren zermalmenden Zahn gegen das sogenannte beständige Gesetz selbst; machten Erklärungen, Einschränkungen, Erweiterungen; erfanden Ausflüchte und Schlupfwinkel für den Betrug; und ließen nicht nach, bis

sie

sie den ohnehin schwachen Gesetzkörper ganz ausgezehrt und entstellt hatten. — So verflossen wieder meist zwei Jahrhunderte in Unordnung und Verwirrung des Rechts, bis Theodosius einen neuen, obgleich eben so fruchtlosen, Versuch machte.

Die Menschen waren noch nicht reif zu dem großen und schweren Werke der Gesetzgebung. Die einzige wahre Gesetzgeberinn, die Vernunft, war noch nicht genug ausgebildet, und zu sehr von vielfachen religiösen und politischen Vorurtheilen gefesselt. Auch wählte Theodos einen ganz verkehrten Weg. Anstatt die vorhandenen Gesetze zu sammeln, sie zu ordnen, zu verbessern, und daraus ein vollständiges, übereinstimmendes, und brauchbares Werk zu schaffen, legte er bloß einigen Büchern der Rechtsgelehrten die Kraft des Gesetzes bei; gab auf den Fall, daß sie voneinander abweichen sollten, der Meinung, welche die Mehresten haben würden, den Vorzug, und erhob die Aussprüche des Rechtsgelehrten Paulus vor allen. Zugleich ließ er durch acht der erfahrensten Männer die Verordnungen der vorhergehenden Kaiser von Konstantin dem Ersten (oder Großen) an sammeln, sie nach den Materien ordnen und zusammenstellen, und das unter dem Namen Kodex Theodosianus bekannt gewordene Werk verfertigen. Damit war jedoch we-

nig ausgerichtet. Die Schriften der Rechtsgelehrten, denen er die Kraft des Gesetzes gegeben hatte, waren keine ordentliche Systeme; und man mußte bei jedem Fall sie alle mit großer Mühe durchsuchen, um herauszubringen, in welchem Punkte die Mehrheit übereinstimmte. Die gesammelten Verordnungen der Kaiser hatten nur einzelne Fälle zum Gegenstand, und waren oft mit einander in Widerspruch. So fand die Streitsucht ein offenes Feld, und Betrug manche Hinterthür, jeden Unwissenden und Leichtgläubigen zu berücken. — In diesem höchst mangelhaften Zustande blieb das Recht noch hundert Jahre hindurch, bis Kaiser Justinian in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts ernstlichere und wirksamere Anstalten traf.

Nach dem vielumfassenden Entwurf, welchen er dazu machte; nach dem zehnjährigen Zeitraum, welchen er siebzehn der geschicktesten und erfahrensten Männer zur Ausführung verstattete; nach dem rühmlichen Eifer, womit er die Vollendung des großen Werks betrieb und beförderte: ließ sich etwas Vollkommenes erwarten. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, das Menschengeschlecht durch ein gutes Gesetz zu beglücken. Alles was Justinian und seine siebzehn Gehülfen zu Stande bringen konnten, war: 1) ein Lehrbuch für junge Rechtsbeflis-

beflissene; 2) der, nach ein und funfzig Büchern abgetheilte, Auszug aus den Schriften der Rechtsgelehrten, deren Anzahl — vielleicht etwas übertrieben — auf zweitausend angegeben wird; und 3) eine neue Sammlung Kaiserlicher Verordnungen, welcher noch funfzig Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle hinzugefügt wurden. Diese, unter den Namen Instituzionen, Digesta oder Pandekten und Kodex, in der juristischen Welt berühmt gewordenen Werke, nebst 4) den nachherigen Verordnungen Justinians, die man als neuere Gesetze *Novellen* genannt hat, machen den wesentlichen Theil des Korpus Juris Romani oder des Römischen Gesetzbuchs aus, — welches zu Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland nach und nach eingeführt wurde. Statt einer mit Meisterhand in einfacher Form vollendeten Bildsäule, stellen Justinians Werke ein mit antiken und kostbaren, aber oft ganz unzusammenhängenden Bruchstücken ausgelegtes Kunststück dar. Neben den in den Digesten aufgenommenen Grundsätzen der freien Republik und des goldenen Zeitalters der Monarchie, stehen die im Kodex und in den Novellen so häufig vorkommenden Spuren der Denkart eines über Pöbelvolk herrschenden Despoten im seltsamsten Kontrast. Man bemerkt überall,

all, daß der damalige Zeitpunkt nicht günstig war, gute Gesetze zu machen. Die Rechtsstudien bedürfen eines Zustandes von Ruhe zu ihrer Ausbildung; und einen solchen Zustand genoß die römische Welt damals nicht. Von außen unaufhörlicher Kampf mit den eindringenden Barbaren, im Innern Unordnung, Zwietracht und Empörung; Verfall der Philosophie und der Wissenschaften überhaupt; zunehmender Aberglauben, zunehmende Religionsstreitigkeiten, welche thätige Geister stets von nützlichen Dingen ableiten; Despotismus ohne Kraft, Weiberregiment, und Herrschsucht der Leidenschaften: dies ist die Charakteristik der Regierung Justinians, wovon wir die häufigen Spuren noch in seinen Gesetzen finden. Sein feiler Sinn, der ohne Schaam Urtheilssprüche und Gesetze verkaufte, vernichtete vollends das Gute, was noch hätte gestiftet werden können. Fast jeden Tag seiner langen Regierung bezeichnete irgend eine Rechtsneuerung. Viele seiner Gesetze wurden von ihm selbst widerrufen, viele von seinen Nachfolgern verworfen, viele durch die Zeit ungültig gemacht *).

So

*) Gibbon's Geschichte der Abnahme und des Falles des Römischen Reichs, Achter Band, Seite 142, u. f.

So wie der Römische Staat durch die Werke Justinians noch bei weitem zu keinem gewissen Rechte gelangt war, so fühlte man auch sehr bald in Deutschland, daß sie den Mangel vaterländischer Gesetze nicht ausfüllen konnten. Die sogenannten Digesta oder Pandekten sind ein ganz unförmlicher Klumpen, welcher die so sehr von einander abweichenden Meinungen der alten Rechtsgelehrten, oft nur verstümmelt, und fast immer mit allen ihren Widersprüchen darstellt; eben so enthält der Kodex die Verordnungen der Kaiser ohne Auswahl, und in der unordentlichsten Stellung, da eine die andere erweitert, einschränkt, oder aufhebt. Zu diesen Unvollkommenheiten des Gesetzbuchs an sich selbst, kam noch die Verschiedenheit der Sprache, wonach nur Gelehrte dasselbe lesen und verstehen konnten; vor allen aber die Verschiedenheit der Sitten, Verfassungen und Bedürfnisse. — In dem Gefühl dieser Mängel, glaubte Kaiser Friedrich III dringenden Anlaß zu haben, die Deutsche Nazion vor der blinden Anhänglichkeit an das Römische Gesetzbuch zu warnen, und durch einen öffentlichen Reichsschluß im Jahr 1441 den schädlichen Wirkungen desselben, und dem schon wieder fühlbaren Einfluß der Rechtsgelehrten vorzubeugen. Sein wohlgemeinter Rath ward zwar

gehört;

gehört; aber, wie es so oft geht, nicht befolgt. Vielmehr führete sein Sohn Kaiser Maximilian im Jahr 1495, mit dem Reichskammergericht zugleich, das Römische Gesetzbuch als ein allgemeines Recht für Deutschland ein. Die damals noch nicht lange in Deutschland aufgelebten Wissenschaften; die Bekanntschaft mit den großen Werken der Römer; die gerechte Bewunderung ihrer Verdienste um Weltweisheit, Geschichte und schöne Künste; vielleicht auch die Uebereinstimmung mancher Gesetze mit den damaligen Gesinnungen der Landesherren? alles dies wirkte zusammen, um eine ausschweifende Achtung für das römische Gesetzbuch hervorzubringen. Wäre doch das Glück der Menschheit eine Folge davon gewesen! Allein das konnte nicht seyn; und wir werden die Ursachen leicht finden.

Es ist bekannt, daß bis zu der im 15ten Jahrhundert erfundenen Buchdruckerkunst alle Bücher nur durch Abschriften vervielfältigt werden konnten. Dies war der Ausbreitung nützlicher Kenntniße sehr hinderlich. Ein mäßiger Vorrath von Büchern kostete große Summen; und oft war durch Nachläßigkeit der Abschreiber der edelste Theil eines Werkes verstümmelt, oder ganz entstellt. Als man im 12ten Jahrhundert unter andern Ueberresten der Römischen Kunst und Weisheit auch die Gesetzbücher und

die

die Schriften der Rechtsgelehrten aus dem Ruinen hervorzog, fanden sich nach und nach verschiedene Handschriften derselben, die nicht nur in vielen Stücken von einander abwichen, sodern auch zum Theil durch die Verwüstungen der sogenannten Barbaren, und durch die Länge der Zeit beschädigt und unleserlich geworden waren. So entstand in der Rechtswissenschaft ein neuer Anlaß zum Streit über die Aechtheit und die Worte des Textes der Gesetze. Man bot Gelehrsamkeit, Witz und Spitzfindigkeit auf, um diese oft sehr schwere Streitfrage zu untersuchen und zu entscheiden.

Aber dies war noch nicht alles. Die damalige Deutsche Verfassung wich ungemein von der Römischen ab; und eben so schwer hielt es, jene Gesetze auf Deutschen Boden zu verpflanzen. Der Römische Staat war zur Zeit der Kaiser eine uneingeschränkte Monarchie, die zuletzt in Despotie ausartete; Deutschland hingegen ein aus mehreren unter sich verbündenen Staaten zusammengesetzter Körper, der den Kaiser nur als sein gemeinschaftliches Oberhaupt betrachtete, und demselben nur in Verbindung mit den Reichsständen die Ausübung der höchsten Gewalt anvertraut hatte. Der Römische Staat, bei aller Verschiedenheit der Provinzen, des Klima, und der Bewohner, ward nach

dem

dem Wink eines unumschränkten Herrn gleichförmig bewegt; Deutschland hingegen, in viele kleine Staaten abgesondert, jeden mit eigenthümlichen Sitten und Verfassungen, hatte keine Einförmigkeit in den Bewegungen: überall strebten die Glieder gegen das Oberhaupt, und kämpften selbst gegen einander, um die Fesseln des Lehnsystems zu zerbrechen, und das harte Recht des Herrn gegen den Sklaven aufzuheben. Der Römische Staat, im Flor des Handels, der Künste und der Wissenschaften, befand sich zur Zeit der Antonine auf dem höchsten Punkt der Verfeinung; Deutschland, in roher Unwissenheit, mit rauhen Sitten, ohne Handel, im ersten Entstehen der Gewerbe und Künste, lag in den Ketten der Hierarchie.

In dieser Lage wird es Ihnen nicht unerwartet sein, daß die Rechtsgelehrten sehr bald ihr Haupt empor heben, und das verderbliche Spiel noch mit mehrerem Glücke als zuvor treiben konnten. Mit dem Geiste der Uneinigkeit ihrer Römischen Vorgänger angefüllt, fanden sie ein weites Feld vor sich, um den Saamen der Zwietracht auszustreuen. War kein Anlaß vorhanden, die Aechtheit des Textes der Römischen Gesetze zu bestreiten, — und den fehlte selten — so konnten sie doch ihre Anwendung bezweifeln, sich in den dichten Nebel des

Deut-

Deutschen Herkommens einhüllen, und dadurch die Stütze ihres Ansehens: Ungewißheit des Rechts, immer fester und dauerhafter machen. So ist es nach und nach durch eine unzählbare Menge von Glossatoren, Auslegern, Verbesserern, Kasuisten, u. s. w. dahin gekommen, daß die für das tägliche Leben so wichtige Frage: Was ist Recht oder Unrecht? nur von den Wenigen beantwortet werden kann, die fast ihr ganzes Leben auf die Untersuchung derselben verwendet haben; und daß auch diese in vielen Fällen, statt bestimmter Antwort, nichts weiter, als einen unbeständigen Gerichtsgebrauch, auffinden können.

Von dieser Beschaffenheit war das Römische Recht, welches bisher die Stelle eines allgemeinen Rechts bei uns vertreten hat. Daß demselben die wesentlichen Eigenschaften eines guten Gesetzes fehlen, wird keines Beweises bedürfen. Lassen Sie uns, ehe wir weiter gehen, aus den kurz zusammengestellten Thatsachen noch die Bemerkung machen, wie schädlich es ist, wenn der Willkür des Richters und den Künsten der Rechtsgelehrten keine festen Schranken gesetzt werden. Sie haben gesehen, welche Nachtheile daraus in dem Römischen Staat entstanden sind, und wie auch über Deutschland ein gleiches Unglück verbreitet

ward.

ward. Daraus können Sie die Nothwendigkeit und den Nutzen vollständiger, bestimmter und deutlicher Gesetze noch lebhafter fühlen, und zugleich diejenigen widerlegen, die so gern den sogenannten Menschenverstand überall auf den Thron setzen wollen. Zeigen Sie diesen Freunden der regellosen Methode das Unheil, welches der sogenannte Menschenverstand im Römischen Staate und in unserm Vaterlande angerichtet hat. Machen Sie ihnen bekannt, wie der Gebrauch desselben bei Anwendung der Gesetze so verschiedene Sekten, von so entgegen gesetzten Meinungen, hervorgebracht, und sich oft bis zum größten Unsinne erniedrigt hat. Halten Sie ihnen vor, daß in jeder Wissenschaft, in jeder Kunst, ja selbst in jedem Handwerk, nicht bloß allgemeine Regeln, sondern genau und bis in die kleinsten Theile fortgesetzte Entwickelungen nothwendig sind, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Der Verstand einzelner Menschen ist so unendlich verschieden, als ihre Organisazion und Erziehung. Einem jeden erscheinen die Dinge außer ihm in einem andern Lichte; keiner weiß Alles, keiner durchdringt und ergründet Alles. Wer daher allein aus sich selbst, aus seinem sogenannten Menschenverstande schöpfen will, der gehet zu einer oft unreinen und bald erschöpften Quelle.

Wer aber sich mit dem bekannt macht, was die weisesten Männer der Vorwelt und der itzigen Zeit gedacht haben; dies sorgfältig prüft, das Beste und Brauchbarste sich eigen macht: der wird den steilen Berg erklimmen, und — gleichsam auf den Schultern aller Vorgänger gestellt — zur Quelle der Wahrheit gelangen, die immer rein fließt, und nie versiegt.

Doch ich will bei einer so einleuchtenden Sache mich nicht länger aufhalten, und Sie itzt mit der Entstehung des Päpstlichen oder Kanonischen Gesetzbuches bekannt machen. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß dieses Gesetzbuch fast gleichen Schritt mit dem Römischen gehalten hat. Wer nur etwas mit dem Geiste der Hierarchie und ihrer Geschichte bekannt ist, kann den Grund leicht auffinden. Als der Sitz des Römischen Staats nach Byzant, dem heutigen Konstantinopel, verlegt war; als seine Beherrscher ihr Auge von Italien abwendeten, durch Kriege mit den Beherrschern Asiens und mit den wilden Völkern zerstreut und erschöpft wurden, und zuletzt ohne Aufhören mit innerlichen Unruhen zu kämpfen hatten: zu dieser Zeit nahm der Bischof von Rom jede Gelegenheit wahr, um das künstliche Gebäude seiner Herrschsucht zu gründen, es nach und

 nach

nach in die Höhe zu führen, und zum Erstaunen der Welt zu vollenden. Zuerst legte er der weltlichen Macht unmerkliche Fesseln an, dann stellte er die geistliche Macht kühn neben der weltlichen als unabhängig auf, bis er zuletzt mit vermessenem Stolz sich über dieselbe erhob, und allein auf den Thron der Welt setzte. Zu den vielfachen Rädern dieses äußerst zusammengesetzten, aber lange Zeit hindurch einförmig wirkenden, Kunstwerks gehören vornehmlich: die Befreiung des geistlichen Standes, ingleichen aller geistlichen Güter und Angelegenheiten, von der weltlichen Gerichtsbarkeit; der feine Kunstgrif, daß die Kirche alles an sich bringen, aber nichts verlieren könne; die vollkommene Abhängigkeit der Priester und Mönche von dem Stuhle zu Rom, und die gänzliche Zernichtung aller Verbindungen mit dem übrigen Menschengeschlecht durch Ehelosigkeit und Entsagung alles Privatvermögens. Dieser Geist zeigt sich in allen den Gesetzen, die aus dieser unreinen Quelle geflossen sind.

Bei demüthig scheinenden und leisen Schritten rückten die Bischöfe zu Rom mit so glücklichem und schlau gerichtetem Ehrgeize schnell weiter, daß sie zuletzt eine geistliche Herrschaft über die Seelen und Gewissen der Menschen einführten, der sich

das

das ganze Europa mit blindem Gehorsam unterwarf. Die Leichtgläubigkeit und der Aberglaube erlaubten ihnen, den Anspruch auf eine allgemeine Gerichtsbarkeit, und die Behauptung der Untrüglichkeit ihrer Entscheidungen, geltend zu machen; und mehr bedurfte es nicht, um in allen kirchlichen Streitigkeiten ihre Entscheidungen dem menschlichen Geschlecht als Orakel aufzubürden. Aber dabei blieben sie nicht stehen. In der Fülle ihrer Macht erließen sie Unterthanen den Eid, welchen diese ihren Regenten geschworen hatten; sie setzten Monarchen ab, theilten nach Gefallen Kronen aus, und thaten ganze Königreiche in den Bann. Es fand sich kein Staat in Europa, der von ihrem Ehrgeize nicht wäre beunruhigt worden; kein Thron, den sie nicht erschütterten; kein Fürst, der vor ihrer Macht nicht bebte.

Die Ausführung ihrer verderblichen Entwürfe ward noch dadurch befördert, daß die wenige Gelehrsamkeit, welche im Zeitalter der Unwissenheit den Menschen zur Führerinn diente, sich fast allein in den Köpfen der Geistlichen befand. Sie allein waren gewohnt, zu lesen, Untersuchungen anzustellen, und Schlüsse zu machen. Was etwa noch durch Ueberlieferungen aufbehalten, oder in solchen Büchern, die dem zerstörenden Muthwillen der

Barbaren entgingen, von der alten Rechtsgelehrsamkeit gerettet worden, das war allein in ihrem Besitze. Darauf bauten sie ein Gesetzbuch, welches sie hin und wieder mit den großen Grundsätzen der Billigkeit aufstutzten. Da sie nach bestimmten und bekannten Regeln richteten, wurden ihre Gerichtshöfe befestigt, und ihre Entscheidungen einförmig; auch fehlte es ihnen nicht an hinlänglicher Gewalt, ihre Urtheilssprüche durch Bannstrahlen und andere kirchliche Strafen geltend und furchtbar zu machen. So ward die Rechtsgelehrsamkeit der Geistlichen ein Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens; die Befreiung vom weltlichen Gerichtszwange ward als ein Vorrecht gesucht, und als eine Belohnung ertheilt; dem rohen Volke, welches nur die Schale gewahr ward und den Kern nicht kannte, schienen die Grundsätze des Geistlichen Rechts billiger und gerechter, als die Aussprüche der weltlichen Gerichte *).

Schon zu der Zeit, als Justinian die Gesetze seines Reichs in Ordnung bringen wollte, mußte der Mönch Dionysius eine Sammlung von den Beschlüssen der Kirchenversammlungen, welchen

man

*) Robertson's Geschichte Karls V, Erster Band, S. 80, u. f.; S. 161, u. f.

man den hochtönenden Namen Kanon gegeben hatte, und von den Entscheidungen der Römischen Bischöfe, veranstalten. Sie sollte gleichsam den Institutionen und dem Koder Justinians das Gegengewicht halten, und ward mit öffentlichem Ansehen in den Schulen und in den geistlichen Gerichtshöfen gebraucht. Aehnliche Sammlungen folgten nach und nach, so wie die Zahl der Entscheidungen des Oberhaupts der Kirche sich vermehrte und über neue Gegenstände verbreitete. Als im zwölften Jahrhundert mit dem Aufleben der Künste und Wissenschaften das Römische Recht zuerst in Italien auf den Universitäten gelehrt ward, sah man bald die Nothwendigkeit ein, demselben ein Lehrbuch des Geistlichen Rechts entgegen zu stellen. Grazian, ein Benediktinermönch, und seine zwei angeblichen Brüder, verfertigten dasselbe zu Bologna. Die ganze Politik der Bischöfe zu Rom ward förmlich in ein System gebracht, und jeder einzelne Grundsatz mit Beweisen aus den Beschlüssen der Konzilien und aus den Verordnungen der Päpste belegt. Das Werk erhielt sogleich öffentliches Ansehen, sowohl auf den Universitäten, als in den Gerichtshöfen; und macht noch itzt, unter dem Namen Dekretum Gratiani, den wichtigsten Theil des Päpstlichen Gesetzbuchs aus. Im sechs-

sonderer Landesgesetze, die Richtschnur über Leben und Tod gewesen. Ueber ihren Unwerth hat man längst entschieden. Wer nur daran denkt, daß sie sich aus einer Zeit herschreibt, wo herrschende Barbarei, Aberglauben und blutdürstiger Geist die menschenfreundliche und sanfte Weisheit, die ein richtiges und gemäßigtes Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen beobachtet, ganz verdrängten: der wird sich leicht davon überzeugen können. Erst in neuern Zeiten, besonders durch die Aeußerungen des Großen Friedrichs, hat man mildere Grundsätze angenommen; aber sie haben noch nicht die feste Stütze förmlicher Gesetze, sondern beruhen im Grunde auf einem schwankenden und veränderlichen Gerichtsgebrauch.

Friedrich fühlte die Nothwendigkeit eines guten allgemeinen Gesetzbuchs gleich zu Anfang Seiner glorreichen Regierung; und so wie Er auf Verbesserung der ganzen Rechtspflege bedacht war, so legte Er auch mit Ernst Hand an das Werk. Zu eben der Zeit, als er durch den berühmten Cocceji eine verbesserte Prozeßordnung anfertigen ließ, war auch der Entwurf zu einem Landrechte abgefaßt, und im Jahre 1749 durch den Druck bekannt gemacht. Das Werk war in zu großer Eile aufgeführt, mit zu weit getriebener Vorliebe

für

für das Römische Recht, mehr in der Form eines Lehrbuchs, als eines Gesetzes abgefaßt, mit lateinischen Kunstwörtern angefüllt, und ohne Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks. Es erhielt so wenig vom Könige als von der Nazion Beifall, und ward nur in einigen Provinzen bei einzelnen Materien als Gesetz eingeführt. Der Grosse Friedrich gab jedoch seinen weisen Vorsatz nicht auf, erneuerte ihn fast bei jeder Gelegenheit, und machte einen nochmaligen Versuch zur Ausführung in den letzten Jahren seines thatenvollen Lebens.

Die Einführung der neuen Prozeßordnung im Jahre 1780 gab dazu eine sehr natürliche Veranlassung. So lange die Gesetze mangelhaft, ungewiß und zweideutig sind, so lange hat die Ausübung einer schnellen und sichern Rechtspflege unüberwindliche Schwierigkeiten; werden aber die Gesetze verbessert, werden sie vollständig, bestimmt und deutlich gemacht, so ist man auf dem halben Wege, die Prozesse zu vermindern, sie abzukürzen, und überhaupt der Gerichtsverwaltung die wünschenswerthe Vollkommenheit zu geben.

Wie nach einer zwölfjährigen fast beispiellosen Anstrengung das Neue Gesetzbuch entstanden ist; wie bei diesem für die Preussische Nazion, und selbst für die ganze Menschheit, wichtigen Werke

neue Begriffe und Verhaltungsregeln ein zahlreiches Volk gleichsam zu überraschen; daß endlich — wie jedem Manne von wahrer Weltkenntniß und Lebensweisheit die tägliche Erfahrung beweist — philosophisch-politische Schwärmerei eben so gefährlich ist als religiöse, und daß auch im Fache der Gesetzgebung die Reformen den Revoluzionen, die vorsichtigen Verbesserungen den gewaltsamen Umwälzungen, jederzeit vorgezogen werden müssen. So ist das bisherige Recht, mit den darauf sich gründenden Verfassungen, die Grundlage des neuen Gesetzbuches; und so würde — wenn man es nach Zahlen bestimmen könnte — sich finden, daß wenigstens fünf und neunzig Theile alt, und kaum fünfe neu sind.

Dies dient zugleich meiner zweiten Bemerkung zum Eingang. Sie werden oft hören, daß man sich auf die von dem Landesherren bestätigten Statuten und Gewohnheitsrechte einzelner Provinzen, ja sogar einzelner Städte, beruft, und dadurch die allgemeine Anwendung des Gesetzbuches hemmen will. Man trägt diesen Einwurf mit hochtönenden Worten vor; und mancher Gutgesinnte wird dadurch irre geführt, weil er weder die Sache kennt, noch gewahr wird, daß listige Köpfe ihre gefährlichen Nebenabsichten darunter verstecken.

stecken. — Es ist jedoch vor allen Dingen nicht außer Acht zu lassen, daß der Gesetzgeber schon selbst dafür gesorgt hat, diejenigen Statuten und Gewohnheitsrechte beizubehalten, welche auf eigenthümlichen Verfassungen beruhen; so wie auch diejenigen, deren Erhaltung sonst nothwendig oder nützlich ist. Zu diesem Zweck sollen die Provinzial-Gesetzbücher angefertigt werden; und es kömmt nur darauf an, mit redlichem Eifer, frei von Vorurtheil oder Leidenschaft, Hand ans Werk zu legen. Jeder Unbefangene wird einsehen, daß durch diese Maaßregel jener Einwurf so weit, als er vernünftige Gründe für sich hat, völlig gehoben ist.

Nunmehr kann nur noch davon die Frage sein: sollen auch diejenigen Statuten und Gewohnheitsrechte in Kraft bleiben, die weder auf eigenthümlichen Verfassungen einer Provinz beruhen, noch aus andern vernunftmäßigen Gründen beizubehalten sind? . . . . Diese Frage beantwortet sich eigentlich von selbst; nichts destoweniger haben Unwissenheit oder böser Wille es versucht, sie zu bestreiten. Die Provinzen — sagt man — haben einmal das vom Landesherrn bestätigte Recht auf ihre Statuten; sie sind nicht schuldig, solche aufzugeben; sie können dies auch nicht füglich

thun,

thun, weil die Einwohner sich daran gewöhnt, und ihre Einrichtungen darnach gemacht haben. — Es gehört aber in der That nur geringe Aufmerksamkeit dazu, um sich zu überzeugen, wie wenig treffend diese Gründe sind. Bloß von solchen Statuten ist die Rede, deren Beibehaltung weder nothwendig noch nützlich ist; und in dieser Voraussetzung kann man billig fragen: giebt es da ein Recht, wo nicht nur alles vernünftige Interesse fehlt, sondern auch der Nachtheil ganz offenbar ist? Ist es vernünftig, Gesetze beizubehalten, welche auf die itzigen Sitten und Verfassungen gar nicht passen, und noch dabei den Fehler haben, daß nicht Jedermann sie kennt, weil sie zum Theil in einem dunkeln Herkommen bestehen? Würde man mit einer blinden Anhänglichkeit für das Alte jemals in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte gemacht haben? Und bedarf nicht vor allen die Wissenschaft vom Recht und Unrecht, ihres wichtigen Einflusses wegen, einer Verbesserung?

Doch ich will annehmen, das Unpassende und Schädliche dieser nach vernunftmäßigen Gründen weder nothwendigen noch nützlichen Statuten und Gewohnheitsrechte sei in Rücksicht auf die einzelnen Provinzen, wo sie gelten, nicht so klar, als es wirklich ist: so darf doch die wichtige Betrachtung

nicht

nicht übersehen werden, daß diese Provinzen nur Theile eines großen Staatskörpers sind; daß es nicht auf ihr einzelnes Interesse ankömmt, sondern auf das Interesse des Ganzen, und daß dieses jenem bei entstehender Kollision vorgehen muß. Die übrigen Provinzen haben das größte Interesse, und deshalb auch ein unstreitiges Recht, zu verlangen, daß die möglichste Gleichförmigkeit in den Gesetzen sei, damit jedermann überall seine Geschäfte mit Sicherheit treiben könne. Sie haben das größte R[illegible]t, auf die Abhelfung des Uebelstandes zu dringen, daß in einer Provinz, oft in einer Stadt, Grundsätze gelten, von welchen in einer andern Provinz oder Stadt das gerade Gegentheil angenommen ist, und daß durch diese zwecklose Verschiedenheit und Ungewißheit so mancher redliche Mann Schaden leidet. Sie haben endlich das größte Recht, sich dahin zu verwenden, daß in der Preussischen Monarchie, die als ein militärischer Staat *) nach ihrer ganzen Lage nur durch Uebereinstimmung und einfache Zusammenwirkung aller Kräfte in ihrem blühenden Zustande erhalten werden kann, keine so verderbliche Disharmonie der Gesetze länger geduldet werde.

Aus

*) Man s. 1792 März, Nr. 2.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürften einzelne Provinzen nichts für sich haben, um die Beibehaltung ihrer unpassenden und schädlichen Statuten ferner als ein Recht zu verlangen. Sollten auch die Einwohner dieser Provinzen nach ihren verschiedenen Klassen darüber befragt werden, so würde sicher eine überwiegende Mehrheit dagegen seyn.

Es ist daher in jeder Rücksicht zu wünschen, daß man alles Vorurtheil, alle Leidenschaften und Nebenabsichten, ablege, und nicht länger widerstrebe, der Preussischen Nazion das Glück einer guten und gleichförmigen Gesetzgebung zu verschaffen. Am Ende wird dieser Kampf doch vergeblich seyn. Dagegen ist stets Gewinn dabei, üble Gewohnheiten abzulegen, und sich nach bessern Verhaltungsregeln einzurichten.

Berlin,
den 4 November 1791.

Goßler.

3.

Was ist die Französische Republik?

(Eingelaufen den 10 Febr. 1793.)

Pitt soll, kurz nach der Französischen Revoluzion, gesagt haben: die Franzosen wären über die Freiheit hinausgegangen. Da unser Publikum hierüber verschiedene Meinungen hegt, so würde eine Untersuchung dieses Ausspruchs für die eine Partei so unnütz, als vergeblich für die andere, ausfallen. Allein, das ist Thatsache: daß dieser Staat, seit dieser Zeit, verschiedene Regierungsformen durchwandert ist; und es kann nicht anders als interessant sein, zu sehen, welchen Weg er durch dieselben genommen hat.

Es giebt einfacher Formen nur Drei. Entweder haben alle Bürger gleichen Theil an der Regierung: Demokratie; oder nur eine privilegirte Klasse, die sogenannten Edlen: Aristokratie; oder nur Einer, der Fürst: Monokratie, oder Monarchie.

Der gewöhnlichen Ausartungen dieser einfachen Formen, welche aus dem Wesen derselben selbst entspringen, sind eben so viele, die man mit eigenen Namen belegt hat. Bei allen liegt der Grund der Ausartung darin: daß ein anderes Wohl,

 als

als das Gemeine, an die Stelle dieses letztern gesetzt wird. Dies findet sich bei der Monarchie, sobald der Fürst willkürlich, nicht nach seinen Gesetzen, regiert; und daher nennt man sie alsdann Despotie. In der Aristokratie wird, bei einer beträchtlichen Zahl von Edlen, das gemeine Wohl dem Privatvortheil so leicht nicht nachgesetzet; es wird aber unvermeidlich geschehen, wenn die Zahl der Regierenden merklich abnimmt: und eine solche Aristokratie wird Oligarchie genannt.

Die Demokratie findet sich in dem entgegengesetzten Falle. Hier ist, bei einer zu grossen Anzahl, Verwirrung in der Regierung unvermeidlich; und es ist also nur bei sehr kleinen Staaten (wie z. B. die kleineren Schweizer Kantone sind) möglich, daß jeder Bürger in Person an der Regierung Theil nehme. In einem irgend grossen Staate muß die Regierung schlechterdings durch einen Ausschuß von Repräsentanten, die von den Bürgern gewählt worden, geführet werden. Die Eigenschaft eines **Bürgers** aber selbst ist in allen solchen Staaten von einer gewissen Wichtigkeit des Eigenthums oder des Gewerbes, in Absicht auf die ganze Gesellschaft, abhängig gemacht worden: so daß man z. B. den Dienstboten, den Unerwachsenen, u. s. w. wohl Unterthan, aber nie Bürger des Staats genannt,

nannt, noch ihn Theil an der Regierung hat neh-
men lassen. Sobald also jeder lebende Mensch, nur
einer kleinen Demokratie, gleichen Theil an der
Regierung nähme; oder, in einer großen, jeder
Bürger unmittelbar die Regierung führen (das
heißt, wie man es itzt ausdrückt, Theil an der ge-
setzgebenden und exekutiven Gewalt nehmen) sollte:
so wäre die Demokratie zu einer Ochlokratie ge-
worden, zu einer Regierung des großen Haufens,
welcher weder den rechten Standpunkt, woraus das
wahre Beste des Staats zu übersehen ist, noch auch
den richtigen dazu erforderlichen Blick hat.

Es sind aber wenig wirkliche Regierungen so
einfach; sondern fast alle sind, auf mannichfaltige
Weise, aus jenen einfachen zusammengesetzt. Diese
Zusammensetzungen lassen sich indeß auf vier Haupt-
arten zurückbringen. Sie können zuförderst von
zwei Formen, auf dreifache Art zusammengesetzt,
sein. Als 1) aus Demokratie und Aristokratie,
wie z. B. die Regierungsformen von Zürich und
Genf; 2) aus Monarchie und Aristokratie, wie
es der Fall mit den meisten aus dem alten Lehns-
system entstandenen Staaten ist; 3) könnte man
sich auch eine Regierungsform denken, die aus De-
mokratie und Monarchie zusammengesetzt wäre.
Sind aber alle drei Formen bei einander, so hat

 man

man 4) die vermischte oder eingeschränkte Monarchie.

Man sieht leicht, daß auch diese zusammengesetzten Formen solchen Ausartungen, die nicht in besondern zufälligen Umständen, sondern in dem Wesen ihrer Zusammensetzung selbst ihren Grund haben, unterworfen sein müssen; und eine Klasse derselben besteht in der Näherung zu einer oder der anderen einfachen Form. Von der eingeschränkten Monarchie, so wie von der gemischten republikanischen Form, wird sich aber schwerlich etwas Allgemeines sagen lassen; nur die andern beiden gemischten Formen haben einen entschiedenen Hang zu einer der einfachen Formen. Die Aristokratische Monarchie neigt sich, der Erfahrung zufolge, von selbst mehr zur Monarchie als zur Aristokratie; und dies aus dem sehr einleuchtenden Grunde: weil die durch ihre Zahl sehr bedeutende Klasse des Volks der Person des Fürsten mehr anhängt, als einem Korpus von Ständen, welches ihr nie gleiche Ehrfurcht einflößt, indem sie jeden Einzelnen derselben immer nur als einen Unterthan, wie sie selbst ist, betrachten muß. Die Demokratische Monarchie hingegen, wenn es eine giebt, müßte sich von selbst zur reinen Demokratie hinneigen: weil auch ein darin vorhandener Adel nie zahlreich genug

genug sein könnte, um von Bedeutung zu sein, und um dem Fürsten eine Unterstützung zu gewähren, wenn das Volk mit dem ganzen Gewichte seiner Macht und seiner Zahl zugleich gegen ihn, einen Einzelnen, steht.

Frankreich war, wie es scheint, in den letzten Zeiten — nicht durch Recht, aber doch in der That — eine Aristokratische Monarchie geworden; von welcher es noch nicht ausgemacht ist, ob in derselben der Monarch mehr Gewalt hatte, oder der ihn zunächst umgebende Hofadel und die hohe Geistlichkeit, welche den Landadel wie das Volk unterdrückten.

Bei der Zusammenberufung der Allgemeinen Stände, zeigte sich sogleich das Uebergewicht des Volkes; die Revoluzion entschied dasselbe: und die Macht, welche den Munizipalitäten verliehen ward, führte die ganz neue Form einer Demokratischen Monarchie herbei. Sie begründete sich förmlich, als der Adel aufgehoben, die Konstituzion gemacht, und vom Könige angenommen war; und schien wenigstens so lange, bis sich zeigen würde, ob sie, nach dem natürlichen Hange einer solchen Verfassung, eine reine Demokratie werden, oder, der besondern Zeitumstände wegen, durch Wiederherstel-

lung des Adels sich in eine gemischte Monarchie verändern würde, Bestand zu erhalten.

Doch drohte ihr schon damals eine andere Katastrophe. Die Jakobinergesellschaft, welche sich inzwischen gebildet, zu allen diesen Veränderungen mächtig mitgewirkt hatte, und nun die herrschende Partei geworden war, hatte bei Erreichung ihrer Zwecke den grossen Haufen zu ihrem stärksten Werkzeuge gebraucht; und die Zügellosigkeit desselben schien die junge Demokratie, noch ehe sie die Monarchie völlig überwunden haben würde, in den Abgrund der Ochlokratie stürzen zu wollen. Es schien Alles noch mehr diesen Weg zu nehmen, als, bei der Zusammenberufung des Konvents, das Bürgerrecht oder die Wahlfähigkeit auf eine ganz außerordentliche Weise ausgedehnt ward. Allein es zeigte sich bald, daß jene — auf eine noch immer nicht recht begreifliche Weise — fest verbundene Gesellschaft das Volk noch an dem Zügel hielt, und diesen nur nach Gefallen schießen ließ. Der Nazionalkonvent hob die Königswürde auf, und erklärte die Demokratie: welche das Volk und die Armee ohne Widerstand und wider alles Vermuthen annahmen. Indeß waren die Repräsentanten, die eigentlich Regierenden, auch itzt nicht frei: die geringere Zahl der Jakobinischgesinnten setzte alle

Plane

Plane wider die Mehrheit durch; und nichts bewies dies unwiderleglicher, als die Verurtheilung des Königs und seine Hinrichtung.

Diese Gesellschaft ist aber nicht zum Repräsentanten vom Volke gesetzmäßig gewählt worden, sondern hat sich selbst diese Gewalt angemaaßt. Das sich Demokratisch dünkende Frankreich ist also nichts als eine Aristokratie; ja, was noch mehr, die schlimmste Gattung derselben, nehmlich eine Oligarchie. Denn es ist schon nicht zu bezweifeln, daß der Pariser Klub die übrigen beherrscht; und überhaupt läßt es sich nicht anders denken, als daß eine Gesellschaft, welche ihre Plane gegen alle konstituirte Autoritäten durchzusetzen weiß, von wenigen Häuptern dirigirt werden müsse: wie solches auch schon als Thatsache in Frankreich behauptet wird. Was endlich diese Aristokratie ganz besonders charakterisirt, und sie noch fürchterlicher für den ihr unterworfnen Staat macht, ist: daß sie eine Geheime Gesellschaft ist, deren Obere, deren Mittel und innere Einrichtung nicht öffentlich bekannt sind.

Frankreich ist also, in weniger als vier Jahren, von der Aristokratischen Monarchie zur Demokratischen; von dieser, die Ochlokratie nahe vorbei, zur Demokratie — dem Namen nach, in

der That aber zur schlimmsten Aristokratischen Form, der Oligarchie, übergegangen.

Man darf also nicht fragen: Ob dieser große Staat eine Demokratie bleiben könne? welches derselbe noch erst werden müßte; sondern: Ob die ihn beherrschende Aristokratie von Dauer sein könne, oder was für einer Verfassung sie Platz machen werde? ... Die Vermischung der Demokratie mit dieser oder einer andern Aristokratie ist wohl die unmöglichste Voraussetzung; hingegen eine, eingeschränkte oder unumschränkte, Monarchie hat das Beispiel der Engländischen Republik für sich, die auch (wie die Französische) durch eine Aristokratie, der Generaloffiziere nehmlich, in der Geburt erstickt ward. Dort hatten Diese, gemeinschaftlich mit dem Parlamente, (wie hier die Jakobiner mit dem Konvente) die Demokratie erklärt; da sie zugleich durch die Armeen dieses Parlament (wie die Jakobiner diesen Konvent durch die Nazionalgarden, die Föderirten, und den bewafneten Pöbel) beherrschten. Und die Offiziere waren es, die das Parlament durch Ausschließung aller andersgesinnten Glieder (wie hier die Jakobiner den Konvent durch Drohungen) zum Morde ihrer Könige trieben. — Der Unterschied zwischen beiden Fällen ist aber: daß England sich selbst über-

lassen

lassen blieb, und die Veränderungen also dort einen langsamen Gang nehmen konnten; welchen hier die Dazwischenkunft der benachbarten Staaten wahrscheinlich beschleunigen wird.

4.

Zwei Epigramme Theokrits.

Wenn das Simple, Anspruchlose, womit das Griechische Epigramm so oft auftritt, auch nicht zum Charakteristischen desselben gehörte; so müßte es doch in den Epigrammen des Theokritus gefunden werden, da es gerade ein eigenthümlicher Zug seiner Muse war.

Hier liefern wir denen, welche das Schöne gern in solchem bescheidenen Gewande erblicken, zwei derselben, die zu Inschriften auf das Grab eines gewissen „Eurymedon" dienen sollten, welcher, „mit „Hinterlassung eines unmündigen Sohnes, frühzeitig verstorben" war. Das Erste ist gleichsam nur ein leiser Seufzer, der sich aber dem Leser unwiderstehlich mittheilt.

I.

Nun erfahr' ich, ob du dem Biederern größere Ehre
Zollst; ob der Böse von dir, Wanderer, Gleiches empfängt.

 Heil

Heil (so sprich) des Grabmaals Erde! Heil ihr, weil sanfter
Auf Eurymedons heiligem Haupte sie ruht!

Wer wird nicht von selbst die Anwendung auf einen Fall machen, der noch jedes gefühlvolle Herz erschüttert!! ..... Das Zweite leidet eine solche Anwendung nicht; denn Theokritus hatte keine "Stadt" vor sich, deren Bürger den Vater gemordet hatten, und den unmündigen Weisen mit eifersüchtiger Furcht ansehen mußten.

II.

Du hinterließest den zarten Sohn; und fandest, ein Jüngling
Noch, Eurymedon! dieses zu zeitige Grab.
Deinen Sitz hast du nun unter göttlichen Männern; und ihn ehrt,
Deiner eingedenk, als eines Biedern, die Stadt.

Gr. v. F — n.

5.

Die zwei Handelsspekulanten.

Ein Pendant zu der Diderotschen Erzählung: Jakob und sein Herr.

Es mögen etwa sechs oder sieben Jahre sein, als man auf der Börse zu Hamburg die gewisse Nachricht

richt erhielt, daß in Frankreich, besonders zu Bordeaux, großer Kornmangel sei. Dieser Mangel, die Ursache vieler Sorgen und Bekümmernisse unter der nicht reichen Volksklasse zu Bordeaux, ward eine Ursache großer Freude unter den Kornspekulanten in Hamburg. Sie eilten, ihre Schiffe mit dem Vorrathe zu befrachten, der in ihren Magazinen seit Jahren gelegen hatte, und nahe daran war zu verderben. — Zwei dieser Kaufleute wurden mit ihrer Befrachtung am nehmlichen Tage fertig, und die Schiffe sollten Abends ihre Fahrt antreten. Der Wind war gut. Das Schiff des Einen ging zur bestimmten Stunde wirklich ab. Der Wind drehte sich immer so, wie das Schiff ihn brauchte, um seine Reise nach Bordeaux in der möglich kürzesten Zeit zu vollenden; das Korn, welches es geladen hatte, ward mit 50 Prozent Gewinn verkauft. Der Schiffer nahm zu Bordeaux eine Returladung ein; und ein eben so günstiger Wind, als ihn dorthin geleitet hatte, brachte ihn eben so geschwind nach Hamburg zurück. Durch diesen einzigen Koup ward der Kornhändler binnen drei Wochen noch um 20 bis 30000 Mark reicher, als er vorher schon war.

Das Schiff des Andern? Es lag noch bei Kuxhaven, als das erste schon zurück kam. An

dem Abend, wo beide von Hamburg hätten abgehen sollen, wo das erste, wie gesagt, wirklich abging; wollte auch der Schiffer des Andern sich aus seiner Wohnung an Bord begeben. Allein, seine junge hübsche Frau hatte ihm noch allerlei zu sagen; und er ihr: dies hielt ihn etwa eine halbe Stunde auf. Aber nun ward ihr nicht wohl: ein Chirurgus mußte geholt werden; der junge zärtliche Mann wollte gern erst alles abwarten, ehe er an Bord ging: darüber verliefen einige Stunden. Er segelte endlich nach Mitternacht ab. Müde von den Unruhen der Nacht, schläft er ein; der Steuermann, welchen er erst damals angenommen, ist ziemlich unerfahren; das Schif bleibt auf einer Untiefe sitzen. Mit vieler Mühe wird es wieder flott gemacht. Aber in der Zwischenzeit hat sich der Wind geändert; eben der Wind, welcher dem ersten Schiffe so günstig ist, bläst dem zweiten entgegen. Nur einige Wochen nach der Zurückkunft jenes erstern, kömmt dieses zweite Schif nach Bordeaux. Seine Ladung muß mit Verlust verkauft werden, weil in der Zwischenzeit aus Amsterdam, aus Bremen, aus England, kurz aus allen Enden und Orten, eine Menge Schiffe mit Getreide angelangt sind; Theurung und Mangel haben dem Ueberfluß und den wohlfeilen Preisen

weichen müssen. Der Befrachter des zweiten Schifs ward durch diese einzige Expedizion um 20 bis 30, 000 Mark ärmer. — Das Schif des Erstern machte in selbigem Sommer noch vier eben so glückliche Reisen; das Zweite machte der Reisen nur noch zwei, und eben so unglücklich. Von nun an war der Befrachter des erstern ein Matador an der Börse; der Befrachter des Zweiten? sein Kredit fing an zu wanken; er ward endlich bankerott, weil viele seiner Spekulazionen durch Zufälle eben so übel geriethen.

So viel kömmt auf das Glück, auf das Verhängniß, auf den Zufall an — nennen Sie es, wie Sie wollen —: kurz auf den Zusammenlauf von Umständen, die nicht in unsrer Gewalt stehn.

Mit diesen Worten schloß ich meine Erzählung, wodurch ich, als an einem Beispiele, meinem Freunde E. beweisen wollte, daß das Verhängniß, das Glück, der Zufall, oder wie man es heißen will, über alle Angelegenheiten der Menschen, über ihr Fortkommen und Nichtfortkommen, über das Gelingen und Nichtgelingen ihrer Unternehmungen, über den Ausgang ihres Thuns und Lassens, entscheidet. Mit andern Worten: daß es dort oben alles geschrieben steht, was jedem Menschen in jedem Augenblick seines Lebens

bens begegnen soll. . . . . Aber mein Freund E. beharrte bei seinem System, wie ich bei dem meinigen. Wir fuhren in unserm Gespräche also fort. — Vorläufig muß ich noch bemerken, daß mein alter, nun schon den Siebzigern naher, Freund zwar kein Wolfianer, aber doch in der Wolfischen Schule gebildet ist. Er selbst pflegt zu sagen: Wolfs Methode sei die beste, welche zur Wahrheit führen könne; nur Wolf selbst habe sie oft so schlecht angewandt, daß man sich darüber wundern möchte.

Er. Ich erkenne in dem Ausgange der beiden Spekulazionen die Wirkung des Zusammenlaufs von verschiednen Umständen, die zum Theil nicht in der Gewalt der Spekulanten standen. Zum Theil, sage ich: denn, daß einige derselben in ihrer Gewalt waren, gestehen Sie Selbst zu. Ob noch mehrere es waren, wollen wir gleich untersuchen. Aber, mag es damit sein wie es will, ich schreibe den ungleichen Ausgang dieser Spekulazionen nicht dem Glücke oder dem Verhängniß zu: in dem Sinne, wie die Menschen gewöhnlich diese Worte nehmen. Man denkt sich — zwar nicht deutlich, sondern dunkel — dabei ein gewisses eigensinniges Wesen, welches die Umstände sans rime et sans raison so

mit einander verknüpft, daß dem Einen all sein Unternehmen, fange er es weise oder thöricht an, gelingen, dem Andern hingegen, möge er sich klug oder dumm betragen, Alles mißlingen muß. Ich brauche auch die Ausdrücke: Glück und Unglück, Verhängniß, Zufall; aber in einem andern Sinne. Ich stelle mir die Sache so vor: der Ausgang einer jeden Unternehmung ist der nothwendige Effekt des Zusammentreffens aller der Ursachen und Umstände, die erfordert wurden, diesen Effekt hervorzubringen. Alle diese Ursachen und Umstände waren eine Wirkung vorhergegangner Ursachen und Umstände; diese wieder eine solche Wirkung, und so ins Unendliche fort. Man kann also jede Begebenheit als das nothwendige Resultat von den Triebfedern und Rädern einer sehr zusammengesetzten Maschine betrachten. In dieser großen Maschine nun, welche wir die Welt nennen, ist auch der menschliche Geist eine Triebfeder, oder ein Rad: gleichviel, ob Sie ihn mit einer Feder oder mit einem Rade vergleichen wollen. Dieser menschliche Geist übersieht die Umstände, die zur Hervorbringung einer Begebenheit wirken, entweder mehr oder weniger; beurtheilt sie entweder mehr oder minder richtig; macht, diesem Urtheile zufolge, einen den Umständen mehr oder weniger angemes-

messnen Plan; und führt diesen Plan auf eine Art aus, die den Umständen entweder mehr oder weniger angemessen ist. Je besser also ein Mensch alle Umstände, die zum Ausgange seiner Unternehmungen beitragen, kennt; jemehr sein Plan mit diesen Umständen übereinstimmt, je mehr die Ausführung, mit denselben harmonirt: destomehr ist der Ausgang ein Werk seiner Klugheit, und nicht der mechanischen Ursachen. Je weniger er die Umstände übersieht, je unrichtiger er sie beurtheilt, je grösser der Widerspruch ist zwischen seinem Plan und den Umständen, zwischen seiner Ausführung und den Umständen: destowehr entscheiden die mechanischen oder nothwendigen Ursachen. Und darin besteht seine Unweisheit, seine Thorheit, daß er bei Plan und Ausführung auf die Umstände so wenig Rücksicht genommen hat.

Ich. Was waren hier in unserm Fall für Umstände zu beurtheilen? Die Schiffe mußten zu rechter Zeit ihre volle Ladung haben, und zu rechter Zeit abgehen. Meine Spekulanten hatten beide dafür gesorgt: der Eine sowohl, als der Andere. Was konnte aber dieser dafür, daß sein Schiffer die rechte Zeit bei seinem Weibe versäumte?

Er. Gerade dieses, der Charakter des Schiffers, seine Geschicklichkeit, seine Thätigkeit, seine Pflicht-

liebe

liebe, gehörten mit zu den Umständen, die bei dem Plane dieser Spekulanten in Betrachtung kommen mußten. Der Eine erwog sie vielleicht: er nahm einen Schiffer, von dem er wußte, daß er ganz genau zur rechten Stunde auf seinem Posten sich einfinden und seine Reise antreten würde, daß er weder von einem jungen hübschen Weibe, noch vom Spiel, oder sonst irgend einem andern Vergnügen oder Geschäft, sich würde abhalten lassen, seine Pflicht zur bestimmten Zeit zu erfüllen. Der Andre begnügte sich damit, daß er überhaupt wußte, sein Schiffer sei nicht ungeschickt, und ein guter ehrlicher Mann. Aber er bedachte nicht, daß er ein junger Ehemann war, daß er eine junge hübsche Frau hatte, und daß beim Abschiednehmen eines solchen Paares, allerlei vorfallen kann. Hätte er die beiden Umstände recht erwogen, so würde er vielleicht sorgfältiger aufgepaßt haben, ob der Schiffer auch zur angesetzten Stunde seine Anker lichtete und seine Segel aufzog; und sobald er Verzögerung gemerket, würde er sich nach der Ursache erkundigt, und den Schiffer angetrieben haben, daß dieser nicht so viel Zeit versäumt hätte. Denn wenn der Wind günstig ist, muß man ihn keine Stunde ungenützt verstreichen lassen. Der Fehler der meisten Menschen liegt eben darin: sie segeln nicht,

wenn der Wind gut ist; sondern sie wollen segeln, wenn es ihnen einfällt, und ist ihnen dann der Wind nicht günstig, so beklagen sie sich über Unglück.

Ich. Ich will annehmen, der Eine der beiden Kornhändler war ein besserer Menschenkenner als der Andre, und hatte also seinen Schiffer besser gewählt. Aber nun frage ich: woher war er ein beßrer Menschenkenner? weil er es sein wollte? oder, weil er mehr Gelegenheit hatte, sich Menschenkenntniß zu erwerben?

Er. Das letzte. Da aber die bloße Gelegenheit nichts hilft, so muß also hinzukommen, daß er auch von Natur mehr Anlage hatte, Menschenkenner zu werden. Das ist, von den ersten Jahren an war sein Verstand darauf gerichtet, die Menschen in ihrem Thun und Lassen zu beobachten, und aus den Beobachtungen sich gewisse Merkmale zu abstrahiren, wornach er die ihm vorkommenden Menschen und ihre Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit zu gewissen Geschäften, zum voraus beurtheilen konnte.

Ich. Aber, woher bekam sein Verstand gerade die Richtung auf diesen Gegenstand?

Er. Das ist eine höhere Frage. Davon reden wir itzt nicht. Genug, der Verstand und das Benehmen der Menschen behaupten unter den Ursa-

chen

chen und Umständen, die zusammengenommen eine Begebenheit, eine Wirkung, — das sogenannte Glück oder Unglück — hervorbringen, einen vorzüglichen Platz.

Ich. Verstand und Benehmen! — Auf das Benehmen haben Charakter und Temperament entscheidenden Einfluß. Der Hastige, der Feurige, kann nicht langsam, kann nicht mit Kälte zu Werke gehn. Der Phlegmatische, der Ruhige, der Gelaßne, ist des Feuers und der Entschlossenheit nicht fähig, ohne die man oft nicht zum Ziel gelanget. Wenn nun der Feurige, der Heftige in Umstände geräth, wo Hitze und Ungeduld alles verderben, wo nur Gelassenheit und Besonnenheit einen guten Ausgang verschaffen können; wenn, umgekehrt, der kalte, ruhige, langsam überlegende Mann in Umstände versetzt wird, wo nur schnelle Entschlüsse und feurige Thätigkeit helfen können: ist das nicht Unglück für beide? Kann man sich selbst einen Charakter, ein Temperament geben, wie man es gern haben möchte?

Er. Das freilich nicht. Aber durch Uebung kann man sich die Fertigkeit erwerben, sein Temperament zu beherrschen, kann man seinen Charakter vervollkommnen. Auch die durch Uebung erworbnen Fertigkeiten sind ein Rad in der ganzen Maschine

schine, wodurch das, was wir Glück oder Unglück nennen, hervorgebracht wird.

6.

Ueber die Zigeuner;

besonders im Königreich Preussen.

(Man s. Februar, Nr. 3.)

Von ihrer Sprache.

Manche Leser stellen sich vielleicht vor, daß die Sprache der Zigeuner nur aus den Mundarten derjenigen Nazionen, unter welchen sie sich itzt aufhalten, verderbt, und bloß wegen ihrer Verderbtheit unverständlich geworden sei; oder daß dies Volk nichts als ein selbsterfundenes Rothwälsch, eine sogenannte Diebessprache rede, welche sich auf keine eigentliche Regeln der Grammatik zurückbringen lasse. Allein, dies ist nicht der Fall. Die Zigeuner haben eine eigene, alte, von allen Europäischen verschiedene, regelmäßige, im Bau und in der Bildung sehr bestimmte, Sprache. Von einigen Besonderheiten und wahren merkwürdigen Feinheiten ihrer Grammatik werde ich nachher zu reden Gelegenheit haben.

Indeß

Indeß hat doch, natürlicher weise, während des Laufes der 4 Jahrhunderte, da die Zigeuner bei uns leben, vieles aus unsern Sprachen sich in die ihrige einweben müssen. Theils waren sie seit solange gezwungen fremde Sprachen zu lernen und zu reden, theils fanden sie in der ihrigen für mehrere Dinge keinen Ausdruck, theils vergaßen sie wohl manches ursprünglich mitgebrachte Wort. Dieses Eingemischte muß sorgfältig ausgesondert werden, um richtige Schlüsse über ihre Abstammung zu ziehen. So aber hat Hr. Grellmann manche Deutsche, Italiänische, und Slavische Wörter mit in sein Zigeunerisches Register aufgenommen. So fand sich, daß die im Ermeland aufgegriffenen Zigeuner Ausdrücke hatten, welche die im Budupönschen Amte wohnenden nicht verstanden; und umgekehrt: jenes waren Polnische, dieses Littauische Wörter. So sind die von Hrn. Grellmann eingerücktenGebetsformeln fast unbrauchbar, weil nicht dabei angezeigt wird, was Ungarisch und was wirklich Zigeunerisch ist. Gerade in den Wörtern für moralische und religiöse Begriffe ist die Sprache solcher wandernden und unkultivirten Menschen am ärmsten *); sie müssen die

 Aus-

*) Hr. Grellmann wundert sich zwar (S. 151 seines Buchs), daß man „an manchen Orten nicht ein-

Ausdrücke dafür von denjenigen Völkern erborgen, von welchen sie die Begriffe selbst erhalten haben. Der Littauische Zigeuner Adam übersetzte in dem Vaterunser das Wort Reich durch Reichthum; Wille, durch Befehle; Versuchung, auf mehrere Arten: Verführung, Schaden, auch: führe uns nicht auf Sünden, in Sünden; von Ewigkeit zu Ewigkeit, nun und zu aller Zeit; auch ein andermal: vom Leben (Dasein) bis zum Leben. Bei dem zweiten Glaubensartikel, erklärte er sehr naiv, daß die Worte: der empfangen ist von dem heil. Geist, gar nicht könnten übersetzt werden.

Es ist allerdings nicht leicht, von den Zigeunern ihre Sprache zu erlernen. Nicht zwar ihrer „Orientalischen Seelen" wegen, wie Hr. Grellmann

„einmal das Vaterunser von den Zigeunern hat „übersetzt erhalten können." Aber richtiger urtheilt wohl Hr. Schlözer in seiner Nordischen Geschichte, S. 304: „Ein wunderlicher Einfall „unsrer reisenden Sprachforscher, daß sie sich immer „das Vaterunser — zur Sprachprobe den allerunschicklichsten Aufsatz — haben übersetzen lassen! Wie „soll der rohe Wogule, Tschuwasche, u. s. w. schwere „Begriffe, die er kaum denken kann, in seiner sinnlichen ungebildeten Sprache nur erträglich ausdrücken? Eine naive Liebeserklärung, eine Klage über „einen Todesfall, mit Einem Wort, eine Reihe „von Ideen, deren alle Völker unter allen Himmelsstrichen fähig sind, und zu denen auch die ärmste „Sprache Zeichen hat, hätte das Sujet einer allgemeinen Sprachprobe werden müssen."

mann (S. 5 und 12 seines Buchs) sich ausdrückt, und wovon er einen neuen Beweis in der Verheimlichung ihrer Sprache (S. 321) zu finden glaubt, weil auch die Indier in Astrakan Hrn. Pallas nicht haben Rede stehen wollen. Im Gegentheil, würden die Zigeuner gern das letzte Wort, welches sie auf der Seele haben, herausstoßen, wenn sie es nur zu geben, oder der Untersucher es abzufragen verstände. Die Schwierigkeit liegt bloß darin, daß diese Menschen, welche ihren Kopf nie zu grammatischen und etymologischen Auseinandersetzungen angewandt haben, solche Fragen theils gar nicht fassen, theils wenn sie dies auch thun, nicht gehörig beantworten können. — Indeß trift freilich auch wohl der Fall ein, daß ein Zigeuner sich dasjenige zu entdecken scheuet, was ihn mit seinen Freunden auf das engste verbindet und seinen Feinden allein unbekannt ist; daß er folglich, aus veranlaßtem Mißtrauen oder aus kindischer Furcht, seine Sprache geheim hält, um gleichsam diesen kostbaren Schatz, welcher eine Art von Fortunatus's Hut für ihn abgiebt, nicht zu verlieren. Welcher Zigeuner aber so denkt und darnach handelt, der thut es, weil er ein Mensch, nicht aber weil er ein Hindostaner ist.

Ich selbst kann von dem genannten Zigeuner Adam hier ein auffallendes Beispiel dieser Verheimlichung anführen, welches zugleich einen bisher streitigen Punkt in etwas aufzuklären dient. Die Frage: Wie nennt ein Volk sich selber? ist bei historisch-etymologischen Untersuchungen wichtig. Wie also nennen sich die Zigeuner? Mit Recht antwortet man: *Roma* oder Romma, in der mehrern Zahl; Rom, in der einfachen. Es ist unbegreiflich, wie Hr Grellmann (S. 320, 321) dies Faktum als eine irrige Meinung verwerfen, und bei diesem Nazionalnamen Rom lieber an ein Wort Ram, welches die Indier als eine Ausrufung gebrauchen sollen, denken will. Rom ist im Zigeunerischen keine Interjektion, sondern ein bedeutendes Substantiv: es heißt Mann, vir, Ehemann; Romneskero Prabl heißt Mannesbruder; Romni, die Ehefrau, auch wohl Frau überhaupt. Die Zigeuner haben die Sitte, welche man bei mehrern zumal halbwilden Völkern findet, daß sie, entweder aus Unkunde der übrigen Welt oder aus Stolz, sich gleichsam vorzugsweise Männer oder Menschen nennen.

Allein, sie geben sich auch noch andere Namen; und eben daraus macht Adam ein Geheimniß. Es kostete dem Pfarrer Zippel viele und oft gewandte

Fra-

Fragen, um das Wort *Melelle* als eine solche Nazionalbenennung zu entdecken. — Und endlich lernte er noch eine dritte kennen, und zwar durch einen Bauern seines Kirchspiels, welcher die Sprache der Zigeuner etwas versteht, da er in der Jugend in seines Vaters Hause mit denselben Umgang gehabt hat. Schon seit langer Zeit sitzt er auf dem väterlichen Erbe; und in den 23 Jahren, daß Hr. Z. dort ist, hat sich in dem Dorfe, wo dieser Bauer wohnt, kein Zigeuner aufgehalten. Dieser gab den eigentlichen Namen des Volkes an. Auf die Frage nehmlich: Wie sich die Zigeuner ausdrückten, wenn sie Andere ihrer Nazion ankommen sähen? antwortete er: *Sintender* avela, von den Zigeunern kommen (veniunt). Nun bestätigte Adam diese Benennung, welche doch von ihm selbst zuerst nicht herauszubringen war. Warum er dies Wort, und das obige: Melelle verschwieg, läßt sich nicht sagen; Unwissenheit war wenigstens die Ursache nicht. — Itzt gestand er gleichfalls zu, daß sich die Zigeuner (wie Hr. Rüdiger bemerkt) auch *Käle*, Schwarze, nenneten.

Sinte *) heißt also dieses Volk. Das Wort ist nur im Plural gebräuchlich, und wird so dekli-

 nirt:

*) Das e in diesem und den folgenden Wörtern hat einen, bei den Zigeunern und auch bei den Littauern gewöhn-

nirt: Nom. Sinte, Gen. Sintengero, Dat. Sintende, Akk. 1 Sinten, Akk. 2 Sintenge, Ablat. 1 Sintender, Abl. 2 Sintessa. — Dieser ihr Namen mögte wohl deutlicher, als ihre moralischen Eigenschaften, auf ihr Vaterland hinzeigen, wenn man sich nehmlich erinnert, daß der Indusstrom im Lande selbst Sinde heißt, daß südöstlich unter dessen Ausfluß der Meerbusen von Shindy ist, und daß Thevenot in dieser Gegend Siganer oder Singaner wohnen läßt. (Man s. Rennel's Karte von Ostindien, und Hrn Grellmann S. 325.)

Da es oft charakteristisch ist, zu sehen, wie ein Volk andre Nazionen benennt, so will ich noch Folgendes hersetzen. Die Zigeuner nennen einen Deutschen Sfasso; oder auch einen Deutschen Mann Sfassetko gajo, eine Deutsche Frau Sfassetki gaji *). Ein Preusse heißt bei ihnen Preissitko,

gewöhnlichen, eigenen Ton, daß es fast wie ein i lautet, und schwer davon zu unterscheiden ist.

*) Gajo heißt ein Mann, wie Rom; Manusch, ein Mensch. — Der Name Sachsen für die Deutschen ist auffallend. Die Dänen heißen bei den Finnen so; denn diese nennen Dänmark Saxa oder Saxanmaa. Die Deutschen aber führen diesen Namen in Siebenbürgen: der von Alters her dort von unsern Landsleuten bewohnte Strich heißt das „Land der Sachsen," die „Stühle der Sachsen." Merkwürdig ist es, daß die Ermländischen Zigeuner nicht so redeten. Sie hatten für einen Deutschen, oder

sitko, nehmlich Manusch, ein Preussischer Mensch. Ein Pole, Tschiballo: sicherlich von tschina schneiden und bal das Haar, da der geschorne Kopf den Polen so sehr charakterisirt. Ein Russe heißt Khelladdo; ein Littauer, Lallero; ein Italiäner, Italienaris; ein Franzose, Waldscho, Wälscher. Ein Jude, Tschindo: entweder auch von dem Verbum tschina schneiden, der Beschnittene (da sogar der Verschnittene so heißt, z. B. statt Wallach sagen sie das geschnittene Pferd tschindo grei); oder von dem Adjektiv tschindo geizig.

(Bei dieser Gelegenheit mögen auch aus der Sprache der Littauer folgende Benennungen ihrer Nachbarn hier stehen. Den Zigeuner nennen sie mit den zwei aus dem Deutschen geformten Wörtern: Zigonas (Plural Zigonai), oder Zigankas (Plur. Zigankai). Ein Preusse heißt bei den Littauern Prussas; ein Russe, Maskolus, Moskowiter.

oder auch für einen Weißen überhaupt, bloß das allgemeine Wort Gajo. Einiger Unterschied in der Sprache der Littauischen und Ermländischen Zigeuner ist schon oben bemerkt worden. In Absicht der erstern, scheint die Benennung der Deutschen durch Sachsen, imgleichen die wahrscheinlich von den Wlachen erlernten Wörter: Sapuni Seife, Kampana Klocke, duivolti zweimal, auf ihren Siebenbürgischen Ursprung hinzuweisen; die Ermländischen kamen wahrscheinlich aus Polen. Deutsches mischten sie beiderseits ein.

kowiter. Ein Pole, Lenkas: sicherlich von Lenke, ebenes flaches Land, welches auch das Wort Pole im Polnischen selbst bedeutet. Die in Natangen wohnenden Preussischen Polen heißen Mosurei, Masuren. Den Deutschen nennt der Littauer Wokjetis; doch braucht er dies Wort auch für jeden Unlittauer: so begreift er z. B. die neben ihm wohnenden Schweizer und Französischen Kolonisten darunter, für welche er sonst auch wohl die besondern Namen Schweisteris und Pranzussas hat. Eine gemeine Benennung andrer Nazionen, das Wort Ausländer, hat er nicht; er sagt dafür: ne nuo musu jmonu, nicht von unsern Leuten. Daher kömmt vielleicht der stolzklingende Ausdruck von sich selbst im Singular; fast wie die Zigeuner sich Roma, Männer, benennen. Will der Littauer sich nehmlich von einem Deutschen unterscheiden, so nennt er sich jmonus, einen Menschen, und jenen Wokjetis, einen Ausländer, Barbaren. Sonst aber heißt der Preussische Littauer, und nennt sich selbst, Letuwninkis oder Letuwninkas: von dem Lande welches er bewohnt, Letuwa Littauen. Die Einwohner im Polnischen Großherzogthum Littauen heißen eigentlich Jemaitschei, Niedrunzer; allein die Preussischen nennen sie, gewöhnlich und fast verächtlich, Guddai:

welches

welches Wort, Ostermeiern zufolge, höchstwahrscheinlich durch Gothen übersetzt werden muß.)

Kein glücklicherer Gedanke konnte bei den Geschichtsforschern entstehen, als die Sprache desjenigen Volkes, dessen Abstammung und Verwandtschaft sie kennen lernen wollten, zu studiren und mit den Sprachen andrer Völker zusammenzuhalten. So ist über den bisher allen historischen Grüblern unerforschlich gebliebenen Ursprung der Zigeuner unlängst, durch die Vergleichung ihrer Sprache mit der Hindostanischen, ein neues Licht aufgegangen. Man hat daher seit der Zeit sich alle Mühe gegeben, die Uebereinstimmung der beiden Sprachen zu zeigen. Der Hauptsatz ist dadurch aufs Reine gebracht; und auch Hr. Grellmann hat, nach dem Fingerzeige seiner Vorgänger, recht gut hierzu gesammelt. Aber auch die Verschiedenheit, die in der That nicht geringe ist, hätte man bemerken sollen; da diese vielleicht zu einigen Aufschlüssen, theils über den Zeitpunkt wann, theils über die Gegend von wo, und vermittelst dieser beiden Umstände auch über den eigentlichen Volksstamm, aus dessen Mitte die Zigeuner ausgezogen sind, führen kann.

In Hindostan (oder Ostindien), diesem großen Reiche, welches sich von Kap Komorin bis an die

Usbe-

Usbekische Tatarei, und von dem Bengalischen Meerbusen bis an die Persische Gränze erstreckt, welches an 70,000 Quadratmeilen enthält, — rechnet man gemeiniglich drei Haupt = Landessprachen. Nehmlich die fremden, der Europäischen Nazionen, welche in Ostindien Besitzungen haben, kommen hierbei nicht in Betrachtung. Jene sind: die Schanskrit, die Persische, und die Hindostanische. Die erste ist die Sprache der Braminen, welche von ihnen, als eine hochheilige Religionssache, vor den Lippen aller Ungeweiheten bewahret wird. Die Persische beschränkt sich auf den Hof, auf öffentliche Staatsangelegenheiten, und auf Gelehrte. Die letztere ist die allgemeinste: denn sie wird von Gelehrten und Ungelehrten, von den ursprünglichen Eingebornen den Hindus und von ihren Mohammedanischen Eroberern, verstanden; sie wird im ganzen Reiche geredet, obgleich es natürlich auch viele Provinzialsprachen giebt, die man in Europa aber nur dem Namen nach kennt (z. B. die Bengata, Urriah, Telingasprache), und deren Gebrauch in den Gränzen eines Königreichs oder eines Landstriches beschränkt bleibt. Dies ist die gewöhnliche, und im Ganzen auch wohl richtige, Vorstellung von dieser weit verbreiteten Sprache, weshalb man ihr auch den Namen des Landes selbst beigelegt hat.

Wie ist nun die in Europa sogenannte Hindostanische Sprache beschaffen, mit welcher das Zigeunerische so sehr übereinkömmt, aber wovon es doch auch, wenn es mit kritischer Sorgfalt aufgenommen erscheint, in der That wiederum so merklich abweicht? . . . Wir kennen sie aus den einzig darüber vorhandenen fünf Schriften, welche man bei Hrn Rüdiger, und zum Theil auch bei Hrn Grellmann genannt findet. Die vornehmsten zwei, welche die andern drei entbehrlich machen, sind: *Benjam. Schulzii* grammatica hindostanica; und *Ferguson's* dictionary and grammar of the hindostan language. Nach diesen nun ergiebt sich das Hindostanische, von Seiten des Stoffes sowohl als des Baues betrachtet, wie eine bloße Lingua Franka, eine wahre Allemannssprache.

Vielleicht daß die Zahl der Stammwörter, welche den Grund von allen Ausdrücken in Ferguson's Dictionary enthalten, sich nicht über 100 beläuft. Alle übrige sind theils plumpe Zusammensetzungen aus diesen; theils kahle Wiederholungen, indem einem Ausdrucke alle Bedeutungen, so weit sie nur irgend eine Aehnlichkeit mit der ursprünglichen haben, ohne alle Bestimmung des Unterschiedes, untergelegt werden. Wenn man sich die wenigen Grundwörter für die unentbehrlichsten und allgemeinsten

meinsten Begriffe zuerst aufsucht, als huna sein, kurrna machen, dena geben, lena nehmen, launa bringen, bala auch tschub gut, budd auch tschrab böse, buht viel, kumm wenig, jumma zusammen, judda vonander, fihr zurück; so wird man schon wissen, was judda huna, judda kurrna heißt. Aber das stellt man sich wohl kaum vor, daß das erstere Wort auch so viel ist, als: vermeiden, verschiedener Meinung sein; und das letzte so viel als: entfernen, trennen, ausschließen, unterscheiden, abstrahiren. Oder daß jumma-kurrna auch versammeln, mustern; daß kumm-kurrna auch stillen, besänftigen, demüthigen; daß kumm-huna auch mangeln, abnehmen, schwinden; oder daß bala kurrna auch ausbessern, reformiren; und tschrab-kurrna auch verderben, verschleudern, mißbrauchen, verkehren, vernichten, abschaffen, niederreißen, vertilgen, bedeutet. Nun nehme man vollends das Anhängsel walla, welches allemal das Subjekt anzeigt, und aus Zeitwörtern Hauptwörter bilden hilft. So ist tschrab-kurrna walla Einer welcher verderbet, verschleudert, u. s. w.; bala-kurrn-walla, ein Verbesserer; tschufch naom-kurrn-walla, ein Lobredner (wörtlich: ein angenehmen Namen macher); jiyal sowel kurrn-walla, ein Disputant (ein Argumentenmacher).

Man

Man kann leicht denken, wie die Ausdrücke für komplexe abgezogene Begriffe auf ähnliche Art zusammengefügt sein werden; und es ist nun nicht befremdlich, ehaad de launa (zum Gedenken bringen) für erinnern, hirre kuet-kurrna (Hinderniß machen) für aufhalten, larga-rena (lange bleiben) für wohnen, tihl luggauna (Oel anlegen) für salben, galli-dena (Geschrei geben) für zanken, schelten, gebraucht zu sehn. Aber wunderlich ist es gewiß, ganz einfache Wörter durch Umschreibungen ausgedrückt zu finden; kuddem-lena (Schritt nehmen) für treten, hussie-kurrna für lächeln, nihn-kurrna für schlafen, ehaad-kurrna für denken, tschirz-kurrna (Kosten machen) für verzehren, humle kurrna (Angriff machen) für wagen, tafa-kurrna für hassen, kaam-lena (Arbeit nehmen) für gebrauchen, und sogar rack-dena (Halt geben) für setzen, malum-kurrna für fühlen, und zumma-huna für haben.

So ist es mit dem Stof dieser Sprache bewandt *); unter deren einfachen Grundwörtern übri-

*) Noch eine andere, in den Archipelen unterhalb Südasien weit verbreitete, und fast wie eine Lingua Franka daselbst geltende Sprache, die Malaiische scheint mir, so weit ich sie aus den Holländischen Nachrichten beurtheilen kann, eben so roh im Wörterstof und eben so schlecht organisirt in der Zusammen-

übrigens diejenigen, welche sich auf Religion und Polizei beziehen, als: Gott, Himmel, Priester, Kirche; Markt, Edikt, Gesandter, — sämmtlich, außerdem aber noch viele, welche Handel und Wissenschaften betreffen, Arabisch und Persisch sind.

Vergleichen wir nun mit diesem Wörterstof der Hindostanischen Sprache, so wie Ferguson sie in Bengalen aufgefaßt hat, den Wörterstof der Zigeunersprache, so wie diese in Preussen aufgefaßt worden ist; so ergeben sich sogleich folgende Unterschiede.

1) In der Zigeunersprache ist keine Spur von Arabischen Wörtern zu finden; und von ächten Persischen sind wohl auch nur sehr wenige vorhanden. Für alle die Begriffe, welche nach Ferguson durch einfache Arabische Wörter ausgedrückt werden, hat der Zigeuner originale Ausdrücke. Er nennt Gott nicht Allah, oder (Persisch) Chuda, sondern dewel; den Teufel nicht Scheitan oder Buht, sondern Beng; den Himmel nicht asmaan, sondern bolle-

mensetzung zu sein. Und vielleicht muß eine Sprache zu diesem Zweck eine solche Beschaffenheit haben, muß weder reicher noch regelmäßig bestimmter sein, damit sie den Verstand und das Gedächtniß nicht zu sehr beschwere, und jeden Zusatz und jede Art der Behandlung ohne Widerstreben gestatte.

bollepen; den Priester nicht Imam, sondern Raschei; die Kirche nicht Modschet, sondern Kangheri; den Herrn nicht Saheb oder Aga oder Malek, sondern Rei; den Bettler nicht Fakihr, sondern Mangepaskro. Wer des Arabischen und Persischen gehörig kundig, das Hindostanische Wörterbuch mit dem Zigeunerischen vergliche; würde, allem Vermuthen nach, finden, daß für jeden Arabischen Ausdruck, der Zigeuner entweder ein ursprünglich eigenes, oder ein von Europäischen Sprachen entlehntes Wort hat; und daß in Absicht des Persischen es sich meist eben so verhalte.

2) Eine große Menge von Wörtern für die unentbehrlichsten Begriffe und Sachen sind, so wie Ferguson diese Wörter angiebt, von den Originalwörtern, womit der Zigeuner jene Begriffe und Sachen benennt, schlechterdings verschieden. So haben die Benennungen der Farben, als: weiß, schwarz, roth, grün, gelb; der Nahrungsmittel, als: Butter, Käse, Erbsen, Wein, Ei, Brot, Oel; der Thiere, als: Ochs, Kuh, Kalb, Gans, Ente, Hahn, Henne, Hund; ferner die Wörter für gut, böse, schön, wahr, bitter, süß, ganz, halb, für Mann, Weib, Zeit, Arbeit, und mehrere andre, in beiden Sprachen nicht die mindeste Aehnlichkeit. — Dagegen kommen für manche eben so unent-

behrliche Begriffe und Sachen, im Hindostanischen Wörterbuch zwei oder drei ganz verschiedene Ausdrücke vor, worunter dann gewöhnlich einer ganz genau mit dem Zigeunerischen stimmt.

3) Von der unförmlichen Wörterzusammensetzung, die das Hindostanische charakterisirt, kömmt in der Zigeunersprache nichts vor. Zwar bildet sie auch Zusammensetzungen aller Art (trotz der höchst bildsamen Deutschen Sprache), und namentlich ebenfalls viele mit den Ausdrücken für machen, geben, nehmen; allein sie thut dies nach bestimmten Regeln, so daß das Kompositum eine besondre Organisazion (wenn man so sagen darf) bekömmt: statt daß die Hindostanische bloß Wörter zusammenschiebt, ohne sie durch eine Modifikazion zu vereinen.

Hält man auf gleiche Weise die beiden Sprachen von Seiten ihres Baues oder ihrer grammatischen Verfassung gegen einander: so zeigt sich die Sprache des Zigeuners als eine ursprüngliche Stammsprache; und dagegen die Sprache des Hindostaners als eine durch fremde Heteroglotten, die ohne Mühe sich einander verständlich zu machen gesucht haben, vereinfachte und erleichterte, aber eben darum auch sehr grob und los organisirte Lingua Franka. Das Hindostanische ist sichtbar ein

gewalt

gewaltthätiges Produkt aus späteren Zeiten, so stark gemischt und schlecht verfaßt, als es die Einwohner des Landes selbst durch die Eroberungen ihrer Mohammedanischen Gebieter, der Türken, Patanen, und Mogollen, sind.

Der Zigeuner hat in seiner Deklinazion, mit dem Vokativ zusammen, 8 Kasus *), deren Endungen ganz bestimmt, und unter einander so verschieden sind, daß kein einziger Kasus mit einem andern, weder im Singular noch im Plural, übereinkömmt. Der Hindostaner hingegen deklinirt seine Hauptwörter im Singular genau eben so wie

*) Oben ist bei Gelegenheit des Nazionalnamens Sinte, die Deklinazion eines Plurals vorgekommen. Ich will hier nur noch eine Probe hersetzen, ein Maskulinum, bloß im Singular. O Gajo, der Mann; e gajeskero des Mannes; e gajeski, dem Manne; e gajes, den Mann; e gajeske, für den Mann; e gajester, von dem Manne; e gajeha, mit dem Manne. — Den Genitiv kann man nicht, wie den Akkusativ und Ablativ, doppelt rechnen, obgleich er zweierlei Endungen hat. Er ändert nehmlich seinen letzten Buchstab in o und i, das heißt in Maskulin und Feminin, je nachdem das ihn regierende Hauptwort männlich oder weiblich ist. Gajeskeri dei, des Mannes Mutter; gajeskero raklo, des Mannes Schüler. Dies kömmt daher, weil er wie ein Adjektiv angesehen wird, und mehrere Adjektiva auch weiter nichts als wahre Genitive sind, wie: bersch das Jahr, berschiskero jährig; kascht Holz, kaschteno hölzern (de bois). Diese Geschlechtsänderung des Genitivs ist auch im Hindostanischen.

im Plural, indem er im Genitiv bloß die Silbe ka, im Dativ sowohl als Akkusativ die Silbe ku, und im ersten Ablativ die Silbe me, im zweiten die Silbe se anhängt, welche Silben auch für sich, abgetrennt, den Sinn der Präposizionen in und mit haben. — Auf ähnliche Art unterscheiden sich die Pronomina. — Der Zigeuner macht die Gradazion der Beiwörter so, daß er, um den Komparativ zu bilden, die Endung des Positivs in idir verwandelt, und durch Vorsetzung des Wortes kohn (wer? welcher?) vor den Komparativ, den Superlativ macht. Baro heißt z. B. groß, baridir größer; kohn baridir der größte; kamlo lieb, kamlidir lieber, kohn kamlidir der liebste. Die Wendung in der Form des Superlativs ist in der That recht sinnreich. Der Größte ist derjenige, bei welchem ich fragen kann: wer ist größer? Mein Liebster heißt m'ro kohn kamlidir, wörtlich: mein wer (nehmlich: ist mir?) lieber. Dagegen komparirt der Hindostaner bloß durch Vorsetzung der Wörter issu mehr und subsu meist vor den Positiv; z. B. purana alt, issu purana älter, subsu purana der älteste.

Der Zigeuner konjugirt so, daß das Zeitwort für jede Person eine ganz verschiedene Endung bekömmt, so daß die persönlichen Fürwörter wegblei-

ben können, und der Sinn doch genau bestimmt ist. Der Hindostaner behält einerlei Endung für die 3 Personen im Singular, und einerlei für die 3 im Plural, sodaß ohne Pronomina personalia nichts zu verstehen ist; und hilft sich, um doch einige Bestimmung ganz leicht anzubringen, dadurch, daß er männliche und weibliche Konjugazion unterscheidet, indem in allen Temporibus die drei Personen im Singular männlich auf a, weiblich auf i, und im Plural männlich auf e, weiblich auf ia ausgehen. Denn es ist eine allgemeine Regel der Hindostanischen Deklinazion, daß die Wörter die im Singular a haben, im Plural die Endigung e, die übrigen aber die Endung ia bekommen; und es ist eine eben so allgemeine Regel der Motion (Geschlechtsveränderung), daß man die Endung des Maskulins, um daraus das Feminin zu machen, in i verwandelt. Hier haben also die rohen Patanen und Mogollen die einfache Regel der Motion sogar auf das Zeitwort angewandt, um sich nur das Konjugiren zu ersparen.

Der Zigeuner hat freilich nur zwei Zeiten: das Präsens und das Präteritum; dabei aber drei Konjunktive, wodurch er die Nüancen ausdrücken kann, welche z. B. der Lateiner durch ut faciam, ut facerem, und ut fecissem, angiebt. Ferner

haben eine Art von Partizipium Aktivum, oder von Gerundivkonstruktion, und ein bestimmtes Partizipium Passivum. Aber, was merkwürdig ist, er hat keinen Infinitiv, sondern drückt den Sinn desselben sehr künstlich durch konjunktivische Konstruktion aus. Statt zu sagen: ich will schreiben, sagt er: me kamava te tschinnav, ich will daß ich schreibe, und so in allen Personen und Zeiten, tu kamöha te tschinnes, du willst daß du schreibest, u. s. w.; wobei er die Mühe des doppelten sehr bestimmten Konjugirens hat. Ferner hat er kein Futurum; den Sinn desselben drückt er gleichfalls sehr künstlich durch Hülfe des Wortes kommen oder gehen aus; und zwar, weil ihm der Infinitiv fehlt, mit beigefügtem Konjunktiv. — Der Hindostaner dagegen hat aus dem künstlichen Bau des Futurums sich eine einfache Form gemacht; und weiß, so viel sich aus den von Ferguson angeführten Redensarten abnehmen läßt, von keinen Konjunktiven.

Der Zigeuner endlich giebt die abstrakten Begriffe von Haben, Können, und Sollen oder Müssen durch ganz besondere Wendungen. Der Ausdruck von Haben durch das Zeitwort Sein mit dem Dativ ist ihm freilich mit vielen, zumal morgenländischen Sprachen gemein. Aber die Ma-

nier,

nier, wie er das Können und Müssen ausdrückt, ist ganz original. Ich trage, heißt: me liggervava; ich kann tragen, me *sasti* liggervava. Nun wird das Zeitwort regelmäßig im Indikativ fort konjugirt, so daß es für sich nichts weiter sagen würde, als: ich trage, du trägst, er trägt; aber mit dem unveränderlichen sasti, welches zwischen das Personenwort und das Zeitwort eingeschaltet ist, heißt es: ich kann tragen, du kannst tragen, u. s. w. Folgendes Beispiel zeigt zugleich die Netttigkeit der grammatischen Konstruktion: Tryne tannende mje sasti dschaha, pjesal, kliste, e wordineha; das heißt: auf 3 Arten können wir reisen, zu Fuß, reitend, und zu Wagen. Das Sollen oder Müssen wird dadurch ausgedrückt, daß zwischen dem Personalpronomen und dem Konjunktiv des Zeitworts das unveränderliche homte — oder, da das te (welches dem Deutschen daß und dem Lateinischen ut gleichgilt) eigentlich zum Konjunktiv gehört, bloß das unveränderliche hom — steht. Zum Beispiel, me homte dschav, ich muß gehen. (Man kann sich hierbei einigermaßen das Französische *il faut* denken; nur erstlich steht es nicht zwischen dem je und aille; und zweitens giebt es keine andere gleiche Konstruktion mit dem Indikativ, um das Können

anzuzeigen.) Mje homte e Devlis te kammas te leste kandas, heißt: wir sollen Gott lieben und ihm gehorchen; hingegen mje sasti e Devlis kammava te les kandava, wir können Gott lieben und ihm gehorchen. — Der Hindostaner drückt Haben auch durch Seyn, aber unvollkommen aus, da er keinen vom Akkusativ verschiedenen Dativ hat; allein für Können nimmt er das Wort Wissen sickna, welches der Zigeuner auch hat, aber nur da braucht, wo es richtig paßt, statt daß der Hindostaner es überall setzt. Das Französische je puis parler und je sais parler, drückt der Zigeuner eben so unterschieden aus, durch: me sasti pennava und me dschinnava te pennav; hingegen der Hindostaner weiß diesen Unterschied nicht anzugeben. Endlich das Müssen oder Sollen drückt der letztere durch fremde Wörter oder Umschreibungen aus, oder läßt es ganz weg.

Das Resultat aller dieser Vergleichungen führt auf folgende Schlüsse:

1. Die sogenannte Hindostanische Sprache hat zwar wohl aus der Zigeunerischen, oder aus derjenigen des dortigen Landes, welche mit der Zigeunerischen einerlei ist, nicht aber umgekehrt, entstehen können.

2. Nach

2. Nach dem Unterschiede des Hindostanischen und Zigeunerischen zu urtheilen, müssen die Zigeuner entweder früher ausgezogen sein, als das Hindostanische sich gebildet hat; oder in einer Gegend gesessen haben, wo es nicht gangbar wurde; oder in einem Zustande geblieben sein, wo sie es nicht lernen konnten.

Der letzte Fall ist, alles genau erwogen, nicht denkbar, selbst wenn man die Zigeuner sofort, bittweise, für Pareier halten wollte. Es würde also alles darauf ankommen, auszumitteln, seit welcher Zeit das sogenannte Hindostanische, so wie es itzt beschaffen ist, sich in Hindostan gebildet, und über welche Gegenden es sich seit seiner Entstehung verbreitet hat, und anitzt noch verbreitet ist? . . . . Entstanden ist es durch die Vermischung der Landeseingeborenen mit ihren Mohammedanischen Eroberern: das zeigt der Stof und der Bau der Sprache offenbar. Die Türkische Herrschaft, der Gasniden (vom Jahr 1000 an) dauerte wohl nicht lange genug, und erstreckte sich vom obern Hindostan wohl nicht tief genug herab, um diese Sprache zu bilden; obgleich sie als Erzproselytenmacher alles mit Feuer und Schwert zu

ihrem

ihrem Glauben, und so mitunter auch wohl zu ihrer Sprache, bekehrten. Aber unter den Patanen entstand das Hindostanische gewiß, und zwar wahrscheinlich schon vor 1400: denn eine solche Sprache entsteht bald, oder nie. Im Jahr 1206 traten die Patanen als Oberherrn im nördlichen Hindostan auf, und eroberten 1240 Bengalen. Um 1300 mag also die neue Mischsprache daselbst aufgekommen; und, als jene Zerstörer 1310 südwärts nach Dekan zogen, und 1340 den Sitz ihres Reiches daselbst errichteten, auch dort seit 1400 gangbar geworden sein. Im Jahr 1417 finden wir die Zigeuner auf Deutschem Boden.

Wie weit aber jene Sprache, ich will nicht einmal sagen, in verschiednen Zeitpunkten sich erstreckt hat, sondern auch nur gegenwärtig wirklich sich erstreckt: darüber lassen uns alle Nachrichten im Dunkeln. Zwar stimmt Ferguson, welcher auf Sir John Graham's, damaligen Residenten in Midnapur, Aufforderung die Sprache in Bengalen lernte, mit Schulz welcher sie in Karnatik erlernte, ziemlich überein; und immer findet man diese Sprache, als allgemein ausgebreitet, angegeben. Allein, allem Vermuthen und der Natur der Sache nach,

kann

kann und wird sie doch nur in dem Sinne allgemein sein, als es z. B. die Deutsche in dem Landstriche zwischen Memel und Petersburg ist, oder — um dem Lande, wo die vorliegenden Untersuchungen angestellt sind, noch näher zu bleiben — in Ostpreußen, wo zur Noth Jedermann Deutsch versteht, und gleichwohl Polnisch und Littauisch als Volkssprachen bestehen.

Kurz, nur eine genauere Kenntniß der ursprünglichen Sprachen oder Mundarten, deren sich die eingebornen Hindus im Umgange mit einander (nicht mit ihren Mohammedanischen Herrn) in den verschiedenen, zumal den uns Europäern noch so unbekannten nordwestlichen Gegenden bedienen, z. B. die Seiks, die Dschaten *); nur diese Kenntniß allein

*) Wollte man Hypothesen über den Ursprung der Zigeuner machen, so könnte man wohl an einen Indischen Völkerstamm unter oder neben den Seiks denken. Sie wohnen an dem Ausfluß des Indus oder Sinde (man s. oben von dem Namen der Zigeuner Sinte). Sie sind geschworne Feinde der Mohammedanischen Unterdrücker ihres Vaterlandes, und haben beständige Kriege mit den Patanen und Mogullen geführt. Sie verwerfen allen Aberglauben, und sind reine Deisten. Sie nehmen, um sich zu verstärken, Ueberläufer aus allen Völkern und Parteien an, haben sich aber

allein kann über die Zeit und den Ort der Zigeunerauswanderung neues Licht geben: und, durch beyde Umstände, auch über den Stamm oder die Kaste, wozu sie gehören. — Daß sie nicht, wie der große Linguist Büttner meinte, Afganen oder Patanen sind, ist aus dem Umstande, daß ihre Sprache nichts Arabisches, und vielleicht eben so wenig Persisches enthält, ziemlich klar.

Hr Grellmann will ganz genau die Kaste angeben, zu welcher die Zigeuner in ihrem alten Vaterlande gehörten; und nennt sie Suder oder Pareier: allein, dies ist wahrlich nicht so leicht erwiesen als er glaubt. Ueberhaupt macht er sich die Sache viel zu leicht, und wirft sich selbst zu wenig Bedenklichkeiten auf. Um ihn in den heilsamen Zustand des Zweifelns zu versetzen, will ich nur erinnern, wie wenig wir überhaupt von der Hindo-

aber auch selbst wieder in Parteien gespalten. — Aus dieser Gegend konnten die mißvergnügten Afganen ausziehn; oder, wenn sie dies nicht sogleich nach dem Einfall der Patanen thaten, sich in ihrer Sandwüste von der ansteckenden Sprachverwirrung rein erhalten; zumal da die Eroberer, ohne sich bei ihnen aufzuhalten, lieber in die wunderbar gesegneten und ungeheuer reichen Ost- und Südgegenden herabzogen.

Hindostanischen Sprache, auf welche hierbei doch alles ankömmt, wissen. Bei den Untersuchungen darüber (und so ist es auch in den vorstehenden geschehen) wird freilich immer vorausgesetzt, daß diese Sprache so beschaffen sei, als die genannten Quellen sie angeben. Aber dies ist in der That eine ziemlich mißliche Voraussetzung. Wahrlich, die Grundsätze der allgemeinen Sprachforschung, und die Maximen des Abfragens einer fremden Sprache, so wie beide ein Kenner, welchem gewiß die eigene Erfahrung nicht fremd ist, zum Theil in der Rezension über das Russische Universalglossar in der Allgemeinen Literaturzeitung mitgetheilt hat, — scheinen wenig bekannt, und wegen der Kunst und Mühe, die dazu gehört, noch weniger befolgt zu sein. In des ehrlichen Schulz Grammatica hindostanica ist sicherlich die Syntax und vieles Andere völlig mißverstanden. — Aber, wenn nun alles gelten soll, was die bekannten Gewährsmänner sagen; wie kann sodann derjenige Volksstamm, welcher die bei weitem regelmäßigere, feinere, unverderbtere Sprache redet, zu der verworfensten aller Menschengattungen gehören? Hr. Grellmann weiset ihnen doch nicht darum diesen schrecklichen Rang ehemals am Indus an, weil sie itzt bei uns freilich

freilich keinen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft haben? Und warum sollten, wenn ein fremder Wüterich im Lande stürmt *), gerade solche Elende, die keine Religion, keine Gesetze, keine Sitten, kein Vaterland, kein Eigenthum, ja keine Spur der Menschheit zu verlieren haben, aus wunderbarem Patriotismus auszziehn, und die seltsamste Reise durch die Welt antreten, um nur den Greuel der Verwüstung in ihrer Heimath nicht mit anzusehn?

Hr Grellmann sagt S. 327: "Sie sind Pareiet oder Suders, und nimmt in dem ganzen Kapitel diese beiden Namen für gleichbedeutend. Allein nichts ist falscher. Die Sudder sind ein ehrenvoller Stand, und zwar der vierte (nach den Bramiuen, den Edlen oder Kriegern, und den Kaufleuten): sie machen den Stand der Handwerker und Landleute aus. — Hr Gr. sagt ebendaselbst: "Die Kaste der Suders, die auf der Malabarischen Halbinsel, wo die Verfassung eben die-

*) Hr Grellmann läßt sie (S. 328) vor dem Mogolischen Eroberer Timur um das J. 1408 entweichen. Aber das Gemisch der Landessprache, wovon die Zigeuner sich doch rein erhalten haben, war wohl früher (man s. oben).

„dieselbige als in Hindostan ist, Parias oder Pareier genannt werden." — Woher weiß Hr Gr. aber, daß es solche Pareier, als er aus Reisebeschreibungen in Malabar kennt, auch ein halbtausend Meilen davon am Indus giebt? Es lassen sich mehr als eine Spezialursache für die Existenz der — wie Hr Gr. sie eigentlich hätte nennen sollen — Hallachoren in Malabar auffinden, welche übrigens gar keine Kaste, sondern ein Auswurf von allen Kasten sind; welche Spezialursachen in dem Landstrich am Indus nicht Statt finden. Wenn man auf der Karte eine Linie von Petersburg nach Triest zieht; so ist das westwärts von dieser Linie bis Kap Finisterrä hin liegende Stück des Kontinents von Europa, mit Britannien und den Inseln im Mittelländischen Meere zusammen, noch lange so groß nicht als Hindostan. Man macht sich die Sache in der That zu bequem, wenn man hier Alles unter Einen Hut bringen, und die Data aus einzelnen entfernten Reisebeschreibungen gleich verallgemeinern will. Nein! es gehörte ein wahres Wunder dazu, wenn in diesem ungeheuren Lande, vollends ohne daß es ehemals unter einem gemeinschaftlichen Haupte vereint war, von Alters

her Eine gemeinsame Urverfassung, Ursprache, und Urreligion hätte Statt finden können.

Ich will nur noch anmerken, daß der Zigeuner ein originales Wort für Eis (pago; — vielleicht verwandt mit πηγνυμι, compact) und Schnee (ghiv), und ein des Polnischen Ursprungs verdächtiges für es friert (mreissola) hat. Wogegen im Hindostanischen Wörterbuch nichts von diesen Ausdrücken zu finden ist; wohl aber ein Wort für kalt. Dieses heißt tinda, und bedeutet zugleich milde; sodaß Kaltsinn, wörtlich ins Hindostanische übersetzt, auch Sanftmuth oder wohl gar Zärtlichkeit bezeichnen könnte.

Diese allgemeinen, mit einigen Exempeln belegten, Bemerkungen über die Zigeunersprache werden hier genügen, um den Leser in Stand zu setzen, über diesen nicht uninteressanten Gegenstand selbst zu urtheilen. Der lexikalische und grammatische Stof zu denselben findet sich in dem mir aus Preussen mitgetheilten Papieren, über deren Inhalt und Zuverlässigkeit ich noch folgendes zu sagen nöthig halte. Die erwähnten Papiere enthalten nicht bloß ein sorgfältig aufgenommenes Wörterbuch

buch der Zigeunersprache; sondern auch eine genaue Angabe von ihren Redetheilen, von deren Veränderung, Biegungen, Zusammensetzungen, und von der Syntaxis; ferner eine Uebersetzung von den Wörtern, den Gesprächen, den Redensarten und Sprichwörtern, aus Pepliers's Grammaire; sodann eine, Seite vor Seite durchgeführte, Vergleichung von Ferguson's Grammatik des Hindostanischen mit dem Zigeunerischen; und endlich Berichtigungen desjenigen, was sich in dem Rußischen Universalglossar, in Hrn Grellmanns Werk, und in Hrn Rüdiger's Zuwachs zur Sprachkunde, über das Zigeunerische findet. — In Königsberg beschäftigte sich mit der Untersuchung dieser Sprache bei den im Ermeland eingefangenen Zigeunern derjenige Gelehrte, dessen oben schon einmal angeführte Rezension über das von Hrn Pallas herausgegebene Universalglossarium des Russischen Reichs, in der Allgemeinen Literaturzeitung, bekannt ist. In Littauen setzte Hr Pfarrer Zippel die Nachforschungen über diesen Gegenstand sehr lange fort; wie denn z. B. die Entdeckung, daß der Zigeunersprache der Infinitiv fehlt, erst nach Jahr und Tag gemacht ward. — Natürlich kann ich hier keine weiteren Auszüge davon mittheilen, son-

sondern beschränke mich bloß auf vorstehende allgemeine Bemerkungen. Die Papiere selbst sende ich itzt an unsern gelehrten und fleißigen Sprachforscher, Hrn Kammersekretär Rüdiger in Halle. So kommen sie gewiß in die rechten Hände; und so kann das Publikum den besten Gebrauch, welcher sich davon machen läßt, erwarten.

Noch versichert Hr Zippel in Absicht der Volkslieder, daß er sich trotz der sorgfältigsten Mühe nicht hat überzeugen können, daß dies Volk selbstverfertigte Gedichte besitze. "Der Zigeuner Adam läugnet dieses gänzlich und beständig; und diejenigen, unter welchen sie gewohnt haben und noch wohnen, versichern einmüthig, daß sie niemals Lieder von ihnen in der Zigeunersprache gehört haben. Der Müssiggang läßt ihnen sonst Zeit genug auch zum Singen übrig; aber sie entlehnen ihre Gesänge von den Deutschen, oder den Littauern. Die Gesetztern unter ihnen singen auch geistliche Lieder, welche sie, ob sie gleich katholisch sind, von den Unsrigen gelernt haben." — In Siebenbürgen und der Walachei *) reimet der Zigeuner nicht nur

aus

*) Sulzer vom Transalpinischen Dacien; welche auch Hr Grellmann S. 153 anführt.

aus dem Stegereif, und singet sein Lied zur Begleitung eines Instrumentes her; sondern, was in der That seltsam genug ist, Dichtkunst und Tonkunst befinden sich daselbst bloß in den Händen des Zigeuners. Aber, auch dort gebraucht er zu seinen Liedern einzig die dortige Landessprache.

B.

7.

Verzeichniß

der im 1sten Quartal des Kirchenjahres 1793 in Berlin Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren Söhne.	Geboren Töchter.	Gestorben. M. Ge. Erw.	Gestorben. M. Ge. Unerw.	Gestorben. W. Ge. Erw.	Gestorben. W. Ge. Unerw.
Vom 1 bis 7 Dez. 1792.	59	52	38	36	33	34
v. 8 —— 14 —	54	55	32	33	27	46
v. 15 —— 21 —	50	54	35	38	30	37
v. 22 —— 28 —	59	53	20	32	23	31
v. 29 Dez. bis 4 Jän. 1793.	50	42	19	23	20	17
v. 5 —— 11 —	52	54	17	44	24	30
v. 12 —— 18 —	69	48	24	33	21	30
v. 19 —— 25 —	60	65	21	33	22	38
v. 26 Jänn. bis 1 Febr.	62	51	30	25	28	18
v. 2 —— 8 —	61	32	29	24	23	24
v. 9 —— 15 —	70	60	27	37	30	25
v. 16 —— 22 —	69	58	22	30	19	25
v. 23 Febr. bis 1 März.	54	62	27	29	24	25
	769	686	341	417	324	380
Summa	1455		1462			

Unter den Gebornen sind 94 unehel. Söhne und 92 unehl. Töchter: zusammen 186. Ferner 13 Zwillingspaare und 1 Drillingsgeburt.

Balance.

Geboren	= = =	1455
Gestorben	= = =	1462
Mehr gestorben		7

Berlinische Monatsschrift.

1793 Mai.

I.

Wider einen groben Witzling.

Horazens sechste Ode des fünften Buches.

◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ – ◡ –
◡ – ◡ – ◡ – ◡ –

Was fällst du Kläffer friedliche Gesellen an,
Und wagst dich an die Wölfe nie?
Auf mich den eiteln Zorn gekehrt, dafern du kannst!
Den beiße, der dich wieder beißt!
Denn kein Molosser, kein braungelber Sparter (Freund
Und Stärke seines Hirten) jagt
Durch hohen Schnee mit aufgewecktem Ohr ein Wild
So rastlos vor sich her, als ich.
Doch du, der ärgste Beller, schweigst, so bald du nur
Den vorgeworfnen Bissen riechst.
Nimm dich in Acht! auf Buben heb' ich augenblicks
Ein fürchterliches Horn empor,
Lykambens treulos abgewies'nem Eidam gleich,
Und grimmiger, wie Bupals Feind.
Ha! sollt' ich, sonder Rache, weinen als ein Kind,
Wenn mich ein grober Zahn verletzt?

Anmerkungen.

Der Dichter rächt hier vermuthlich einen würdigen Freund, der die Gabe sich herum zu beißen gar nicht hatte, auch nicht haben wollte: einen Freund, der die Tischgesellschaften, aus wohlverstandenem Ehrgeize, weder auf seine noch auf irgend eines Gastes Kosten belustigen wollte, damit es nicht das Ansehen hätte, als wollte er, gleich einigen Possenreißern und parasitischen Sophisten, mit seinem kaustischen Witze dem Herrn des Hauses den Wein und Braten bezahlen, und machen, daß er ihn bald wieder nöthigen sollte.

Dieser Freund, dessen sich Horaz so eifrig annimmt, ist vielleicht Virgil gewesen. Sein Biograph Donatus, bringt uns auf diesen Gedanken. Nachdem derselbe von der Freundlichkeit, der Sanftmuth und Geduld Virgils geredet, auch zugleich gesagt, daß er die Guten gelobt und niemanden getadelt habe, fährt er fort: „Als ihm „ein Freund erzählte, daß Kornificius ihn hasse und „Schmähreden gegen ihn ausstoße: antwortete er: Womit habe ich diese verdient? Ich habe den Kornificius „nie beleidigt; ja, ich liebe ihn so gar. — Weißt „du nicht den Spruch des Hesiodus? Der „Baumeister beneidet den Baumeister, „der Poet den Poeten. — Der Grieche redet „von den schlechten; denn die guten lieben die, welche „vortrefflicher sind. Aber ich habe die löblichste Rache „in meiner Gewalt: ich will mich des Guten noch mehr „befleißigen; und je besser ich seyn werde, desto mehr „wird es den Neid schmerzen. — Ein Vertrauter des „Augustus, mit Namen Filiskus, griff den Virgil bey „aller Gelegenheit mit beißenden Spöttereyen an, so „daß dieser oft stillschweigend hinausging, oder roth „ward, und nicht antwortete. — Als Filiskus ihn „einst verspottete, daß er gar keine Zunge habe und „wenn er auch eine hätte, seine Sache doch nicht vertheidigen könnte, schalt Augustus voll Unwillen den „Spötter; Maro aber sagte: Wenn er die Zeit zu „schweigen verstünde, Cäsar, so würde er seltener reden. . . . Wer eine Streitfrage aufwirft, und nicht

„ein-

„einsieht, was es für Nutzen bringt, wenn sie entschie-
„den ist, den halten wahre Weltweisen für einen Thoren."

Noch einen kleinen Zusatz zu unserm Roman! — Als Horaz seine Jamben fertig hatte, bat er den Mäcenas oder einen andern Freund, wenn der Witzling wieder einmal mit dem Virgil anbinden wollte, die Rede zu unterbrechen, und zu fragen: Flaccus, hast du denn nichts neues mitgebracht? lies uns doch etwas vor. Dieß ward ausgeführt. Der Dichter nahm auf diese Auffoderung seine Schreibtafel hervor und las: Was fällst du Kläffer friedliche Gesellen an? u. s. w. Zu aller Anwesenden Freude ward hier der Unverschämte stumm, und ließ den Virgil künftig zufrieden, und Horaz hatte seinen Endzweck erreicht. — Warum aber dieses Stück in das fünfte Buch gerathen ist, das heißt, warum es der satirische Dichter unterdrückt hat, ist nunmehr leicht zu errathen: sein friedliebender Freund hatte ihn darum gebeten.

Einige glauben, Horaz habe mit diesem satirischen Gedicht den Kassius Severus gemeint, einen Menschen von niedrigem Stande, der sein Leben mit lauter Uebelthaten zugebracht hatte, aber ein starker Redner war, und seine Heftigkeit so weit trieb, daß er, auf das Urtheil geschworener Senatoren, nach Kreta verwiesen, und, als er es dort nicht besser machte, unter Tibers Regierung aller seiner Güter beraubt und für vogelfrey erklärt ward. Er beschloß sein Leben in einem hohen Alter auf den Seriphischen Felsen. Tacitus Jahrbücher, IV, 21.

V. 2, 3. Auf mich den eiteln Zorn gekehrt, dafern du kannst! Den beiße, der dich wieder beißt!) Der Dichter droht dem unverschämten Witzlinge, wie Katull dem Ravidus, mit einer derben Satire, die dieser fürchten mußte, weil er sich bewußt war, daß er Uebelthaten genug begangen hatte, die Horaz gar leicht ans Licht bringen könnte. Daß aber ein Unverschämter zu allen Lastern und Thorheiten fähig ist, ergiebt sich schon daraus, daß er — ein Unverschämter ist.

V. 5. Kein Molosser, kein braungelber Sparter.) In der Provinz Molossis in Epirus, und im Lakonischen Gebiet fiel die beste Art Hunde.

V 9, 10. Du, der ärgste Beller, schweigst, so bald du nur den vorgeworfnen Bissen riechst.) Du bist bey Tische (vielleicht auch vor Gerichte) der ärgste Schreier; aber, wenn man dir freie Tafel giebt, niederträchtig genug, zu schmeicheln wie ein Hund.

V. 13. Lykambens treulos abgewies'nem Eidam gleich.) Lykambes hatte dem Jambendichter Archilochus seine Tochter versprochen, und sie nachmals einem Andern gegeben. Hierüber erzürnte sich der Dichter, und machte so beißende Verse auf ihn, daß er sich erhenkte.

V. 14 Grimmiger, wie Bupals Feind.) Bupalus, ein Bildhauer, hatte den Poeten Hipponax, der sehr häßlich war, abgebildet und zum Spotte aufgestellt. Der Poet rächte sich durch eine Satire, die eben die Wirkung gehabt haben soll, wie die Jamben des Archilochus.

Ramler.

2.

Ueber Imlay's Beschreibung von Kentucky.

Ich gebe Ihnen nicht bloß Recht, mein Freund! ich freue mich, daß Sie bei Ihren politischen Untersuchungen nicht mehr auf Frankreich Rücksicht nehmen, nicht mehr von Frankreich ausgehen wollen. Wer kann auch noch mit Gleichmuth den Blick auf ein Land heften, wo täglich unaussprechliche Greuel uns zwingen, ihn mit wehmüthigem Entsetzen von dem irre geleiteten großen Haufen, und mit dem Entsetzen des Abscheus von der herrschenden Partei abzuwenden? Welch eine Partei, voll Plane der zerstörendsten

sten Herrschsucht, und ohne Gewissen über die empörendsten Mittel! Welch eine Partei, wo die verworfensten Bösewichter öffentlich auftreten dürfen; und die, welche im Verborgenen durch jene wirken, nicht viel geringere, nur freilich klügere, Verbrecher sind! Aber diese Verborgenen machen unstreitig die eigentliche herrschende Partei aus. Mich wundert, wie einsichtsvolle Beobachter der dortigen Mordscenen jene rasenden Stürmer für die wahren Hauptpersonen nehmen können; wie z. B. in den historischen Briefen über Paris (Minerva von Archenholz, Februar 1793), wo gewiß sehr richtige Kenntniß und Schilderung der Charaktere vorkommen, auf diese Weise von Marat und den Maratisten geredet wird. Wahrlich! so wenig ein Brander in einem Seetreffen das Admiralschiff selbst sein kann; so wenig lassen Marat und die ihm gleichen, sich als die Hauptdemagogen denken. Vielmehr werden sie nur, wissentlich oder sich selbst unbewußt, als fürchterliche Werkzeuge zur allgemeinen Zerstörung von geschickten aber bluttriefenden Armen fortgeschleudert. — Die alten Deutschen, sagt Möser *), nannten jede geheime Gesellschaft eine

 Teu=

*) Berl. Monatsschr. Febr. 1793, S. 104. — Ueber die in

Teufelsgilde; ohne hiervon weitere Anwendung machen zu wollen, verdient doch diejenige Rotte vollkommen diesen Namen, deren unbekannte Obern itzt nach Willkür über Frankreich schalten.

Sie beschäftigen sich itzt mit Nordamerika; und freilich ist es ein ganz anderer Anblick, welchen dieser mit Wunderkraft aufstrebende Freistaat gewähret. Auch dort tönet das Wort Freiheit auf allen Lippen; aber, die es aussprechen, nähren nicht Mordlust und Raubgier im Herzen. Es sind friedliche stille Bürger: verständige und thätige Arbeiter in Städten und bewohnten Ortschaften, oder Segen verdienende Anpflanzer großer wüster Gegenden; es sind gute sanfte Menschen, mit allen Tugenden des achtungswürdigen Mittelstandes, oder mit den einfachen Sitten einer fast patriarchalischen Lebensart. Sie geben selbst sich ihre Gesetze: aber gehorchen ihnen, als hätte ein Despot sie gegeben; sie wählen selbst sich ihre Repräsentanten: aber behandeln diese nicht als Sklaven, welchen sie Beschlüsse abdrohen oder abtrotzen können; sie zerrissen allen hierarchischen Zwang: aber man liest in keinem Etat civil bei ihnen, daß in einer einzigen

in Frankreich regierende geheime Partei sehe man auch im April den Aufsatz: Was ist die Französische Republik?

zigen Stadt tagtäglich zwischen 5 bis 10 Ehescheidungen bekannt gemacht werden *).

Ueber dieses wichtige Land habe ich immer gern Nachrichten gesammelt; und ich besitze handschriftliche Briefe eines Augenzeugen von den J. 1783 und 1784, welcher den, damals so eben von England anerkannten, neuen Staat sich fester bilden sah, und die ich Ihnen vielleicht einmal mittheile. — Itzt erfülle ich Ihre Forderung. Ich habe den von Ihnen mir genannten Imlay **) gelesen; mit Aufmerksamkeit,

 mit

*) Daß dies in Paris der Fall ist, seitdem die Ehescheidungen erlaubt sind, weiß jeder Leser des Moniteur.

**) „G. Imlay's (ehemaligen Kapitäns in der Amerikanischen Armee, und Kommissionärs der Ländervertheilung in dem Westlichen Gebiete) Nachrichten von dem Westlichen Lande der Nordamerikanischen Freistaaten, von dem Klima, den Naturprodukten, der Volksmenge, den Sitten und Gebräuchen desselben. Nebst einer Angabe der Indianischen Völkerstämme, die an den Gränzen wohnen; und einer Schilderung von den Gesetzen und der Regierung des Staates Kentucky. In Briefen an einen Freund in England. Aus dem Englischen übersetzt, mit vielen Anmerkungen und Bestimmungen der natürlichen Produkte, von E. A. W. Zimmermann, Hofrath und Professor in Braunschweig, Berlin 1793, in der Vossischen Buchhandlung." 12 Bogen in Großoktav. Einzeln; und auch in dem Neunten Bande des „Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, Berlin, bei Voß."

mit Vergnügen, selbst oft mit Rührung gelesen: und ich lege Ihnen meine Gedanken darüber vor.

Völlig einstimmig rufe ich mit Ihnen aus, mein Freund: Giebt es ein entzückenderes Schauspiel, als auf einem vor noch nicht langer Zeit öden Boden Leben und frohes Gewimmel zu sehn!... Ein alter Weiser nennt den Kampf eines großen Mannes gegen das erbitterte Schicksal einen der Gottheit würdigen Anblick; aber für die Menschheit ist es wohl das reizendste Bild: wenn da, wo seit der Schöpfung des Erdbodens nur Gras und Bäume wuchsen und wilde Thiere weideten, nun Städte stehn, nun Eigenthum und Sicherheit ist, nun Fleiß und Künste blühen; wenn ein unternehmender Geist nicht vom Feinde Länder erobert, sondern der alten Wildniß Provinzen entreißt, und Wüsteneien zu lachenden Wohngefilden umschaft, worauf thätige, wohlhabende, glückliche Menschen leben; wenn große Haufen von Völkern verschiedener Abkunft, verschiedener Sprachen, verschiedenen Glaubens, sich zu dem Edelsten, was die Weisheit je ersinnen konnte, vereinigen, in die schöne Ordnung Gesellschaftlicher Verfassung zusammentreten; und wenn alles dies so schnell geschieht,

daß

daß fast Ein Menschenalter noch die ersten Ansiedler mit der rohen Natur im Streit begriffen, und schon den gesitteten Staat vollendet und mächtig da stehn, sieht. — *) Wo Edward Drinker, als Kind, vor William Penn's Ankunft, Brombeeren pflückte und wilde Kaninchen fing; eben da wandelte er, als Greis, in den prachtvollen Straßen einer Stadt (Philadelphia), welcher selbst in Europa nur wenige gleichen *). Wo Will. Faden 1783 auf seiner Karte, welche alle merkwürdige Oerter enthält, nicht einmal einen Namen hinschrieb **); da erhob sich ein Land (Kentucky) so schnell, daß es neun Jahre später (1792) eine eigene Regierung und Verwaltung bekam, und als ein besonderer Staat in die Verbündung aufgenommen ward.

*) Drinker pflegte dies oft zu erzählen. Er ward 1688 in einer Hütte geboren, auf dem Fleck, wo Indianer und einige wenige Schweden und Holländer wohnten, und wo itzt Philadelphia steht. Er starb 1783. Man s. die Vorrede zu Imlay, S. V.

**) Man kennt diese vorzügliche Karte auch in Deutschland durch den sehr saubern Nachstich derselben bei „Sprengel's Historischem Kalender von der Revoluzion von Nordamerika. Im Haude und Spenerschen Verlag zu Berlin, 1784, in 12."

Wer kann es dem patriotischen Imlay verdenken, daß er alles dieses in seinem vollen Wehrte geltend macht! Nur lächeln muß man ein wenig, wenn er in dem Eifer des Anpreisens in Poesie und Uebertreibungen geräth. Seine Beschreibungen der Naturschönheiten, des Klimas, der Tagezeiten, sind gar zu schwülstig. Er lobt durchaus Alles; und so auch S. 66, daß Kentucky nirgends an das Meer gränzt: da man leicht einsehn kann, wie er bei entgegengesetzter Lage wiederum Stof zum Loben finden würde. So rechnet er, als ächter Optimist, Anfangs den Gewinn von den Büffeln als Vortheil an, und nachher wieder, daß sie durch zunehmende Volksmenge fast schon gänzlich aufgerieben sind. Sein Uebersetzer, Hofrath Zimmermann — nicht der Hannöversche, denn der liebt die Uebertreibungen; sondern der Braunschweigische — weiset ihn zuweilen sehr gut zurecht: z. B. S. 46, wo Imlay die Menschen bei Tausenden aus der Erde wachsen läßt, und da 100,000 nennt, wo die besten Beschreiber nur 6000 haben; S. 78 bei der übertriebenen Angabe von den Zuckerahornen; und an andern Orten mehr.

Vorzüglich lebhaft wirkt seine Phantasie, wenn er von künftigen Dingen spricht. Er glaubt im Ernst (S. 54, 55): daß, wenn die Westlichen Länder itzt 400,000 Menschen enthalten, und nach 15 Jahren vielleicht 800,000 enthalten können, dies alle 15 Jahre so fortgehen wird; und zwar nicht etwa in arithmetischer Progression, mit 400,000, sondern in geometrischer, immer um das Doppelte vermehrt: so daß er nach 60 Jahren glücklich an siebentehalb Millionen herausbringt, obgleich ganz Nordamerika itzt nur etwa 3 Millionen hat. — Recht schicklich ist es für einen Prediger der Freiheit und der Menschenrechte auch nicht, die künftigen Eroberungen mit in Rechnung zu bringen. Er sieht schon im Geiste, wie den Engländern Kanada, wie den Spaniern ihre nördlichen Besitzungen, wie selbst den eingebornen Indianern immer mehr Land wird entrissen werden. — Seine Unkunde in der Naturgeschichte wäre unbedeutend, wenn er nur nicht sogar den Spott der Unwissenheit hören ließe.

Indeß sind alles dieses nur kleine Flecken. Im Ganzen muß man seine Beschreibung treflich nennen; und treflich ist das Land, daß wir durch diese Beschreibung kennen lernen. — Vorzüglich,

züglich, gestehe ich Ihnen, haben mir der 7te und 8te Brief gefallen: Von der Art des Anbaus in den Westlichen Ländern, von der Lebensart daselbst (denn in den großen Handelsstädten am Meere ist wohl Luxus und Ueppigkeit wie in Europa), von den Reisewegen dorthin, dem schnellen Emporkommen bei anhaltendem Fleiße, den Genüssen der Naturgaben, u. s. w.; sodann von den Gesetzen und der Regierungsform, der Entbindung von aller hierarchischen Gewalt, der vollkommenen Religionsfreiheit, der einfachen Justiz, u. s. w.

Diese Nachrichten sind höchst anziehend und belehrend; sie geben Stof zu reichen Betrachtungen: nur, dünkt mich, sind die Schlüsse, welche Imlay daraus zieht, nicht ganz die richtigen. — Lassen Sie mich hier ein paar Gedanken gegen die großen Lobredner anbringen, welche der Amerikanische Freistaat seit einiger Zeit unter den Engländern, Franzosen, und Deutschen wiederum gefunden hat. Nicht, als verdiente er dies Lob nicht, als besäße er nicht die lobwürdigen Eigenschaften; sondern diese Eigenschaften sind nur die Frucht ganz anderer Dinge, als woran jene Lobredner denken.

Die

Die Freiheit, rufen sie, wirkt alles das Gute, wodurch jenes Land sich so auffallend von den unsrigen unterscheidet.... Mich dünkt, eine solche treffende Bemerkung, als Möser gegen Brissot macht, muß Nachdenken erregen, und zu andern ähnlichen Bemerkungen veranlassen. Brissot konnte (in seiner Reise durch Nordamerika) das Phänomen, daß aus den nicht verschlossenen Gefängnissen zu Nantucket und Philadelphia Keiner entwischte, nicht anders erklären, als durch das Ehrgefühl, welches die Freiheit bewirke. Allein Möser erinnert sehr richtig dagegen (B. Monatsschr. 1792 August S. 139): daß dies der Fall aller angehenden auf das Landeigenthum gegründeten Staaten sei, deren Einwohner nicht entfliehen können, ohne ihr Eigenthum zu verlassen. — Der gute Imlay treibt es mit dieser Verwechslung der Ursachen (fallacia caussae non caussae) zur Ehre der Freiheit noch weiter. Wenn der Anbauer in ruhigen Zeiten, unter einem milden Klima, aus einem guten Boden, dessen Kräfte durch tausendjährige Ruhe ungeschwächt erhalten sind, reichlichen Ertrag gewinnt; so soll dies nicht den natürlichen Ursachen, sondern der Freiheit, zuzuschreiben sein (Imlay, S. 41). Wenn die Luft

milde ist, so bringt seine Ideenverbindung ihn auf einen Lobgesang der Freiheit, S. 28. Er sieht S. 35 an einem Sommerabend auf unbebauten Ebenen dem Spiele des Wildes zu; und ruft: „O welche Reize hat die Freiheit! der Mensch hat sich selbst in Sklaverei gegeben. Aber endlich erwacht die Vernunft u. s. w.“ Und Freiheit ist ihm völlige Gleichheit, Aufhebung aller Unterschiede unter den Bürgern (S. 37); und doch auch zugleich die Mutter aller Erfindungen (ebendas. und S. 69). Bekanntlich sind bis itzt aber alle Erfindungen noch in Staaten gemacht, wo Unterschied der Stände herrscht *).

Freiheit! allgemeine Freiheit!... Sonderbar fallen doch diese Worte auf, wenn man sie von Amerika hört. Dieser Welttheil sah den hartnäckigsten und glücklichsten Kampf um dies gepriesene Gut; und sieht zugleich das Gegentheil desselben in weit empörenderer Gestalt, als wir es in Europa kennen. Während man dort die

*) Selbst das Einzige von Bestand, welches durch die ungeheuer große Anstrengung der Französischen Revoluzion hervorgebracht ist: die Guillottine, ist nicht einmal eine Originalerfindung. Seit lange war eine solche Köpfmaschine in Italien gebräuchlich; man s. einen Aufsatz des Hrn Hofr. Meiners in Göttingen in der Berl. Monatsschrift 1784 Mai, S. 421.

die geringste Beeinträchtigung für tyrannischen Hochverrath gegen die Menschheit hielt, zu dessen Abwendung man kein Blut schonen müsse; konnte man Menschen wie Thiere kaufen, verkaufen, und behandeln. Der Held der Freiheit, der edle Republikaner, Washington, hat einen sehr zahlreichen Haufen von Negersklaven.... So inkonsequent ist der Mensch! Oder vielmehr, so seltsam verwickelt sich seine Denkart durch Erziehung, Gewohnheit, Bedürfniß, Lage, und Verhältnisse, daß allgemeine Theorieen unanwendbar bleiben, und rasche Pläne zur Ausführung derselben fürchterlichen Nachtheil bewirken. „Nur Geduld und Zeit und Aufklärung!“ antwortete Washington dem stürmischen Brissot, als dieser auf die Freilassung der 300,000 Negern in Virginien drang *). Und er hatte wohl Recht, das zu sagen. Die Aufklärung, die Mutter aller Tugenden, lehrt diese unglücklichen Menschen milde behandeln; und dies soll fast allgemein in Nordamerika der Fall sein. Aber nur die Zeit wird das übrige bewirken. ‚Wenn die Landbesitzungen weniger ausgedehnt sind, wenn die Zahl der weißen Arbeiter stärker zugenommen hat,

*) Brissot's Reise im Siebenten Bande des Magazins von merkwürdigen neuen Reisen, S. 157.

hat, das heißt, wenn man keine Neger mehr braucht oder sie zu theuer findet; nur dann erst wird man keine mehr kaufen und halten, nur dann erst wird der Sklavenhandel allgemein abgestellt sein.

Eine freie Verfassung findet Imlay übrigens nur in seinem Vaterlande, und blickt sehr höhnend auf England herunter. Das nehmliche thut mancher Britte gegen das übrige Europa; und der neue Franzose erhebt sich wiederum über jene beide. Ein Beweis, daß die Menschen gern in allgemeinen Theorieen leben, und ihnen die Form über die Wirklichkeit geht. — Kann denn eine weise Staatsverwaltung nur bei einer gewissen Konstituzion Statt finden? Ist diese Konstituzion eine nothwendige Bedingung (conditio sine qua non)? Oder die wirkende Ursache selbst? Oder das einzige Mittel zum Zweck?.... Indeß ist doch noch Sinn dabei, wenn diese Fragen mit Ja beantwortet werden. Aber ist auch noch da Sinn, wenn die Franzosen den Zweck aller Staatsverfassung: Ordnung, Ruhe, Sicherheit, Eigenthum aufopfern, um nur das best geglaubte Mittel, eine höchst republikanische Form, zu erhalten?

Es ist bei der Amerikanischen Staatsverfassung doch merkwürdig, daß man so allgemein auf zwei Kammern bestand, obgleich kein Adel da war, aus welchem man Lords für das Oberhaus nehmen konnte. Das Beispiel Englands, welches bei dieser Einrichtung sich so lange so gut befunden hatte, ging für die neuen Gesetzgeber nicht verloren; sie waren nicht zu der hauteur des principes gekommen, um alle Erfahrung zu verachten. — Ich weiß nicht, ob Sie die Sammlung des Nordamerikanischen Staatsrechts kennen, welche der Generalkongreß bekannt gemacht hat. Sie enthält die Konstituzionen der 13 Staaten, die Freiheitserklärung, die Konföderazionsartikel zwischen diesen Staaten, und den Traktat mit Frankreich. Der Kongreß beschloß im Dezember 1780, daß 200 Exemplare davon gedruckt werden sollten; und dies geschah 1781 zu Philadelphia in Englischer Sprache. Eine sorgfältige Uebersetzung ins Französische, mit sehr guten erläuternden Anmerkungen, und mit neueren Traktaten vermehrt, erschien 1783 zu Philadelphia und Paris. Ich habe eins der prachtvollen Exemplare auf Annonay'schem Papiere in Großquart vor mir, obgleich das eigentliche Druckformat nur

Oktav ist. Mit Vergnügen habe ich wiederum, auf Veranlassung Imlay's, in diesem Werk geblättert.

Was ich kurz vorher sagte, werden Sie, der Sie meine Gesinnungen kennen, nicht so deuten, als bände ich das Glück einer Republik ausschließend an die Form von zwei Häusern. Nein! meinen Begriffen nach, ist keine Art der Verfassung für den Wohlstand eines Landes unentbehrlich nothwendig; und keine hat diesen Wohlstand unentbehrlich zur Folge. Soviel die Geschichte lehrt, sind bei jeder Regierungsform weise und unweise Administrazionen gewesen; oder vielmehr sind die Menschen, sowohl die Gehorchenden als die Regierenden, bald weise und bald unweise gewesen. — Auch ist nicht einmal die gleiche Form in ganz Nordamerika allgemein: in Pensylvanien und in Georgien ist nur Ein Haus, die Assembly; die andern Provinzen haben auch ein Oberhaus, einen Senat. Die exekutive Gewalt beruht allenthalben auf dem Guvernör, welcher zugleich das Begnadigungsrecht u. s. w. hat, und ziemlich einem Könige von Großbritannien gleicht. Aber in Neujersey und in Massachusetsbay ist demselben zugleich Antheil an der gesetzgebenden Macht ertheilt.

Ken-

Kentucky hat, wie wir aus Imlay sehen, gleichfalls zwei Häuser, und einen Präsidenten. Uebrigens ist die Art der Wahl des Unterhauses, des Senats, und des Guvernörs, imgleichen die Dauer ihrer Amtsjahre, in den verschiedenen Provinzen verschieden. Denn das Föderativsystem befiehlt nicht eine einzige alleinglücklichmachende Form in den einzelnen Theilen des großen Ganzen.

Der Anfang mehrerer Konstituzionen dieser Staaten erinnert an die Einleitung in die Französische Konstituzion. Tous les hommes sont nés libres et égaux (Massachusets); tous les hommes sont nés également libres et indépendans (Pensylvanien), u. s. w. Indeß schließen, wenn von der politischen Freiheit oder dem Stimmrechte über eigentliche Staatsangelegenheiten die Rede ist, die Nordamerikaner sogleich aus: 1) die Frauen, 2) die Sklaven, 3) die Minderjährigen, 4) die Lehrburschen, 5) die Bedienten. Sie sind nicht so metaphysisch, wie Condorcet in seinem neuesten Entwurf der Französischen Verfassung, wo er auch die faculté d'exercer les droits *politiques* jedem individu de l'espece humaine zuschreibt; und namentlich in Absicht der Bedienten behauptet, daß

ihr Verhältniß gegen die Herren in einer so vortreflichen Republik, als die Neufränkische ist, eher wird umgekehrt werden, als daß diese letzteren einigen Einfluß auf die Willensmeinung der erstern haben sollten *).

Ich kehre zu Imlay zurück; und bemerke nur noch, daß er in seinen politischen Räsonnements denselben Fehler begeht, welcher so manche Menschen überhaupt in ihren Wünschen und Planen irre leitet. Er will alles Gute der verschiedensten Lagen und Verhältnisse zugleich genießen, und nichts, auch das wirklich Widersprechende nicht, aufopfern. Wenn er die Simplizität der Sitten, die einfache Jurisprudenz u. s. w. bei den dortigen Kolonisten rühmt; so gebe ich ihm gerne Recht: obgleich ich ihm die tadelnden Seitenblicke, welche er hierbei auf Groß-

*) Er sagt: La dépendance, qui ne permet pas de croire, qu'un individu obéisse à sa volonté propre, pourrait sans doute être un motif d'exclusion. Mais nous n'avons pas cru *qu'il fut possible* de supposer l'existence d'une telle dépendance sous une constitution vraiment libre, et chez un peuple où l'amour de *l'égalité* est le caractere distinctif de l'esprit public. Les relations sociales qui supporteraient une telle humiliation, ne peuvent subsister parmi nous, et doivent prendre bientôt une autre forme.

Großbritannien wirft, nicht wohl vergeben kann. Wenn er aber auf die Zukunft seinem Vaterlande große Volksmenge, großes Geldvermögen, großen Handel, große Macht prophezeiht, und bei diesen vermehrten Bedürfnissen, diesen erweiterten und verwickelten Geschäften aller Bürger eines höchst kultivirten, höchst raffinirten Staats, dennoch jene Natureinfalt in der Denkungs- und Handlungsweise seiner Landsleute erwartet; so weiß ich, mein philosophischer Freund, daß auch Sie ihm nicht Recht geben.

Es ist ein sehr gemeiner, aber sehr wahrer, Spruch: daß nichts auf Erden vollkommen ist. Ein Ding kann dieses nur in seiner Art sein. Hat man sich irgend einen Zustand ersonnen, oder durch das günstige Schicksal erhalten, worin man sich sehr glücklich fühlt; so muß man dann auch so billig sein, auf andre Zustände Verzicht zu thun. Und dies ist nicht bloß bei allen menschlichen Dingen wahr; denn höchst seltsam ereifert sich Imlay (S. 111) gegen Burke, weil dieser gesagt hat: die Regierung sei eine Erfindung menschlicher Klugheit. Er glaubt, das Licht der Vernunft habe die wahre Regierungsform vorgeschrieben, und die Einwohner von Kentucky seien bloß demselben gefolgt. Also

zwei Kammern und ein Präsident ergeben sich aus den reinen Vernunftbegriffen a priori, sobald man über Rechte der Menschheit und Staatsverfassung nachdenkt!! — Mich hingegen dünkt, auch bei Natureinrichtungen finde jene obige Regel Statt. Die liebenswürdigen Eigenschaften eines Kindes können bei einem Manne nicht mehr gefunden werden, und müssen und dürfen sich nicht mehr bei ihm finden. Kurz, jedes individuelle Ding ist genau bestimmt; und es wird, wenn es diese bestimmenden Linien überschreitet, zu einem Ungeheuer.

Dies sind die bei diesem reichhaltigen Buche in mir entstandenen Ideen, welche ich Ihnen, mein Freund, hiermit vorlege. Die Nachrichten, welche es enthält, habe ich mit reinem Vergnügen genossen. Nur gegen die falsche Anwendung erkläre ich mich, welche einzelne Dinge sogleich allgemein machen will, welche Ursachen sucht wo sie nicht sind, welche unrichtig verbindet und ihre unrichtigen Schlüsse sogar zu Vernunftsaussprüchen erhebt, welche endlich dem menschlichen Geiste Gewalt anthut, indem sie bei dem vielseitigsten Gegenstande nur eine Form ihm als die einzig zu befolgende vorzuschreiben sich anmaaßt.

3.

Ueber einige der Deutschen Sprache eigene Regeln, die Stellung der Wörter betreffend.

Ich rede von den Regeln, wornach das Verbum, seine Hülfswörter, und die von ihm abhängenden Nomina, gestellt werden müssen. Von allen Eigenheiten unsrer Sprache scheint mir diejenige, welche aus diesen Regeln erwächst, die unerklärlichste. Wenigstens kann wohl der Grund, den man für diese Regeln angeführt hat, einen philosophischen Forscher nicht befriedigen. Sie scheinen vielmehr von den Erfindern der Sprache ohne allen Grund ganz willkürlich festgesetzt zu sein; und man möchte beinahe mit Recht sagen, jene hätten dabei keine andre Absicht gehabt, als das Erlernen unsrer Sprache uns selbst schwerer, den Ausländern aber zum Ekel zu machen. — Ich will nur drei Hauptregeln, welche diesen Punkt betreffen, hier anführen *).

*) Die Regeln von der Wortstellung werden in Adelungs Sprachlehre im 1 Th., 4 Abschn., 2 Kap. vorgetragen. Ueber die Regeln, die ich hier zum Gegenstande meiner Untersuchung genommen, sind die §§. 780, 794, 800 und 801 nachzusehen.

1. In einem einfachen Satze steht das Subjekt mit dem Hülfsworte zuerst; dann folgen die vom Verbum abhängenden Nomina, Adverbia und Präposizionen mit ihrem Zubehör, endlich macht das Verbum den Beschluß. Z. B.: ich habe den Baum gestern Morgen in meinem Garten gepflanzt. . . . Welcher Grund läßt sich nun angeben, warum das Hülfswort habe und das Verbum gepflanzt, die beide doch nur Einen Begrif ausmachen, durch Hineinschiebung so vieler anderen Begriffe getrennt werden müssen? Aber es kömmt noch schlimmer!

2. In einem zusammengesetzten Satze müssen diese Wörter im Vordersatze ganz anders gestellt werden, als im Nachsatze. Die Stellung in diesem muß das Gegentheil sein von der Stellung in jenem. a) Im Vordersatze steht erst das Subjekt, dann folgen die vom Verbum abhängenden Nomina, Adverbia, u. s. w.; dann erst kommt das Verbum, und darauf sein Hülfswort. b) Im Nachsatze steht erst das Hülfswort, dann das Subjekt, dann folgen die vom Verbum abhängenden Nomina, Adverbia, u. s. w.; endlich zum Schluß das Verbum. Z. B.: Nachdem ich den Baum gestern Morgen gepflanzt hatte; so habe ich ihn diesen Abend

be-

begossen. . . . Ich frage abermals: Warum müssen Zeichen, die Einen Begrif ausdrücken, ich habe gepflanzt, ich habe begössen, so von einander gerissen; warum müssen sie so willkürlich, bald in dieser, bald in jener Ordnung, gestellt werden? Kann man einem Ausländer, der unsre Sprache lernen will, auch nur den geringsten Scheingrund angeben, warum er sich mit diesen Regeln martern muß?

Ich will nicht hoffen, daß die Lobredner unsrer Sprache sich auf Wohlklang oder Symmetrie berufen werden. Ich möchte den Beweis hören, daß in dem Satze: „Ich habe den Baum diesen Morgen in meinem Garten gepflanzt", mehr Wohlklang sei, als wenn diese Worte so geordnet würden: „Ich habe gepflanzt den Baum diesen Morgen in meinem Garten." Ich möchte den Beweis hören, daß es in folgender zusammengesetzter Periode an Wohlklang und Symmetrie fehle: „Nachdem ich habe gepflanzt den Baum diesen Morgen in meinem Garten; so habe ich begossen ihn diesen Abend."

Adelung hat diese, wie die übrigen Regeln der Deutschen Wortfolge dadurch erklären wollen, daß er voraussetzt, es sei bei der Deutschen Sprache der dunkel gedachte Grundsatz an-

 ge-

dies that? Indem ich die drei Zeichen, welche diesen Begriff ausdrücken: ich habe gepflanzt, aus einander reiße; wird dadurch nicht auch der Begriff selbst gewissermaßen im Verstande aus einander gerissen?

Die Entstehungsart dieser Stellung weiß ich nur durch eine Hypothese, aber nur einigermaßen, zu erklären. Ich nehme an, was man in der That bei allen ursprünglichen Sprachen annehmen muß: daß der Zeitwörter, die zuerst erfunden wurden, nur sehr wenige waren, und daß sie nur allgemeine Begriffe der Bewegung oder des Thuns und Leidens ausdrückten. Ich nehme an: daß der ganze Reichthum der Zeitwörter in der Deutschen Sprache, bei ihrer Entstehung, nur in den dreien bestand: ich habe, ich thue, ich bin. Ich nehme an: daß die Zeitwörter, welche einen bestimmten Begrif bedeuten, später nach und nach erfunden wurden. Ich nehme an, daß der alte Deutsche lange bloß sagte: „Ich habe den Bären —“ und daß er mit pantomimischer Geberde dann genauer bestimmte, ob er den Bären gefangen, getödtet, oder verjagt habe. Da er nun in der Folge auch für diese bestimmten Begriffe Zeitwörter erfand, aber schon längst an die Worte: ich habe

den

den Bären, gewöhnt war; so sprach seine Zunge die ihr geläufig gewordenen Worte mechanisch aus, ehe er sich auf das später erfundne, bestimmtere Zeitwort besann: und dieses bekam daher den letzten Platz. Ich stelle mir vor, nachdem er die Worte: ich habe den Bären, schon ausgesprochen hatte, fügte er erst nach einer Pause, während er sich auf das neuerfundne, bestimmtere Zeitwort besann, hinzu: getödtet, gefangen, u. s. w.

Aus dieser Hypothese würde sich auch noch ein Idiotismus erklären lassen, der vormals in unsrer Sprache gewöhnlicher war, itzt aber nur noch in gemeinem Leben von Hoch- und Oberdeutschen ohne Erziehung gehört wird, welchen hingegen die Engländer in der regelmäßigen Konversazionssprache beibehalten haben. Es ist der Idiotismus, da man, um das Zeitwort auszudrücken, das Wörtchen thun als ein Hülfswort damit verbindet; z. B.: er thut schreien, er thut jagen. Im Englischen: he does write, he did not write, what do you write?

Diese Hypothese macht mir aber nur einigermaßen begreiflich, was die Trennung des Zeitworts von seinem Hülfsworte in einfachen Sätzen bei der Entstehung der Sprache veranlassen

Grunde leicht gebaut. Auch befriedigt sie mich nicht über die Frage: warum man im Nachsatz lieber sagte: so hat er, als so er hat. Indeß weiß ich nichts bessers, um mir zu erklären, wie sich unsre Vorfahren an so sonderbare, seltsame Stellungen haben gewöhnen können. Ich werde mich freuen, wenn ich einst irgendwo eine Erklärungsart, die mir mehr Befriedigung gäbe, finden sollte.

Wer sich hier auf das Ohr berufen wollte, den könnte man mit Recht an Gellerts Fabel vom Lande der Hinkenden erinnern: Gewohnheit macht den Fehler schön u. s. w. Ein Deutsches Ohr kann hierüber nicht Richter sein; ein Deutsches Ohr kann bloß darüber urtheilen, ob eine Wortstellung der Ordnung, an die es sich von Jugend auf gewöhnt hat, gemäß sei, oder nicht; aber darüber, ob diese Ordnung an sich die beste sei, kann es nicht entscheiden. So ist ein Französisches Ohr kompetenter Richter darüber, ob ein Ausländer das oi genau so ausspricht, wie es von Franzosen ausgesprochen wird; aber darüber, ob dies oi an sich ein schöner oder häßlicher Laut sei, kann kein Französisches Ohr als kompetenter Richter gelten.

Die Entstehung also dieser Eigenthümlichkeit unsrer Sprache ist dunkel und ungewiß;

gewiß; hingegen ihr Einfluß auf den Charakter und das Genie der Deutschen, einleuchtend und außer Zweifel. Daß der Deutsche weniger lebhaft, weniger schnell ist im Reden, daß er da mehr Zeit braucht, seine Gedanken zusammenhängend auszudrücken, und weniger auf Schmuck und Schönheit bedacht ist — ich sage: im Reden, denn im Schreiben ist es gerade umgekehrt — daß er mehrentheils sich nur begnügt, verständlich zu sein; alles dieses hat ohne Zweifel mehr Ursachen: allein, gewiß trägt die bisher beschriebne Eigenthümlichkeit unsrer Sprache auch viel dazu bei, ja sie allein wäre hinreichend, jene Wirkungen hervorzubringen. Der Gang der Gedanken wird bei uns Deutschen dadurch aufgehalten, daß die Aufmerksamkeit beständig auf die Ordnung, wie die Zeichen der Gedanken auf einander folgen sollen, gerichtet sein muß; und diese Ordnung ist nicht leicht, nicht natürlich, sie ist seltsam. Von zwei Zeichen, die Einen Begrif ausdrücken, muß das eine oft am Anfange und das zweite am Ende des Satzes stehen; und zwischen beiden werden oft Zeichen von zwei, drei, vier andern Begriffen eingeschoben. Die Seele also muß sich noch insbesondre anstrengen, diese beiden Zeichen fest-

zuhalten, bis der ganze Satz hervorgebracht ist. Indem der Deutsche einen Satz auszusprechen anfängt, muß er schon an das Wort denken, welches am Ende desselben stehen soll, und beim letzten Worte muß er sich des ersten noch erinnern. Beginne ich einen Satz mit: ich bin, so muß ich beim Schlusse mich dieses Anfanges erinnern, damit ich alsdann kein Verbum brauche, welches zum Hülfswort haben erfordert. In jeder Sprache giebt es freilich Regeln der Wortstellung; und der Redende muß folglich nicht bloß 1) auf die Worte, sondern auch 2) auf ihre Stellung Acht geben. Aber in keiner werden Worte, welche eigentlich nur als Ein Wort anzusehen sind, weil sie aus einem Hülfs- und aus einem Hauptworte bestehen, so wie bei uns aus einander gerissen. Der Deutsche also muß, wenn er seine Sprache redet, auch noch 3) auf die besondre Stellung dieser Hülfs- und Hauptwörter seine Aufmerksamkeit richten. Er muß endlich 4) in zusammengesetzten Perioden sich der zwei verschiednen Regeln erinnern, nach welchen die Worte im Vordersatz und im Nachsatz geordnet werden müssen.

Der Franzose sagt: j'ai donné le livre à cet homme dans ses propres mains. Wenn die

die Worte j'ai donné ausgesprochen sind; hat, so zu sagen, die Seele weiter nichts mit ihnen zu thun: die von diesem Zeitworte abhängenden Wörter folgen fast von selbst in der Ordnung, in welcher die Begriffe im Verstande auf einander folgen. Im Deutschen müssen wir, nach den Worten ich habe, das Hauptwort gegeben im Sinn behalten, bis wir alle die von ihm abhängenden Wörter: das Buch, dem Manne, in die Hände, ausgesprochen haben. Je mehr die Aufmerksamkeit getheilt bleibt, desto mehr wird natürlicher Weise der leichte Gang der Gedanken gehindert. Dieses also ist, dünkt mich, eine von den Ursachen, warum die Deutschen im Gespräch weniger lebhaft sind.

Aber auch auf ihren Charakter hat diese Eigenthümlichkeit der Sprache Einfluß. Der Ausbruch der Leidenschaften im Reden wird dadurch zurückgehalten. Der Deutsche, welcher seine Empfindlichkeit, seinen Unwillen, seinen Zorn in Reden auslassen will, scheint mir in der nehmlichen Lage zu sein, worin ein Mann sich befinden würde, der, um seinen Degen oder Stock im Zorne zu brauchen, diese Werkzeuge seiner Leidenschaft erst suchen müßte, oder sie von der Stelle, wo sie liegen, nicht gleich herunter be-

kommen könnte. Wenn der Franzose, wenn der Italiäner empfindlich geworden sind, wenn sie zürnen; wie stürzen die Worte heraus, gleich einem schnellen durch nichts aufgehaltnen Strome! Ich schreibe dieses nicht bloß ihrem Temperamente, sondern auch der Leichtigkeit zu, womit die Worte in diesen Sprachen fast von selbst, ohne große Aufmerksamkeit des Redenden, sich ordnen; da hingegen der Deutsche immer an die schwere Zusammenfügung seiner Sätze und Perioden denken muß. Wer an diesem Einfluß unserer Wortstellung auf unsern Charakter noch zweifelt, den bitte ich, Acht zu haben, wenn ein Gezänk unter Deutschen entsteht. So oft es zum Schimpfen kommt, fliegen die Scheltwörter ziemlich geschwinde heraus, weil bei diesen einzelnen, in keiner Verbindung mit einander stehenden Worten keine Ordnung in Betrachtung kömmt. So bald aber einer der Streitenden anfängt, dem Andern sein Unrecht zu demonstriren; so wird man finden, wie viel langsamer dann seine Rede von statten geht, wie oft er eine Periode anhebt, ohne sie zu vollenden. Seine Rede gleicht einem Wasserstrahl, der durch ein fehlerhaftes Druckwerk aus einer Röhre stoßweise hervorgepreßt wird; oft abgebrochen, sprudelt

er

er einige Augenblicke, bricht hervor und steht still, bis ein neuer Stoß ihn wieder heraustreibt. Hingegen wenn ein Franzose, ein Italiäner in der größten Lebhaftigkeit des Affekts seine Gründe ausführt, wenn er räsonnirt, demonstrirt; so wird man auch dann einen Wortstrom aus ihm hervorbrausen hören, worüber der Deutsche erstaunen muß. Könnte man in diesem Augenblicke des Affekts diesen Nazionen ihre gelenke Sprache wegzaubern, und dagegen unsre schwerfällige Deutsche unterschieben; sie würden, bei aller Lebhaftigkeit ihres Temperaments, eben so wenig beredt und feurig in Reden sein, als es unsre Deutschen sind.

Ich zweifle nicht, meine Leser, welche die Rollen eines Zürnenden von Deutschen und von Französischen Schauspielern gesehen haben, werden meine Bemerkung durch ihre eigne Beobachtung bestätigt finden. Sie werden sich erinnern, daß der Zornige in der Französischen Komödie unaufhaltsam in einem fort zu deklamiren pflegt; in der Deutschen Komödie pflegt er zu stammeln: wenigstens will es mit seiner Rede nie recht fort. Man sehe den bourru bienfaisant auf dem Französischen und auf dem Deutschen Theater; und man wird diesen auffallenden Unterschied,

 wie

wie der Zornmüthige dort so feurig beredt ist, und hier kaum mit seinen Perioden zu Ende kommen kann, bemerken. Dem Franzosen macht es die natürlichere Wortstellung in seiner Sprache leicht, seine Ideen, Räsonnements und Empfindungen mit allem Feuer, womit sie in seiner Seele nach einander aufsteigen, in Worten außer sich darzustellen; bei dem Deutschen kühlt dies Feuer sich ab, indem er über die zwangvolle Ordnung der Worte sinnen muß. Man höre einen Franzosen die Rolle des Misanthropen deklamiren; es kommen, wie vielleicht meinen Lesern bekannt ist, lange Stellen darin vor, die mit dem höchsten Feuer des Unwillens und des Zorns müssen hergesagt werden: und so sagt sie der gute Französische Schauspieler her. Man lasse eben diese Stellen in der besten Uebersetzung von einem Deutschen hersagen; er wird kalt und phlegmatisch gegen den Franzosen scheinen. Ich bin überzeugt, daß, wer genau beobachtet, finden wird, daß die Nothwendigkeit, worin der Deutsche ist, einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit auf die Folge der Worte zu richten, sein Feuer dämpft und den Strom seiner Rede aufhält.

4.

Patriotismus in Unterstützung Deutscher Soldaten.

Oldenburg im Niederrheinisch-Westfälischen Kreise, den 6. April 1793.

Bei einer Verfassung, wie die von Deutschland ist, werden die kleineren Staaten von den größern gewissermaßen so überschattet, daß selbst, so zu sagen, ihre Existenz verschwindet. Eine Gelegenheit, mein kleines Vaterland auf einen Augenblick aus diesem Dunkel hervorzuziehn, glaube ich daher, wegen des dabei zu Tage gelegten allgemeineren Patriotismus meiner Landsleute, aus Patriotismus im engeren Sinne nicht vernachlässigen zu dürfen. — Hier ist der kleine Zug, wodurch es Selbstständigkeit, Anhänglichkeit an seine Verfassung und Fürsten, und Widerwillen gegen die Abhängigkeit von einem andern Volke, gezeigt hat.

Mit dem Anfange des 1793sten Jahres, wurden die Besorgnisse wegen der immer näher andringenden feindlichen Armeen allgemeiner; und eben so allgemein wurden auch die Fragen: Ob man denn nicht im Stande sei, diesem Andringen etwas entgegen zu stellen?... Eine kleine

Gesellschaft literarischer Freunde glaubte, aus einer solchen allgemeinen Stimmung könne einiger Nutzen für Deutschland entstehen; und sie ließ daher folgende Ankündigung drucken: welche, nebst der Nachricht von der Wirkung derselben, ich Ihrer patriotischen Monatsschrift mittheile.

* * *

„Ankündigung einer patriotischen Sub-
„skripzion zum Besten der Preußi-
„schen Armee am Niederrhein."

„Wir haben nicht nöthig zu sagen: Deutschland, unser Vaterland, selbst unsre Gegenden seien in Gefahr; ein Jeder sieht es wohl. Jedermann sieht das Ungewitter mit langsamen Schritten herankommen, und schaudert davor. Aber Jedermann fragt nach der Zeitung, bedauert im voraus das Schicksal seines Vaterlandes mit schwerem Herzen, kritisirt die Maaßregeln, die er dagegen nehmen sieht; und — legt die Hände in den Schooß."

„Statt solcher müßigen Betrachtungen, sollten wir uns nicht vielmehr unter einander befragen: Warum sind wir in Gefahr? Giebt es keine Mittel, die Gefahr abzuwenden? Können wir denn auf keine Weise selbst etwas thun, um diese Gefahr zu entfernen?"

Es

„Es liegen gewiß in unserm volkreichen von „der Natur gesegneten Deutschlande so viele „Kräfte, Mittel und Hülfsquellen, als in ir„gend einem Reiche des Erdbodens; sie sind „überflüßig hinreichend, jeder Gefahr zu tro„tzen, wenn sie vereinigt zu einem Zwecke zu„sammen wirkten. Wenn einmal Patriotis„mus unter uns erwachte, wenn man Nazio„nalgeist unter uns erwecken, wenn man die „Nazionalkraft der Deutschen der Nazionalkraft „der Franzosen entgegen setzen wollte: so würde „man schon sehn, wo das Uebergewicht der Kraft „sei; und es ist kein Zweifel, daß es Mittel „gebe, diese Kräfte in Bewegung zu setzen."

„Aber es ist hier nicht sowohl die Rede von dem, „was Andre thun könnten, als von dem, was wir „selbst zu thun wirklich in unsrer Macht haben."

„Wir wollen also fragen: Warum sind wir „in Gefahr? Weil der Wirksamkeit unsrer „Feinde nicht eine gleiche Wirksamkeit der Heere, „die uns schützen, entgegengesetzt ist.... Worin „aber liegt der Grund davon? Nicht darin, „daß es den braven Truppen an Muth man„gelte, nicht in Fehlern ihrer Anführer; son„dern, weil es ihnen an manchen Bedürfnissen „fehlt, wenn sie auch ihre Löhnung und das

„nothdürftige Brot wohl haben. Truppen, die „mitten im Winter hundert Meilen weit her„kommen, die eilig aus Pommern, Branden„burg, Oestreich, ja aus Ungarn hermarschirt „sind: haben die auch noch Schuhe, Strümpfe, „Hemden; finden sie auch gleich die nöthigen „Bedürfnisse für ihr Geld, da wo sie ankommen?“

„Wenn sich die Einwohner von ganzen „Provinzen zusammen thäten, und zusammen „brächten an Kleidungsstücken und Nahrungs„mitteln, was ihre Gegend liefern kann; wenn „die Bewohner der Städte für Schuhe, Strüm„pfe, Hemden, Taback, Branntewein, Käse, „sorgten; die Landleute für Korn, Grütze, Speck, „Schinken, geräuchert Fleisch, rauhes Futter, „und was sich von der Art mittheilen läßt; die „Frauen aus allen Ständen, für alte Lein„wand zum Verbinden der Verwundeten: so „wäre damit etwas wesentlich Nützliches ge„schehen.“

„Unser Land fühlt bisher die Lasten des Krieges „nicht; wenn wir freiwillig itzt eine kleine Last „auf uns nähmen, so könnten wir dadurch viel„leicht größere abwenden. Vielleicht erwecken „wir in andern Provinzen einen rühmlichen En„thusiasmus zu gleich edlen Zwecken; vielleicht

tritt

„tritt uns Jever, Ostfriesland, die Stadt Bre-
„men bei, oder ahmen uns nach: vielleicht thun,
„nach ihren Kräften, die Hochstifter Münster,
„Osnabrück, und andre Westfälische Provinzen
„für die größere Oestreichische Armee bei Köln,
„was wir für ein kleines Korps thun könnten;
„vielleicht fachen wir auch Muth in der jungen
„Mannschaft an, fürs Vaterland zu fechten. Ir-
„gendwo muß der Anfang gemacht werden, und
„wir können uns itzt die Ehre erwerben, wenig-
„stens in Niederdeutschland die Ersten zu sein,
„welche einen solchen patriotischen Gedanken, den
„wohl Mancher schon im Stillen gehabt hat,
„ausführen. Der selbstgenügsame, kalte und
„unrühmliche Egoismus wird vielleicht bei Man-
„chem dadurch verscheucht, daß er durch solche
„wirklich milde Beisteuer, nicht bloß ein Werk
„der Wohlthätigkeit thut, nicht bloß Hungrige,
„die mit für ihn arbeiten, speiset, und Na-
„ckende kleidet; sondern daß er auch bedenkt,
„wie es Soldaten und Befehlshaber freuen und
„aufmuntern müsse, wenn sie so werkthätig über-
„zeugt werden, das unter ihren Deutschen Brü-
„dern, selbst in einem entfernten, ihnen wenig
„bekannten Lande, Theilnahme für sie lebt; daß
„man für ihre Mühseligkeiten Gefühl hat und

„erkenntlich ist; daß man nicht bloß ihre Uebel „bedaurt, sondern ihnen auch nach Vermögen „abzuhelfen sucht. Ueberhaupt muß es ihre „Herzen sehr erheben, wenn sie sehn, daß noch „Patriotismus in Deutschland lebt, der thätig „ist, und viel wirken kann, wenn man ihn zu „entflammen weiß; wenn wir eine National„sache aus diesem Kriege machen, wie er auf der „andern Seite im höchsten Grade eine Nazio„nalsache geworden ist."

„Das Truppenkorps, welches unter dem „Herzog Friedrich von Braunschweig am „Niederrhein steht, ist eigentlich dasjenige, „welches uns vorzüglich und zunächst schützt. „Die Leute sind weit von Hause, und ziehen „ihre Bedürfnisse zum Theil von weit her. Es „ist also nicht zu zweifeln, daß eine solche Bei„hülfe, wie die ist, welche wir vorschlagen, „sehr gelegen kommen, und sehr dankbar werde „angenommen werden."

„Eine kleine Gesellschaft patriotischer Freun„de hat sich daher entschlossen, in hiesiger Ge„gend Subskripzion für jenes Korps anzuneh„men, und selbst mit dem Beispiele voranzugehn. „Man wird den Unterzeichneten, so bald sich „findet, daß die Subskripzion der Hofnung ge-

„mäß

„mäß ausfällt, in den hiesigen Wöchentlichen
„Anzeigen Nachricht geben, wo dasjenige, was
„sie zu dieser patriotischen Absicht bestimmen, zu
„sicherer Besorgung abgegeben werden könne.
„Diejenigen, welche es zu umständlich finden,
„selbst für die Bedürfnisse in Natura zu sorgen,
„mögen auch das Ihrige in Gelde beitragen.
„Dieses baare Geld könnte bestimmt werden,
„es den Truppen, nach dem ersten Siege über
„die Franzosen, vom Unteroffizier bis zum Ge-
„meinen, auszutheilen."

„Oldenburg, den 8ten März 1793."

* * *

„Der gute Fortgang, welchen die Sub-
„skripzion in der Stadt Oldenburg hat, giebt
„Hofnung, daß unsre Mitbürger auf dem Lande
„gleich patriotisch gestimmt sein werden, und so
„wie wir, was in ihrem Vermögen steht, bei-
„tragen, jenen löblichen Endzweck zu befördern.
„Wir laden daher die sämmtlichen Herren Be-
„amte und Prediger und jeden rechtschaffenen
„Deutschen Patrioten ein, fürerst nur die Exi-
„stenz dieser Subskripzion möglichst bekannt zu
„machen, und die freiwilligen Gaben wohlden-
„kender Landbewohner anzunehmen; oder auch

„nur

„nur vorläufig aufzuschreiben, was sie mitthei„len wollen, und davon gefälligst der Litera„rischen Gesellschaft in Oldenburg Nachricht „zu geben. Es wäre auch zu wünschen, daß Sie „die Armenväter jedes Orts, oder andre sichere „und wohldenkende Männer, dahin disponirten, „daß dieselben die Gabe zur weitern Beförde„rung annehmen möchten: — wovon jedoch „das rauhe Futter ausgeschlossen bleibt, welches, „nachdem man zuvor weiß, wie viel und wo es „unterschrieben ist, auf andre Weise zu besor„gen sein wird. Je eher die Beiträge gesam„melt und zu weiterer Beförderung nach Olden„burg eingesandt werden könnten, desto wirksa„mer und nützlicher werden sie sein. In un„gefähr 8 bis 10 Tagen wird bereits der Erste „Transport nach Lonigen, halben Weges nach „Lingen, von hier abgesandt, und daselbst in „Empfang genommen werden."

„Oldenburg, den 11ten März 1793."

* * *

Sehr bald ward die Gesellschaft durch milde Beiträge in Stand gesetzt, solche Bedürfnisse zu dem genannten Korps der Preußischen Armee

abge-

abgehen zu lassen. Es geschah dies in zwei Transporten: am 21. März, und am 4. April; auf folgende Weise.

An Viktualien:

	Speck und Schinken.	Geräuchert Fleisch.	Geräuch. Schweinsköpfe.	Mettwürste.
	Pfunde:	Pfunde:	Pfunde:	Pfunde:
A *)	2143	261	—	—
B	1319	638	396	224
Summa:	3462	899	396	224

Noch an Viktualien:

	Käse.	Erbsen.	Geschälte Gerste.	Tabak.	Branntewein.
	Pfunde:	Pfunde:	Pfunde:	Pfunde:	Oxhoft:
A	528	1308	795	438½	4
B	266	1332	723	456	4
Summa:	794	2640	1518	894½	8

*) Das A bedeutet hier und im Folgenden, den ersten Termin der Absendung: den 21. März 1793; B, den zweiten Termin: den 4. April.

An Kleidungsstücken:

	Hemden Stück:	Schuhe. Paar:	Strümpfe. Paar:
A	66	80	150
B	117	94	214
Summa:	183	174	364

Zur Pflege Kranker und Verwundeter:

	Hafergrütze. Pfunde:	Thee. Pfunde:	Zitronen. Stück:	Scharpie. Pfunde:	Bandagen und alte Leinewand. Pfunde:
A	125	10	—	$19\frac{1}{4}$	$73\frac{1}{2}$
B	125	10	30	4	36
Summa:	250	20	30	$23\frac{1}{4}$	$109\frac{1}{2}$

Soviel aus den eingehenden Anzeigen vom Lande sich schließen läßt, werden ein paar ähnliche Transporte diesen ersten beiden wahrscheinlich noch folgen können.

5.

Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks.

Ein Räsonnement und eine Parabel.

Wer schlechte Gründe verdrängt, macht bessern Platz. So urtheilte unlängst ein durch seinen Rang, und mehr noch durch seine Gerechtigkeit, ehrwürdiges Gericht; und so dachte der Verfasser des Aufsatzes: „Der Bücherverlag in Betrachtung der Schriftsteller, der Verleger, und des „Publikum, nochmals erwogen" im Deutschen Magazin, April 1791. Die Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks schien nehmlich Hrn. Reimarus durch die bis itzt angeführten Gründe noch nicht erwiesen; und er wollte durch eine scheinbare Vertheidigung desselben die Gelehrten auffordern, auf bessere gegen denselben zu denken. Denn unmöglich konnte es ihm dabei Ernst sein; unmöglich konnte er wollen, daß die Vertheidigung eines Verfahrens sich behaupte, gegen welches jeder Wohldenkende einen innern Abscheu fühlt.

Seine Abhandlung theilt sich, der Natur der Sache gemäß, in die zwei Fragen: über die

Rechtmäßigkeit, und über die Nützlichkeit des Büchernachdrucks. In Absicht der erstern, behauptet er: daß bis itzt noch kein, offenbar nur aus einem fortdaurenden Eigenthume des Gelehrten an seinem Buche, abzuleitendes Recht desselben, oder seines Stellvertreters, des rechtmäßigen Verlegers, den Nachdruck zu verhindern, nachgewiesen sei; woraus natürlich eine Befugniß zum Nachdrucke folgen würde: mithin die Frage: Ob der Nachdruck in polizirten Staaten zu dulden sei? nach ihrer Abweisung vom Richterstuhle der vollkommnen Rechte, von der Beantwortung dieser abhängen würde: Ob er nützlich sei? Herr Reimarus beantwortet diese Frage bejahend, mithin auch die erste; schlägt jedoch zum Vortheile des Verfassers, und seines rechtmäßigen Verlegers, einige Einschränkungen der allgemeinen Erlaubniß des Büchernachdrucks vor.

Herr Reimarus — denn wir gestehen, daß wir nicht nöthig gefunden haben, die Verfasser, welche er für eben diese Meinung anführt, nachzulesen, da wir natürlicher Weise voraussetzen konnten, daß er ihre Gründe benutzt, und daß die letzte Schrift dafür, die seinige, auch die stärkste sein werde. — Herr Reimarus also hat

nicht

nicht erwiesen, noch zu erweisen gesucht, daß überhaupt kein dergleichen fortdaurendes Eigenthum des Verf. möglich sei; sondern nur gesagt, daß man bis itzt es noch nicht klar dargelegt habe, und einige Instanzen angeführt, die seiner Meinung nach, gegen die Allgemeinheit, und mithin auch Vollkommenheit eines solchen vom Eigenthume abgeleiteten Rechts streiten würden. Wir haben also gar nicht nöthig ihm Schritt vor Schritt zu folgen, und uns auf seine Gründe einzulassen. Können wir nur ein dergleichen fortdaurendes Eigenthum des Verfassers an seine Schrift wirklich beweisen, so ist geschehen, was Er verlangte, und Er mag nun seine Instanzen selbst mit demselben zu vereinigen suchen. Ferner haben wir dann auch seinen Erweis der Nützlichkeit des Büchernachdrucks nicht zu beantworten; denn es kömmt so dann darauf gar nicht mehr an, da nie geschehen darf, was schlechthin unrecht ist; sei es, so nützlich es wolle.

Die Schwierigkeit, welche man fand, ein fortdaurendes Eigenthum des Verfassers an sein Buch zu beweisen, kam daher, weil wir gar nichts Aehnliches haben, und das, was demselben einigermaßen ähnlich zu sein scheint, wieder in Vielem sich gar sehr davon unterscheidet.

 Eben

Eben daher kömmt es, daß unser Beweis ein etwas spitzfindiges Ansehen bekommen muß, welches wir aber so gut als möglich zu poliren suchen werden. Aber der Leser lasse sich ihn dadurch nicht verdächtig werden; denn es wird sehr leicht möglich sein, ihn in Konkreto klar zu machen, und zu erhärten. — Es sind nehmlich eine Menge Maximen über diesen Gegenstand im Umlaufe, welche jeder von der Sache Unterrichtete, Wohldenkende, und für das Gegentheil nicht Interessirte annimmt, Anderer Verhalten in Dingen der Art darnach beurtheilt, und das seinige selbst einrichtet. Lassen sich diese alle leicht und natürlich auf unsern als Princip aufgestellten Satz zurückführen, so ist dies gleichsam seine Probe; und es wird dadurch klar, daß er der Grundsatz ist, welcher allen unsern Urtheilen über diesen Gegenstand, obgleich dunkel und unentwickelt, zum Grunde lag.

Zuerst der Grundsatz: **Wir behalten nothwendig das Eigenthum eines Dinges, dessen Zueignung durch einen Andern physisch unmöglich ist.** Ein Satz, der unmittelbar gewiß ist, und keines weitern Beweises bedarf. Und itzt die Frage: Giebt es Etwas von der Art in einem Buche.

Wir

Wir können an einem Buche zweierlei unterscheiden: das Körperliche desselben, das bedruckte Papier; und sein Geistiges. Das Eigenthum des erstern geht durch den Verkauf des Buchs unwidersprechlich auf den Käufer über. Er kann es lesen, und es verleihen, so oft er will, wieder verkaufen an wen er will, und so theuer oder so wohlfeil er will oder kann, es zerreißen, verbrennen; wer könnte darüber mit ihm streiten? Da man jedoch ein Buch selten auch darum, am seltensten bloß darum kauft, um mit seinem Papier und Drucke Staat zu machen, und damit die Wände zu tapeziren; so muß man durch den Ankauf doch auch ein Recht auf sein Geistiges zu überkommen meinen. Dieses Geistige ist nehmlich wieder einzutheilen: in das Materielle, den Inhalt des Buchs, die Gedanken die es vorträgt; und in die Form dieser Gedanken, die Art wie, die Verbindung in welcher, die Wendungen und die Worte, mit denen es sie vorträgt. Das erste wird durch die bloße Uebergabe des Buchs an uns offenbar noch nicht unser Eigenthum. Gedanken übergeben sich nicht von Hand in Hand, werden nicht durch klingende Münze bezahlt, und nicht dadurch unser, daß wir ein Buch, worin sie stehen, an

uns nehmen, es nach Hause tragen, und in unserm Bücherschranke aufstellen. Um sie uns zuzueignen, gehört noch eine Handlung dazu: wir müssen das Buch lesen, seinen Inhalt, wofern er nur nicht ganz gemein ist, durchdenken, ihn von mehrern Seiten ansehen, und so ihn in unsre eigne Ideenverbindung aufnehmen. Da man indeß, ohne das Buch zu besitzen, dies nicht könnte, und um des bloßen Papiers willen dasselbe nicht kaufte; so muß der Ankauf derselben uns doch auch hierzu ein Recht geben: wir erkauften uns nehmlich dadurch die Möglichkeit, uns die Gedanken des Verfassers zu eigen zu machen; diese Möglichkeit aber zur Wirklichkeit zu erheben, dazu bedurfte es unsrer eignen Arbeit. — So waren die Gedanken des ersten Denkers dieses und der vergangenen Jahrhunderte, und höchstwahrscheinlich eines der Ersten aller künftigen, vor der Bekanntmachung seiner merkwürdigen Werke, und noch eine geraume Zeit nachher, sein ausschließendes Eigenthum; und kein Käufer bekam für das Geld, welches er für die Kritik der reinen Vernunft hingab, ihren Geist. Itzt aber hat mancher hellsehende Mann sich denselben zugeeignet: und das wahrlich nicht durch Ankauf des Buchs, sondern durch

fleißi-

fleißiges und vernünftiges Studium desselben. Dieses Mitdenken ist denn auch, im Vorbeigehn sei es gesagt, das einzig passende Aequivalent für Geistesunterricht, sei er mündlich oder schriftlich. Der menschliche Geist hat einen ihm angebornen Hang, Uebereinstimmung mit seiner Denkungsart hervorzubringen; und jeder Anschein der Befriedigung desselben ist ihm die süßeste Belohnung aller angewandten Mühe. Wer wollte lehren vor leeren Wänden, oder Bücher schreiben die Niemand läse? Das, was für dergleichen Unterricht an Gelde entrichtet wird, für Aequivalent anzusehen, wäre widersinnig. Es ist nur Ersatz dessen, was der Lehrer denen geben muß, die während der Zeit, daß er für Andere denkt, für ihn jagen, fischen, säen, und ärnten.

Was also fürs erste durch die Bekanntmachung eines Buchs sicherlich feil geboten wird, ist das bedruckte Papier, für jeden der Geld hat, es zu bezahlen, oder einen Freund, es von ihm zu borgen; und der Inhalt desselben, für jeden der Kopf und Fleiß genug hat, sich desselben zu bemächtigen. Das erstere hört durch den Verkauf unmittelbar auf, ein Eigenthum des Verfassers (den wir hier noch immer als Verkäufer betrachten können) zu sein, und wird

ausschließendes des Käufers, weil es nicht mehrere Herren haben kann; das letztere aber, dessen Eigenthum vermöge seiner geistigen Natur Vielen gemein sein kann, so daß doch jeder es ganz besitze, hört durch die Bekanntmachung eines Buchs freilich auf, ausschließendes Eigenthum des ersten Herrn zu sein (wenn es dasselbe nur vorher war, wie dies mit manchem heurigen Buche der Fall nicht ist, bleibt aber sein mit Vielen gemeinschaftliches Eigenthum. — Was aber schlechterdings nie Jemand sich zueignen kann, weil dies physisch unmöglich bleibt, ist die Form dieser Gedanken, die Ideenverbindung in der, und die Zeichen, mit denen sie vorgetragen werden.

Jeder hat seinen eignen Ideengang, seine besondere Art sich Begriffe zu machen, und sie unter einander zu verbinden; dies wird, als allgemein anerkannt, und von jedem der es versteht, sogleich anzuerkennend, von uns vorausgesetzt, da wir hier keine empirische Seelenlehre schreiben. Alles was wir uns denken sollen, müssen wir uns nach der Analogie unsrer übrigen Denkart denken; und bloß durch dieses Verarbeiten fremder Gedanken, nach der Analogie unsrer Denkart, werden sie die unsrigen: ohne dies sind sie etwas Fremdartiges in unserm Geiste, das

das mit nichts zusammenhängt, und auf nichts wirkt. Es ist unwahrscheinlicher als das Unwahrscheinlichste, daß zwei Menschen über einen Gegenstand völlig das Gleiche in eben der Ideenreihe, und unter eben den Bildern, denken sollen, wenn sie nichts von einander wissen, doch ist es nicht absolut unmöglich; daß aber der Eine, welchem die Gedanken erst durch einen Andern gegeben werden müssen, sie in eben der Form in sein Gedankensystem aufnehme, ist absolut unmöglich. Da nun reine Ideen ohne sinnliche Bilder sich nicht einmal denken, vielweniger Andern darstellen lassen, so muß freilich jeder Schriftsteller seinen Gedanken eine gewisse Form geben, und kann ihnen keine andere geben als die seinige, weil er keine andere hat; aber er kann durch die Bekanntmachung seiner Gedanken gar nicht Willens sein, auch diese Form gemein zu machen: denn Niemand kann seine Gedanken sich zueignen, ohne dadurch daß er ihre Form verändere. Die letztere also bleibt auf immer sein ausschließendes Eigenthum.

Hieraus fließen zwei Rechte der Schriftsteller: nehmlich nicht bloß, wie Herr R. will, das Recht zu verhindern, daß Niemand ihm überhaupt das Eigenthum dieser Form absprreche (zu

fordern, daß Jeder ihn für den Verf. des Buchs anerkenne); sondern auch das Recht, zu verhindern, daß Niemand in sein ausschließendes Eigenthum dieser Form Eingriffe thue, und sich des Besitzes derselben bemächtige.

Doch ehe wir weitere Folgerungen aus diesen Prämissen ziehen, laßt sie uns erst ihrer Probe unterwerfen! — Noch bis itzt haben die Schriftsteller es nicht übel empfunden, daß wir ihre Schriften verbrauchen, daß wir sie Andern zum Gebrauch mittheilen, daß wir sogar Leihbibliotheken davon errichten, ungeachtet dies (denn wir sehen sie hier noch immer als Verkäufer an) offenbar zu ihrem Schaden gereichet; und wenn wir sie zerreißen oder verbrennen, so beleidigt dies den Vernünftigen nur alsdann, wenn es wahrscheinlich in der Absicht geschieht, ihm dadurch Verachtung zu bezeugen? Noch haben sie uns also bis itzt durchgängig das völlige Eigenthum des Körperlichen ihrer Schriften zugestanden. — Eben so wenig sind sie dadurch beleidigt worden, wenn man, bei wissenschaftlichen Werken, sich ihre Grundsätze eigen machte, sie aus verschiedenen Gesichtspunkten darstellte, und auf verschiedene Gegenstände anwendete; oder bei Werken des Geschmacks ihre Manier,

wel-

welches, ganz etwas anders ist als ihre Form, nachahmte. Sie haben dadurch eingestanden, daß das Gedankeneigenthum auf Andere übergehen könne.

Aber immer ist es allgemein für verächtlich angesehen worden, wörtlich auszuschreiben, ohne den eigentlichen Verfasser zu nennen; und man hat dergleichen Schrifftler mit dem entehrenden Namen eines Plagiars gebrandmarkt. Daß diese allgemeine Mißbilligung nicht auf die Geistesarmuth des Plagiars, sondern auf etwas in seiner Handlung liegendes Unmoralische gehe: ist daraus klar, weil wir im ersten Fall ihn bloß bemitleiden, aber nicht verachten würden. Daß dieses Unmoralische, und der Grund des Namens den man ihm giebt, gar nicht darin gesetzt werde, weil er durch den Verkauf eines Dinges, welches Käufer schon besitzt, diesen um sein Geld bringt: ergiebt sich daraus, daß unsre schlechte Meinung von ihm nicht um das Geringste gemildert wird, wenn er ein höchstseltenes etwa nur auf großen Bibliotheken vorzufindendes Buch ausgeschrieben hat. Daß endlich diese Ungerechtigkeit nicht etwa darin bestehe, daß er, wie Herr R. meinen könnte, dem Verfasser seine Autorschaft abspreche: folgt daraus,

weil er diese gar nicht läugnet, sondern sie nur ignorirt. Auch würde man sie vergeblich darauf zurückführen, daß er dem Verfasser die rechtmäßige Ehre nicht erzeige, indem er ihn nicht nenne wo er ihn hätte nennen sollen: indem der Plagiar nicht weniger Plagiar genannt wird, wenn er auch das Buch eines Anonymus ausgeschrieben hat. Wir können sicher jeden ehrliebenden Mann fragen, ob er sich nicht in sich selbst schämen würde, wenn er es sich nur als möglich dächte, daß er etwa eines unbekannten verstorbenen Mannes Handschrift, oder ein Buch dessen einziger Besitzer er wäre, ausschreiben könnte? . . . Diese Empfindungen können, nach allem Gesagten, in nichts, als in dem Gedanken liegen: daß der Plagiar sich eines Dinges bemächtiget, welches nicht sein ist. — Warum denkt man nun über den Gebrauch der eignen Worte eines Schriftstellers ganz anders, als über die Anwendung seiner Gedanken? Im leztern Fall, bedienen wir uns dessen, was unser mit ihm gemeinschaftliches Eigenthum sein kann, und beweisen daß es dieses sei, dadurch, daß wir ihm unsere Form geben; im ersten Fall, bemächtigen wir uns seiner Form welche nicht unser, sondern sein ausschließendes, Eigenthum ist.

Eine

Eine Ausnahme macht man mit den Zitaten: nehmlich nicht nur solchen, wo von einem Verfasser bloß gesagt wird, daß er irgend etwas entdeckt, erwiesen, dargestellt habe, wobei man sich weder seiner Form bemächtigt, noch eigentlich seine Gedanken vorträgt, sondern auf sie nur weiter fortbaut; sondern auch solchen, wo die eignen Worte des Verfassers angeführt werden. Im letzten Falle bemächtigt man sich wirklich der Form des Verfassers, die man zwar nicht für die Seinige ausgiebt, welches jedoch hier nichts zur Sache thut. Diese Befugniß scheint sich auf einen stillschweigenden Vertrag der Schriftsteller unter einander zu gründen, einander gegenseitig mit Anführung der eignen Worte zu zitiren; doch würde auch hier es niemand billigen, wenn ein Anderer, ohne sichtbares Bedürfniß, besonders große Stellen, ausschriebe. Mit nur halbem Rechte stehen unter den Ausnahmen die Blumenlesen, die Geiste (esprits), zu deren Verfertigung gemeinhin nicht viel Geist gehört, und dergleichen kleine Diebereien, die Niemand sehr bemerkt, weil sie Niemanden viel helfen, noch viel schaden.

Kein Dozent duldet es, daß jemand seine Vorlesungen abdrucken lasse; noch nie aber hat

Einer

Einer etwas dagegen gehabt, wenn seine Zuhörer sich seinen Geist und seine Grundsätze eigen zu machen gesucht, und sie mündlich oder schriftlich weiter verbreitet haben. — Worauf gründet sich dieser Unterschied? Im letzten Fall tragen sie seine Gedanken vor, die durch ihr eignes Nachdenken, und die Aufnahme derselben in ihre Ideenreihe, die ihrigen geworden sind; im erstern, bemächtigen sie sich seiner Form, die nie ihr Eigenthum werden kann, kränken ihn also in seinem vollkommnen Rechte.

Und itzt diese a priori erwiesenen, und a posteriori durch die aus ihnen mögliche Erklärbarkeit dessen, was in Sachen der Art für Recht gehalten wird, erprobten Grundsätze, auf das Verhältniß des Verfassers und des Verlegers angewandt! Was überträgt der Erstere an den Letztern, indem er ihm seine Handschrift übergiebt? ... Ein Eigenthum? Etwa das der Handschrift? Aber die Gelehrten werden gestehen, daß diese größtentheils des Geldes nicht werth sei; und warum verzeihen sie es sich denn nicht, mehrere von eben der Schrift an mehrere Verleger zu verkaufen? Das Eigenthum der darin enthaltenen Gedanken? Dies überträgt sich nicht durch eine bloße Uebergabe; und selten würde

dem

dem Verleger viel damit gedient sein. — Noch weniger das der Form dieser Gedanken: denn diese ist, und bleibt auf immer, ausschließendes Eigenthum des Verfassers. — Der Verleger bekommt also durch den Kontrakt mit dem Verfasser überhaupt kein Eigenthum, sondern unter gewissen Bedingungen nur das Recht eines gewissen Nießbrauchs des Eigenthums des Verfassers, d. i. seiner Gedanken in ihre bestimmte Form eingekleidet. Er darf an wen er will und kann, verkaufen — nicht die Gedanken des Verfassers, und ihre Form, sondern nur die durch den Druck derselben hervorgebrachte Möglichkeit sich die erstern zuzueignen. Er handelt also allenthalben nicht in seinem Namen, sondern im Namen und auf Auftrag des Verfassers.

Auch diese Begriffe zeigen sich in allgemein angenommenen Maximen. Warum wird selbst der rechtmäßige Verleger allgemein getadelt, wenn er eine größere Anzahl Exemplare abdrucken läßt als er mit dem Verfasser verabredet hat? Das Recht des Verfassers dies zu hindern, gründet sich zwar auf einen Kontrakt, der aber nicht über das Eigenthum, sondern den Nießbrauch geschlossen ist. Der Verleger kann höchstens Eigenthümer dieses Nießbrauchs heißen. —

Warum

Warum dann, wenn er eine zweite Auflage besorgt, ohne Erlaubniß des Verfassers? Wie kann der Verfasser, bei einer zweiten Auflage, auch wenn er nichts Neues hinzusetzt noch umarbeitet, von neuem Honorar vom Verleger für die bloße Erlaubniß der neuen Auflage fordern? Wären diese Maximen nicht widersprechend, wenn man annähme, daß das Buch ein Eigenthum des Verlegers würde, und nicht beständiges Eigenthum des Verfassers bliebe, so daß der Verleger fortdaurend nichts ist als sein Stellvertreter? Wäre es nicht widersprechend, daß das Publikum, wenn es, durch einen prächtigen Titel getäuscht, ein Buch gekauft hat, in welchem es nichts als das Längstbekannte, aus den bekanntesten Büchern ärmlich zusammengestoppelt findet; an den Verfasser des Buchs Regreß nimmt, und nicht an seinen Verleger sich hält? Ein Recht uns zu beklagen, haben wir allerdings; wir wollten nicht bloß ein paar Alphabete gedrucktes Papier, wir wollten zugleich die Möglichkeit erkaufen, uns über gewisse Gegenstände zu belehren. Diese ward uns versprochen, und nicht gegeben. Wir sind getäuscht, wir sind um unser Geld. Aber gaben wir dies nicht dem Verleger? War er es nicht, der uns das leere

Buch dagegen gab? Warum halten wir uns nicht an ihm, als an dem letzten Verkäufer, wie wir es sonst bey jedem Kaufe thun? Was sündigte der arme Verfasser?... So müßten wir nothwendig denken, wenn wir den Erstern nicht als bloßen Stellvertreter des Letztern betrachteten, der bloß in jenes Namen mit uns handelte, und, wenn wir betrogen wurden, in jenes Namen, auf jenes Geheiß, und oft ohne selbst das geringste Arge daraus zu haben, uns betrog.

So verhalten sich Schriftsteller, Verleger, und Publikum. Und wie verhält sich zu ihnen der *Nachdrucker*? Er bemächtigt sich — nicht des Eigenthums des Verfassers, nicht seiner Gedanken (das kann er größtentheils nicht; denn wenn er kein Ignorant wäre, so würde er eine ehrlichere Hanthierung treiben) — nicht der Form derselben, (das könnte er nicht; auch wenn er kein Ignorant wäre); — sondern des *Nießbrauchs* seines Eigenthums. Er handelt im Namen des Verfassers, ohne von ihm Aufträge zu haben, ohne mit ihm übereingekommen zu sein, und bemächtigt sich der Vortheile, die aus dieser Stellvertretung entstehen; er maaßet sich dadurch ein Recht an, das ihm nicht zusteht, und stört den Verfasser in der Ausübung seines vollkommnen Rechts.

Ehe wir das endliche Resultat ziehen, müssen wir noch ausdrücklich erinnern, daß die Frage gar nicht von dem Schaden ist, welchen der Nachdrucker hierdurch dem Verfasser entweder unmittelbar, oder mittelbar in der Person seines Stellvertreters, zufüge. Man zeige soviel man will, daß dadurch weder dem Verfasser noch dem Verleger ein Nachtheil entstehe; daß es sogar der Vortheil des Schriftstellers sei, recht viel nachgedruckt zu werden, daß dadurch sein Ruhm über alle Staaten Deutschlands von der Stapelstadt der Gelehrsamkeit bis in das entfernteste Dörfchen der Provinz, und von der Studierstube des Gelehrten bis in die Werkstäte des Handwerkers verbreitet werde. Wird dadurch Recht, was einmal Unrecht ist? darf man Jemanden wider seinen Willen und sein Recht Gutes thun? Ein Jeder hat die vollkommene Befugniß, seinem Rechte nichts zu vergeben; sei es ihm auch so schädlich, als es wolle. Wann wird man doch ein Gefühl für die erhabene Idee des Rechts, ohne alle Rücksicht auf Nutzen, bekommen? — Man merke ferner, daß dieses Recht des Verfassers, welches der Nachdrucker kränkt, sich nicht, wie Herr Reimarus glaubt, auf einen vermeinten Kontrakt

des-

desselben mit dem Publikum, und auf eine Jesuitische Mentalreservazion in demselben gründet; sondern daß es sein natürliches, angebornes, unzuveräußerndes Eigenthumsrecht ist. Daß man ein solches Recht nicht verletzt sehen wolle, wird wohl ohne ausdrückliche Erinnerung voraus gesetzt; vielmehr müßte man dann es sagen, wenn man auf die Ausübung desselben Verzicht thun wollte.

Dies alles als erwiesen voraus gesetzt, muß, wenn jeder ein Dieb ist, der um Gewinstes willen den Genuß des Eigenthums Andrer an sich reißt, der Nachdrucker ohne Zweifel einer sein. Wenn ferner jeder Diebstahl dadurch, daß er an Dingen geschieht, die ihrer Natur nach nicht unter Verwahrung gehalten werden können, sträflicher wird; so ist der des Nachdruckers, welcher an einer Sache verübt wird, die jedem offen stehen muß, wie Luft und Aether, einer der sträflichsten. Wird er es endlich dadurch noch mehr, an je edlern Dingen er geschieht; so ist der an Dingen, die zur Geisteskultur gehören, der allersträflichste: daher man denn auch schon den Namen des Plagiats, der zuerst Diebstahl an Menschen bedeutete, auf Bücherdiebereien übergetragen hat.

Und itzt zu einigen Instanzen des Herrn Reimarus! „Wer es denn sei, der den Mißbrauch des fortdaurenden Eigenthums der Verfasser bei dem alten Autoren, der es bei Luthers Bibelübersetzung habe?“ fragt derselbe. — Wenn der Eigenthümer einer Sache, und seine Erben und Erbnehmer ausgestorben, oder nicht auszumitteln sind, so erbt die Gesellschaft. Will diese ihr Recht aufgeben, und es gemein werden lassen; will es der Eigenthümer selbst; — wer kann es wehren?

„Ob das auch ein Raub des Büchereigenthums sein würde,“ fragt Herr R. weiter, „wenn jemand ein Buch einzeln, oder in größerer Anzahl abschreiben, und die Abschriften verkaufen wolle?“ Da die Liebhaber, welche ein Buch lieber in Handschrift, als gedruckt besitzen wollten, selten sein, mithin durch diese Vervielfältigung der Exemplare weder dem Verfasser noch dem Verleger großer Nachtheil entstehen möchte; da der Gewinn bei dieser mühsamen Arbeit nicht groß, und der Verkaufswerth wohl größtentheils kümmerliche Bezahlung der angewandten Mühe sein, mithin die ungerechte Habsucht des Abschreibers weniger auffallen würde: so möchten vielleicht der Erste-

re, und der Zweite dazu schweigen. Sind aber unsere eben ausgeführten Sätze erwiesen, so bleibt an sich jeder Nießbrauch des Buchs, sei er so wenig einträglich, als er wolle, ungerecht; und diejenigen, welche das Buch in Abschrift zu besitzen wünschten, oder der Abschreiber, müßte darüber in Unterhandlung mit dem Verfasser treten. — Wenn die alten Schriftsteller über den möglichen Nießbrauch der Autorschaft nicht nachgedacht hatten, oder, weil sie sein nicht begehrten, das Abschreiben ihrer Bücher jedem frei stellten, dem es beliebte, und durch ihr Stillschweigen die Einwilligung dazu gaben; so hatten sie das vollkommenste Recht, — wie jeder es hat — ihr Recht aufzugeben: wenn sie aber gewollt hätten, so hätten sie es eben sowohl geltend machen können, als die unsrigen; denn was heute Recht ist, war es ewig.

Diese Grundsätze werden durch Anwendung auf Dinge, die man oft mit ihnen verglichen und verwechselt hat, noch deutlicher werden. So hat man Produkte der mechanischen Kunst mit Büchern, und das Nachmachen derselben zum Nachtheil des Erfinders mit dem Nachdrucke verglichen; — wie passend oder unpassend, werden wir sogleich sehen. Auch ein solches

Werk hat etwas Körperliches: die Materie, aus der es verfertiget ist, Stahl, Gold, Holz und dergleichen; und etwas Geistiges: der Begriff, der ihm zum Grunde liegt (die Regel, nach der es verfertigt ist). Von diesem Geistigen kann man nicht sagen, daß es eine dem Verfertiger eigenthümliche Form habe, weil es selbst ein Begriff einer bestimmten Form ist — die Form der Materie, das Verhältniß ihrer einzelnen Theile zur Hervorbringung des beabsichteten Zwecks; — welches folglich nur auf einerlei Art, einem deutlich gedachten Begriffe gemäß, bestimmt seyn kann. Hier ist es das Körperliche, welches, in so fern es nicht durch den Begriff bestimmt wird, eine besondre Form annimmt, von welcher die Nettigkeit, die Eleganz, die Schönheit des Kunstwerks in so fern sie nicht auf den hervorzubringenden Zweck bezogen wird, abhängt: an welcher man z. B. die Arbeiten der Engelländer, die Arbeiten eines gewissen bestimmten Meisters, von jeder andern unterscheidet, ohne eigentlich und deutlich angeben zu können, worin der Unterschied liege. Diese Form des Körperlichen kann auch ein Buch haben, und durch sie wird die Reinheit und Eleganz des Drucks bestimmt; in dieser

Rück-

Rücksicht ist es Produkt der mechanischen Kunst, und gehört unter die nun leicht zu entwickelnden Regeln derselben.

Angenommen, was allgemein anzunehmen ist, daß durch den Verkauf einer Sache dem Käufer das Eigenthum alles desjenigen übertragen werde, dessen Zueignung physisch möglich ist; was wird durch den Verkauf eines solchen Kunstwerks dem Käufer übertragen? Jedem ohne Zweifel das Eigenthum des materiellen Körperlichen, nebst der Möglichkeit das Werk zu dem verlangten Zwecke zu gebrauchen, wenn er will, ihn kennt, und ihn dadurch zu erreichen weiß. Die Möglichkeit, sich den dem Werke zu Grunde liegenden Begriff (nehmlich die Regel, nach der es verfertiget ist) zuzueignen, ist nicht die Absicht des Verkaufs, und gemeinhin auch nicht des Kaufs, wie bei einem Buche, wo dies offenbar die Absicht ist. Auch wird sie, durch den Verkauf nicht jedem, sondern bloß dem, der dazu die nöthigen Kenntnisse hat, übergeben. Das Eigenthum dieses Begriffs aber wird durch den Verkauf gar nicht übergeben; sondern zur Zueignung desselben gehört noch die Handlung des Käufers, daß er das Werk untersuche, es vielleicht zerlege, darüber nachdenke, u. s. w.

 Aber

Aber dennoch ist es nicht nur physisch möglich, sondern auch oft sehr leicht, die Regel der Verfertigung des Werks zu finden. Diesen Begriffen nun seine Form zu geben, muß man selbst Künstler, und zwar Künstler in dieser Kunst sein. Die Form des ersten Verfertigers wird man dem Körperlichen nie geben; aber es kömmt darauf nicht an, der Unterschied ist meistens ganz unbemerkbar, und oft wird der zweite Verfertiger ihm eine weit schönere geben. Man kann folglich nicht nur das Eigenthum der Materie, sondern unter gewissen Bedingungen auch das des Begriffs, nach welchen sie bearbeitet ist, sich erwerben; und da man das Recht hat, sein Eigenthum auf jede beliebige Art zu benutzen, so hat man ohne Zweifel auch das, dies Kunstwerk nachzumachen. Allein, die Ausübung dieses Rechts ist nicht billig: es ist nicht billig, daß der Mann, welcher Jahre lang Fleiß Mühe und Kosten aufwendete, durch die erste Bekanntmachung des Resultats seiner Jahrelangen Arbeit, welches von der Art ist, daß jeder desselben sich bemächtigen kann, der es siehet, um alle Frucht dieser Arbeit gebracht werde. Da aber in Sachen des Gewinstes auf die Billigkeit Andrer nicht sehr zu rechnen ist, so tritt der

Staat

Staat ins Mittel, und macht durch ein ausdrückliches Gesetz, genannt Privilegium, dasjenige Rechtens, was vorher nur Sache der Billigkeit war. Weil indeß durch ein solches Gesetz das natürliche Recht Andrer allerdings eingeschränkt, und sie dessen beraubt werden, besonders dadurch beraubt werden, daß man das, was von ihrem guten Willen abhing, und ihnen ein Verdienst geben konnte, ihnen abnöthigt, und sie dadurch wenigstens der Entdeckung dieses Verdienstes beraubt; so hebt der Staat dies Gesetz wieder auf, sobald seine Absicht, den ersten Erfinder zu entschädigen, erreicht ist, und giebt den Menschen ihr angebornes und durch Nachdenken und Studium behauptetes Recht wieder.

Ein solches Privilegium geht also auf den Gebrauch des erworbenen Begriffs; und nur dasjenige Bücherprivilegium würde mit ihm zu vergleichen sein, welches verböte, innerhalb zehn Jahren nichts über gewisse Materien, als z. B. keine Metaphysik, keine Naturlehre, zu schreiben. — Verwechselte etwa Herr R., dessen Vorschläge bei Bücherprivilegien eben dahinauslaufen, Bücher mit mechanischen Kunstwerken, als ob zu ihrer Verfertigung nichts weiter gehöre, als etwa ein Rezept ein Buch zu machen im

Kopfe, und übrigens gelenke Finger Papier und Dinte?

Das Recht des Käufers, das Gekaufte nachzumachen, geht so weit die physische Möglichkeit geht, es sich zuzueignen; und diese nimmt ab, je mehr das Werk von der Form abhängt, welche wir uns nie eigen machen können. Diese Gradazion geht, in unmerklichen Abstufungen, von der gemeinen Studierlampe bis zu Korreggio's Nacht. Letztere hat nie um ein Privilegium nachgesucht, und ist darum doch nicht nachgemacht worden. Zwar Farben auftragen, Licht und Schatten, und ein Kind und eine junge Frau malen, kann jeder Pinsler; aber es ist uns nicht darum, es ist uns um die nicht zu beschreibende, aber zu fühlende Form des Vortrags zu thun. — Kupferstiche von Gemälden sind keine Nachdrücke: sie verändern die Form. Sie liefern Kupferstiche, und keine Gemälde; und wem sie den letztern gleich gelten, dem bleibt es unbenommen. Auch Nachstechen schon abgestochner Gemälde ist nicht Nachdruck; denn jeder giebt seinem Stiche seine eigene Form. Nachdruck wäre nur das, wenn jemand sich der Platte des andern bemächtigte, und sie abdruckte.

Und nach dieser Unterscheidung um die Frage: Was ist ein Bücherprivilegium? Ein Privilegium überhaupt ist Ausnahme von einem allgemein geltenden Gesetze der natürlichen, oder der bürgerlichen Gesetzgebung. Ueber Büchereigenthum ist bis itzt kein bürgerliches Gesetz vorhanden; also muß ein Bücherprivilegium eine Ausnahme von einem Naturgesetze sein sollen. Ein dergleichen Privilegium sagt, ein gewisses Buch solle nicht nachgedruckt werden; es setzt mithin ein Gesetz der Natur voraus, welches so lauten müßte: Jeder hat ein Recht, jedes Buch nachzudrucken. — Es ist also doch wahr, daß das Nachdruckerrecht selbst von denen, in deren Hände die Menschheit alle ihre Rechte zur Aufbewahrung überlieferte, von den Regenten, für ein allgemein gültiges Naturrecht anerkannt werde? Doch wahr, daß selbst die Gelehrten es dafür anerkennen; denn was kann die Bitte um ein Privilegium anders heißen als: Ich erkenne an, daß vom Tage der Publikazion meines Werkes, jeder wer will, das unbezweifelte Recht hat, sich das Eigenthum und jeden möglichen Nutzen desselben anzumaßen, bitte aber um meines Vortheils willen, die Rechte der Menschheit einzuschränken. — Hat man sich je einen Freibrief ge-

gen Straßenräuber geben lassen? — „Aber „ein Bücherprivilegium ist kein Freibrief gegen „Straßenräuber; es ist eine Bedeckung von Hu„saren", sagt man mir. Wenn dies wahr wäre, wenn es in Ländern wahr sein könnte, wo die Straßenräuber nicht, wie in Arabien, ungebändigt in den Wäldern herumstreifen, sondern zu jeder Stunde durch die obrigkeitliche Gewalt abgelangt werden können, so ständen wir vor einer andern Untersuchung.

Die Tr*** nehmlich, Sch***, die W*** sind freilich Räuber; aber es sind privilegirte Räuber. Sie haben — denn die Bemerkung, daß eins von beiden, entweder das Privilegium, welches den Nachdruck verbietet, oder das welches ihn erlaubt, widersinnig sein muß, wollen wir schenken — sie, sage ich, haben nicht die mindeste Schuld. Unbekannt mit dem, was Recht oder Unrecht sei, weil es für sie zu tief lag, fragten sie die, welche es wissen sollten. Man sagte es ihnen, und sie glaubten. Freilich gefiel es dem Englischen Kaufmanne nie wohl, wenn ein Französischer Kaper ihm sein Schiff und seine Waaren wegnahm. Er beklagte sich über diese Ungerechtigkeit. „Das ist nicht „Unrecht, das ist Kriegsrecht," sagte der Kaper,

und zeigte ihm seinen Kaperschein vor; und während der Engländer diesen untersuchte, um sich von der Rechtmäßigkeit der Behandlung die er erfuhr, zu überzeugen, durchsuchte ihm Jener die Taschen, und er hatte darin Recht.

Aber, mit welchem Rechte nur überhaupt die Hummeln den Bienen den Krieg ankündigen?... Welcher Vertheidiger des Büchernachdrucks wird uns dies erklären? — „Es würde „doch von einem Staate viel verlangt heißen, „sagt man, daß er befehlen solle, fremde theure „Waare in sein Land einzuführen." Das würde allerdings viel verlangt heißen; aber die Forderung, daß er sich dann, wann sie ihm zu theuer ist, ganz ohne sie behelfen möge, wäre so unbillig eben nicht. Joseph II. hatte allerdings das vollkommne Recht, die Einfuhr der Holländischen Häringe in seine Staaten zu verbieten; wer könnte ihm dies abstreiten? Aber hätte er darum auch wohl das Recht gehabt — da Holländische Häringe sich nun einmal nicht nachdrucken lassen — Kaper auszusenden, welche den Holländern aufpassen, und ihnen ihre Häringe abnähmen? Und wenn diese fremde theure Waare — denn Bücher sind in diesem System freilich nicht mehr und nicht weniger Waare, als Häringe

ringe und Käse — überhaupt nicht eingeführt werden soll, wovon soll man sie dann im Lande abdrucken? ... Ei ja! wir werden uns wohl hüten, die Einfuhr fremder Bücher eher zu verbieten, als bis wir sie erst nachgedruckt haben.

„Es sei ja für den Vortheil des Verfassers „völlig gleichgültig, ob in einem Lande, wo die „Einfuhr seiner rechtmäßigen Ausgabe verboten „sei, ein Nachdruck verkauft werde oder nicht, „da er aus diesem Lande einmal keinen Gewinn „ziehen könne.“ sagt man auch noch. Und man hat Recht, und übrig Recht, in einem Systeme, in welchem nichts Unrecht ist, als das was schadet *).

Ist

*) Nachdem ich diesen Aufsatz völlig geschlossen hatte, lese ich die Abhandlung des Herrn Prof. Kant, Berl. Monatsschrift, Mai 1785: über die Unrechtmäßigkeit der Büchernachdrucke, die ich vorher durch einen Zufall nie gelesen hatte. Mit dem Manne sich auf Einem Wege finden, ohne von seinem Gange etwas gewußt zu haben, thut wohl. Auch Er will diesen Beweis nicht auf einem stillschweigenden Vertrag zwischen Verfasser und Publikum gegründet haben, sondern sagt sogleich zu Anfange seiner Abhandlung, daß in der Voraussetzung, daß der Verleger Eigenthümer des Buchs sei, mithin sein Eigenthumsrecht auf den Verkäufer übertragen könne, ein solcher Beweis schlechterdings unmöglich sei. Die Resultate dieser Abhandlung, daß nehmlich der Verleger nicht als Eigenthümer, son-

dern

Ist itzt Alles klärlich erwiesen, was erwiesen werden sollte: — daß der Verfasser ein fortdaurendes Eigenthum an sein Buch behalte, und das vollkommne Recht habe, Jeden zu verhindern, wider seinen Willen Nutzen aus dem, was der Natur der Sache nach sein bleibt, zu ziehen; daß mithin der Nachdruck eine offenbare, und zwar eine der sträflichsten Ungerechtigkeiten sei, — so ist bei Untersuchung seiner Zuläßigkeit davon gar nicht mehr die Frage, ob er nützlich sei; und wir können uns gänzlich enthalten, sie zu beantworten. Weder Herr R. noch das Publikum

dern als Stellvertreter des Verfassers zu betrachten sei, und mithin kein Recht auf den Verkäufer übertragen könne, das er selbst nicht habe, kommen, eben so wie die Anwendung auf Kunstwerke, mit den unsrigen vollkommen überein. Den Beweis davon gründet Herr Prof. Kant auf die Unterscheidung, daß ein Buch kein opus, sondern opera (ein bloßer Gebrauch der Kräfte des Verf.) sei. — Daß er dies nun sei, erhellet daraus, weil der Verf. ihm seine eigenthümliche Form geben müsse, damit es durch ihn, und zwar so und nicht anders bestimmt, möglich wäre. Opera ist nehmlich alles dasjenige, was nur durch unsre eigenthümliche Geistesform völlig bestimmt werden kann; das treflichste Gemälde ist darum opus, weil sein Wesentliches (seine Schönheit) von einer körperlichen Form abhängt, und dürfte drum wohl nachgemacht werden, wenn es könnte. (Das ihm zum Grunde liegende Geistige, z. B.: Idee des Ganzen, Charakter, Ausdruck) u. dgl. hängt wohl von der Geistesform ab: aber davon ist bei'm Gemälde eigentlich nicht die Rede.)

likum wird also etwas dagegen haben, wenn wir statt dieser Untersuchung eine Parabel erzählen. Was sie, da wir nach obiger Erinnerung mit Büchern gar nichts Aehnliches haben, erläutern könne, was sie nach allen schon Erwiesenen noch zu erläutern habe, wird jeder einsehen.

Zur Zeit des Khalifen Aarun Alraschid, der wegen seiner Weisheit in der Tausend und Einen Nacht, und sonst berühmt ist, lebte, oder könnte gelebt haben, ein Mann, der, wer weiß aus welchen Salzen und Kräutern einen Extrakt verfertigte, der gegen alle Krankheiten, ja gegen den Tod selbst helfen sollte. Ohne nun eben alle die Wirkungen zu haben, welche sein Verfertiger von ihm rühmte — er war selbst ein wenig kränklich — war er doch immer eine trefliche Arznei. Um in seinen chemischen Arbeiten durch nichts gestört zu werden, wollte er sich nicht selbst mit dem Handel befassen, sondern gab ihn in die Hände eines Kaufmanns, der allein im ganzen Lande damit handelte, und einen beträchtlichen Gewinn dadurch erwarb. Darüber wurden nun seine Mitbrüder, die übrigen Arzneihändler, neidisch, und verschrien ihn, und seinen Extrakt. Ganz anders aber benahm sich dabei Einer unter ihnen. Dieser paßte den Leuten

des

des Alleinhändlers auf, wenn sie das Arkanum vom Chemiker brachten, nahm es ihnen ab, raubte es wohl gar aus dem Waarenlager selbst; und das vermochte er, denn er war ein handfester Kerl. Er vereinzelte es darauf auf allen Jahrmärkten, in allen Flecken und Dörfern, und weil er es wohlfeil gab, und den Leuten sehr einlobte, so hatte er reißenden Abgang. Darüber erhob dann der Alleinhändler ein Geschrei im ganzen Lande; und es fielen mit unter auch wohl Diebe, Räuber, und dergleichen Benennungen, die bei solchen Gelegenheiten zu fallen pflegen, und die dem Andern auch richtig überbracht wurden. Gern hätte der Alleinhändler ihm wieder etwas abgenommen, aber jener hatte nichts, das der Mühe des Nehmens werth war. Schon lange hatte er ihm nachgestellt, um seiner habhaft zu werden; aber jener war schlauer, als er, und entging allen seinen Schlingen. Endlich, wie denn das stete Glück unvorsichtig macht, fiel er doch noch durch Unachtsamkeit in die Hände seines Feindes; und ward von ihm vor den Khalifen geführt. Hier brachte der Arzneihändler seine Klage gegen jenen an, die mit der Klage unsrer Buchhändler gegen die Nachdrucker ziemlich gleichlautend war. Jener, ohne

sich bange werden zu lassen, — er hatte bei sei-
nem Marktschreiergewerbe seine Dreistigkeit ver-
mehrt, und eine gewisse Beredsamkeit sich eigen
gemacht — führte seine Vertheidigung folgen-
dermaaßen:

Glorwürdigster Nachfolger des Propheten! ich liebe nach Prinzipien zu verfahren. Der einzig richtige Maaßstaab der Güte unsrer Handlungen ist bekanntermaaßen ihre Nützlichkeit. Je ausgebreitetere und je wichtigere Vortheile eine Handlung stiftet, desto besser ist sie. Es giebt zwar noch einige finstere Köpfe, die sich etwas erkünsteln, was sie, glaub ich, Recht nennen: ein Hirngespinst, das sich im Leben nicht realisiren läßt; denn kann man nicht bei aller Rechtschaffenheit verhungern? Doch fern sei es, daß dergleichen altfränkische Ideen die aufgeklärten Zeiten von Eurer Majestät glorwürdigen Regierung entweihen sollten! — Wenn ich mithin beweise, daß mein Verfahren den ausgebreitetsten Nutzen stiftet, so beweise ich dadurch ohne Zweifel, daß es lobenswürdig ist; und dies ist so leicht zu erweisen. Daß meine Handlung von den vortheilhaftesten Folgen für das Publikum sei, sollte man das erst zeigen müssen? Ich verkaufe das Arkanum weit wohl-

feiler als der Kläger; der gemeinste Mann wird also dadurch in den Stand gesetzt, es sich anzuschaffen, was er bei dem hohen Preise des Alleinhändlers nicht kann; ich nöthige es dem unaufgeklärten Haufen durch meine Betriebsamkeit und durch alle Künste der Beredsamkeit auf, und brenne so von Eifer für das Beste Andrer, daß ich sie fast zwinge, sich durch diese heilsame Arznei gesund zu machen. Welch' ein Verdienst um die leidende Menschheit! Könnte ich doch Eurer Majestät das Aechzen der Leidenden, das Röcheln der Sterbenden recht lebhaft malen, die durch die von mir gekaufte Arznei gerettet worden sind! Wie vielen Kindern habe ich ihre Väter, die bereits in den Händen des Todes waren, wieder zurückgegeben! ihnen die Möglichkeit zu guten Staatsbürgern gebildet zu werden, und einst wieder ihre Kinder, und vermittelst dieser ihre ganze Nachkommenschaft zu guten Staatsbürgern zu bilden, zurück gegeben! Man berechne die Arbeiten, welche Jeder, dem durch diese wunderthätige Arznei einige Jahre zu seinem Leben hinzugesetzt werden, in diesen Jahren noch zur Kultur des Landes verrichten kann; die noch größere Kultur desselben, die hierdurch wieder möglich wird, und so in's Unendliche fort;

berechne die Menge der Kinder, die er in diesen Jahren noch zeugen kann, und die Kinder dieser Kinder: und ziehe das Resultat der vergrößerten Volksmenge, und Kultur, die dadurch erfolgt, und welche schlechterdings nicht möglich war, wenn ich nicht dem Kläger seine wohlthätigen Tropfen raubte.

Es sagen zwar freilich verläumderische Zungen, daß das Arkanum gemeinhin ein wenig verdorben bei mir gekauft worden; und wenn ich ihnen auch — ich liebe die Wahrheit — sollte zugestehen müssen, daß an der Sache etwas sei: so ist das warlich nicht meine Schuld. Ich würde lieber, wenn ich könnte, ihm noch größere Kraft geben, damit man es allein bei mir kaufte, und mein Kläger alle seine Kunden verlöre; und das bloß aus Liebe zum allgemeinen Besten. Aber wie sollte es mir bei der beständigen Flucht, auf der ich vor meinem Gegner sein muß, und bei der Beschimpfung, die er meiner Handthierung anthut, und die mich nöthigt die lockersten Gesellen anzunehmen, möglich sein, es mit der gehörigen Sorgfalt aufzubewahren? Wenn nur einmal meinem Gewerbe völlige Ehre und Sicherheit zugesprochen sein wird, wie ich um der großen Nützlichkeit desselben hoffe, so werde

ich

ich dadurch zugleich in Stand gesetzt werden, auf die Konservazion desselben mehr Sorgfalt zu wenden.

Ich werde angeklagt, dem Verfertiger des Arkanums, und dadurch mittelbar dem Publikum zu schaden, weil Kläger, wenn ich in die Länge fortfahre ihm seine Tropfen wegzunehmen, nothwendig verarmen, und außer Stand gesetzt werden müsse, den Chemiker weiter zu bezahlen, weshalb denn dieser nothwendig die Arbeit werde einstellen müssen. — Allein, da kennt man den Mann nicht. Er wird sie darum nicht einstellen; denn es ist einmal seine Liebhaberei, und er arbeitet ja so nur um der Ehre willen. Im Gegentheil, je mehr ich seinem Unterhändler wegnehme, und je weniger dieser ihm für die Arznei wird bezahlen können; desto mehr wird er arbeiten müssen, um kümmerlich zu leben: desto mehr wird folglich diese heilsame Arznei vervielfältiget werden. Und wird nicht sein Ruhm durch mich in die entferntesten Dörfer verbreitet? posaune ich ihn nicht, mit lauter Stimme, an jedem Jahrmarkte, aus meiner Bude? steht nicht sein Namen auf allen meinen Büchsen und Gläsern mit großen Buchstaben, in Golde? Ist ihm das nicht Ehre genug? braucht er dazu noch Brot? Er mag von der Ehre leben!

Endlich soll ich Klägern Nachtheil verursachen. — Aber ich muß gestehen, daß hier mich mein kaltes Blut verläßt. Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß Sie sich der Unbilligkeit dieser Anklage schämen sollten. Haben Sie nicht schon genug durch Ihren Alleinhandel gewonnen? Ach! dürfte ich doch den Verlust, den Sie zu haben vorgeben, mit Ihnen theilen! Warum wollen Sie mir denn nicht erlauben Ihnen zu stehlen, was ich fortbringen kann? Warum wollen Sie mir denn nicht erlauben eine kleine Nachlese zu halten? Giebt es nicht noch itzt, seitdem ich diese reichlich halte, Leute genug, die entweder um der vermeinten größern Güte Ihrer Arznei willen, die doch wenig betragen kann, oder aus einem altfränkischen Vorurtheile an rechtmäßigem Besitze, und vermeinter Theilnahme an der Dieberei Andrer, lieber ihre theure Waare kaufen, als meine wohlfeile; — als ob ich nicht auch, wenn man denn einmal von Rechmäßigkeit reden will, dadurch das rechtmäßige Eigenthum Ihrer Waare erhielte, daß ich mir die Mühe gebe, sie zu stehlen?

Vielmehr habe ich, wenn Sie kalt darüber nachdenken wollen, eben um Sie Selbst das

größte

größte Verdienst. Sie kennen noch Ihren Chemiker nicht. Schon längst dachte er, voll Neid über den Gewinn, den Sie durch sein Arkanum machen, darauf, sich des Handels mit demselben selbst zu bemächtigen. Er hat zwar seine Zeit weit nöthiger zur Verfertigung desselben; er versteht zwar nichts vom Arzneihandel; er ist zwar bei einigen Versuchen im Kleinen schon sehr übel angekommen: aber dennoch — glauben Sie mir's auf mein Wort — er hätte Sie des Handels beraubt. Nur, schlau wie er ist, merkte er meinen Anschlag auf Ihren Waarenkasten, und wollte lieber Sie, als sich selbst, bestehlen lassen. Wenn Sie also überhaupt noch in einigem Besitze des Handels sind, so haben Sie es mir zu verdanken.

Dies sind die beträchtlichen Dienste, Glorwürdigster Nachfolger des Propheten, die ich dem gläubigen Volke, die ich dem nützlichen Verfertiger des Extrakts, die ich dem Kläger selbst leiste. Und ich nun, was habe ich dafür? Wenn man den geringen Preis, um den ich das Arkanum verkaufe, gegen die Kosten, die ich auf desselben Konservazion doch wende, die Reisen, die ich mache, berechnen will; so wird man finden, daß mir die Mühe sie zu stehlen,

sehr gering bezahlt wird, und daß ich die Versäumdungen meines Gegners, die Schurken und Diebe, die er gegen mich ausstößt, fast ganz umsonst hinnehmen, oder nur sehr niedrig in Anschlag bringen muß. Durch diese Verunglimpfungen wird mir nun mein ehrlicher Namen, auf welchen die Menschen einen so großen Werth setzen sollen, jämmerlich abgeschnitten, so daß rechtliche Leute schon anfangen sich sehr zu bedenken, ob sie mir abkaufen wollen. Ich bin also ein Märtyrer für das Beste der Welt; und wenn eine Handlung dadurch gewinnt, daß man recht viel bei ihr aufopfert, so ist die meinige eine der verdienstlichsten. Dies Verdienst möchte ich mir nun gern nicht rauben lassen, wenn nicht durch die Ehrlosigkeit, die dadurch auf mein Gewerbe fällt, der Fortgang desselben gehindert, und dem allgemeinen Besten Abbruch gethan würde. Ich bitte demnach Eure Majestät anzubefehlen, daß hinführo Jeder mein Gewerbe für ein ehrliches halte, bei namhafter Strafe; und daß Kläger gehalten sei, mir nicht nur Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, und öffentlichen Dank für den geleisteten Dienst abzustatten, sondern auch inskünftige sich von mir bestehlen zu lassen, so viel ich will.

So

So redete der Marktschreier. Wie würde Herr Reimarus, wie würde jeder Gerechtigkeitsliebende hierbei geurtheilt haben? — Eben so urtheilte der Khalif. Er ließ den nützlichen Mann aufhängen.

Königsberg,
im Oktober 1791 *).

J. G. Fichte.

7.

Auszüge aus einem zunächst für Riga geschriebenen Buche.

Am letzten November des Jahrs 1792 starb zu Riga Johann Christoph Berens, Mitglied des ehemaligen Rathkollegiums daselbst, im 63sten Jahre seines Alters: ein von vielen edlen Menschen in Rußland, Liefland, Kurland, Preussen, und dem nördlichen Deutschlande, gekannter Mann; und von Allen, die ihn kannten, geschätzt und geliebt. Er besaß sehr mannichfache Kenntnisse, die er auf seinen

*) Der Umstand, warum diese Abhandlung so spät gedruckt wird, kann dem Leser sehr gleichgültig sein. Nur schien die Anzeige des Datums nöthig, damit man dem Hrn. Verfasser keinen Vorwurf daraus mache, daß er auf neuere Schriften über diesen Gestand, z. B. von Hrn. Müller in Itzehoe, von Hrn. von Knigge, u. a. nicht Rücksicht genommen hat. B.

seinen Reisen (in jüngern Jahren, auch durch Dänmark, Frankreich, England, u. s. w.), durch Studium, in Geschäften, im Umgang mit sehr angesehenen Personen, und durch tiefdringenden Beobachtungsgeist sich erworben hatte. Er besaß eine unerschütterliche Rechtschaffenheit, und eine unbeschränkte Güte des Herzens. Vorzüglich merkwürdig war aber, für die welche ihn genauer kannten, seine originale und bisweilen ins Humoristische fallende Naivität, und dann ein sonderbarer feiner Sinn bei Verfolgung und Verbindung der Ideen. Das Erste bewirkte bei ihm eine höchst liebenswürdige Natureinfalt in seiner Denk- und Handlungsart, eine Unparteilichkeit, eine Anmaßungslosigkeit, wie sie selten sich findet; und der Zweite verhalf ihm zu sehr treffenden Beobachtungen, zu glücklichen Spekulazionen, und zu überraschenden Wendungen bei der Darstellung seiner Gedanken.

Sein Gleichmuth, seine Sanftheit, gewannen jedem das Herz, — gewannen ihm vorzüglich die festeste Anhänglichkeit von Seiten seiner Familie, seiner Landsleute, seiner Freunde. Auch mich nahm er in die Zahl der Letztern auf; und ich halte mich verpflichtet, ihm diese kleine Blume auf sein Grab zu streuen.

Er hatte, bei der Veränderung im Magistrate zu Riga, seine Stelle niedergelegt, und sich auf eine Zeitlang von da entfernt. Allein, er liebte sein Vaterland auf das innigste, dachte bei jeder Veranlassung an dasselbe, und suchte ihm auf alle Weise nützlich zu werden. — Nur zu diesem Behufe ergrif

grif er auch einigemal die Feder. Aber theils trachtete er nach keinem verbreiteten Schriftstellerruhm, theils sind seine Aufsätze so lokal und individuell, daß sie dem Ausländer fast unverständlich bleiben. Eben um dieser Eigenschaft willen, müssen sie aber dem Bürger der Stadt, für die sie geschrieben sind, desto willkommner sein Auch veranlaßte seine zart spielende Phantasie ihn zu Einkleidungen, welche oft mit seinem Stof nur in entfernter Beziehung standen. Man zeigt in der Mauer der Rigaischen Stadtbibliothek noch eine Bombe von der Russischen Belagerung im Jahr 1710 her; hieran knüpfte Berens die Reihe seiner Gedanken, und ließ drucken: Die Bombe Peters des Großen, 1787, 4. Seine letzte, vielleicht von ihm selbst nicht mehr in fertigem Druck gesehene, Schrift nimmt gleichfalls die Wendung von dieser Stadtbibliothek her, welche nach dem Innern und Aeußern beschrieben wird, aber freilich etwas anders als sie wirklich ist, doch so daß Wahrheit zum Grunde liegt, und die Zusätze sich wohl unterscheiden lassen. Der Titel ist:

Bonhommieen. Geschrieben bei Eröfnung der neuerbauten Rigischen Stadtbibliothek. Mitau, gedruckt bei I. F. Steffenhagen. 1792. 199 Seiten in 8.

Das Ganze ist voll interessanter Winke aus der Geschichte der Stadt und des Landes, voll herzlicher Lehren einer gewissen Haus- und Stadt-Lebensphilosophie, und voll feiner Züge aus seiner eigenen und der ihn zunächst umgebenden Indivi-

dualität. Es ist ein schönes und liebes von Ihm selbst sich gesetztes Denkmal!

Wenn mich etwa nicht das täuscht, daß er noch am vierten Tage seines Sterbemonats mir einen freundschaftvollen Brief schrieb; und daß er in seinen Bonhommieen auch meiner ein paarmal erwähnt, — so dünkt mich, sind viele treffende und feine Bemerkungen darin, welche allgemeiner beherzigt zu werden verdienen. Ich lege einige davon den Lesern hier vor. Er selbst sagt gegen das Ende: „Und was thut man nicht, um auch nur von unsern Atheniensern gelesen zu werden? Wenn ich „wünsche gelesen zu werden, so ist es wegen der in „diesen Blättern zu findenden Lehren der Stadtklugheit.“

Auf diese seine liebe Stadt bezog er Alles. Was er von den Tugenden, dem Religionsunterrichte, den Sitten und Gebräuchen der Städter, und der Bildung des Landvolks sagt, verräth einen denkenden und freien Kopf. Mit den Zügen aus der ältern Geschichte Lievlands läßt sich vergleichen, was im März S. 283 folg. von der ähnlichen ältern Geschichte der Ritter in Preußen gesagt ist. — Von Allem habe ich nur das Allgemeinverständlichste gewählt. — — Am Ende sind einige seiner Beobachtungen über Berlin beigefügt. Es schien mir doch bemerkenswerth, wie ein solcher Mann den hiesigen Ton, und einige Männer, als Spalding, Silberschlag, beurtheilt habe.

B.

Städten geziemt innerer Gehalt, nicht hochtönende Ankündigungen.

Ehrenbenennungen, welche Betriebsamkeit, Mäßigung, Liebe zur Ordnung andeuten — wenn solche sind — die gebet dem Städter! Sie erinnern ihn an Tugenden, auf welche sein Wohlstand gegründet ist. Ein Gewerbe, das ohne diese Stadttugenden, durch blindes Glück, durch träge Schlauigkeit getrieben werden könnte, ist nicht das Unsrige. Unser Oekonomiehandel ward durch rege Betriebsamkeit in die Stadt gezogen, durch Ordnung in Geschäften dem Ganzen nützlich, ward durch Privat- und öffentliche Rechtschaffenheit, die allen öffentlichen Anordnungen den Stämpel der Zuverlässigkeit aufdrückt, darin erhalten.

Sie glänzen nicht, diese Tugenden; sie wärmen. Sie erhalten die Gemüther ruhig; die Neigung zu städtischen Gewerben und Beschäftigungen wird dadurch gestärkt, so wie die Sucht nach äußern Vorzügen diese Gewerbe verleidet. „Es soll mir eine Schande sein" — war schon in dem ältern Rußland die sicherste Verbürgung bei eingegangenen Verträgen. Diese Furcht vor der Schande, nicht redlich zu Werke gegangen zu sein, nicht Wort gehalten zu

haben,

haben, ist der wahre Ehrenpunkt des Stadtbürgers.

Die Tugenden, auf welche die Stadtehre gegründet ist, erwerben, und bewahren das Erworbene. Sie bezahlen Zinsen und Steuern. In Wahrheit, es ist ersprießlich für den Bürger und seinen Fürsten, tugenhaft in Städten zu sein, und darin Ehre zu setzen.

Wohlstand ist das Wort für Städte. Man denkt sich dabei Mittel, und Genuß, häuslicher Glückseligkeit. Wohlerworben zu haben, ist hier das gute Aequivalent von dem Wohlgeborensein des Ersten Standes, dessen edelster Vorzug es ist, den Zweiten zu beschützen. Jene heroische Zeit verlangte Aufopferungen. Armuth, Entbehrungen, waren damals auch Bürgertugenden; sie sind es nicht mehr. Die Anmuthungen an den Stadtbürger sind itzt so billig: er soll erwerben, soll das Erworbene genießen. — Aber zu einem festen Wohlstande ist nur durch Rechtschaffenheit und Betriebsamkeit zu gelangen.

Diese Religion (die Christliche), welche geoffenbarte Vernunft und die reinste Moral ist, würde so mit sittlicher Aufklärung zugleich hieher

(nach

(nach Lievland) gekommen sein, wenn sie nicht bereits von Grund aus in Süden verderbt gewesen wäre, als sie von da nach dem treuherzigen Norden kam. Statt religiöser Aufklärung, brachten nun die ersten Opferpriester das ganze Geräthe der Verdunklung nach Lievland.

Christus weckte das moralische Gefühl, und errichtete dadurch eine Religion für jeden Menschen, in jedem Staate. Die, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, machten aus dieser Religion für den Menschen, eine künstliche Staatsmaschine; führten eine fürchterliche Theokratie ein.

Statt einer anbauenden Handlungskolonie entstand eine zerstörende Staatskolonie in Lievland. In der christlichen Welt durfte nichts mehr ohne Genehmigung des Theokraten von Rom vorgenommen werden. Dieser schickte Bischöfe, und mit dem Kreuze bezeichnete Reisige hieher, zur Bekehrung — damals ein so übelverstandenes Wort, wie itzt Aufklärung.

Nun mußte das geheiligte Schwert das Werk dieser Bekehrung vollenden. Mit diesem himmelstürmenden Geschäfte wurden die braven Ritter, eifrig in Erfüllung der ihnen aufgetragenen Pflichten, bald fertig.

Die

Die darauf erfolgten innerlichen Kriege um jene sinnlose Oberherrschaft waren — traurig ists zu sagen! — noch das Heilsamste für das Land. In diesen Kriegen trieb ein jeder sein Handwerk. Die Bischöfe und die Ritter stritten um die Herrschaft; die Stadt arbeitete, unter beständiger Selbstvertheidigung, desto fleißiger; alle Sehnen waren doch gespannt, und es blieben keine Müßiggänger im Staate zurück.

Das Verderben der Sitten in Lievland — ärger, als Kriege — datirt von einem nachherigen langen Frieden. Ritter und Bischöfe schwelgten nunmehr beim Müßiggange, und glaubten so die Früchte ihrer vorigen Arbeiten mit Recht zu genießen — selig, wie die geschäftlosen Götter Epikurs. Die, welche nur vom Sattel zu leben gelernt hatten, thaten von Zeit zu Zeit auf den friedlichen Städter Ausfälle, ihm die Früchte seines Fleißes zu rauben. Der geistliche Stand verzehrte rechtlich mit gefaltenen Händen, den zehnten Theil der Früchte; hatte überdem den einträglichen unrechtlichen Ablaßhandel: und so ging alles, Arm in Arm, den geraden Weg zum Verderben des Landes, durch das Verderben der Sitten.

Man gab dem Volke, schon unter den Königen*), Lehrbücher. — Lehrbücher einem Volke, das nicht lesen konnte, nicht lernen wollte! — Auch Lernen ist eine Arbeit, der es sich so unwillig unterzieht, als einer jeden andern, weil es dafür hält, daß nicht ihm, sondern seinem Herrn, die Früchte aller Arbeit gebühren.

Gebet dem Volke mehr als trockenen Unterricht, gebet ihm Erziehung; gewöhnt es an Begriffe von Eigenthum: und Ihr werdet es für größere bürgerliche Glückseligkeit empfänglich machen.

Gebt ihm Erziehung: Macht den Menschen in ihm froh und empfindend! Wenn es itzt arbeiten muß; so wird es alsdann arbeitsam werden.

Gebt ihm Erziehung — lehret den Sklaven genießen! Schaft ihm mehr Bedürfnisse, als Schlaf und Trunk; laßt ihm mehr von dem ersten, als von dem letzten. Jener König, der ein so großer Landwirth als sein Sohn ein großer König war, gab den Befehl in seinem Lande: daß der Bauer nicht anders als in Stiefeln des Sonntags zur Kirche kommen sollte. Durch dieses befohlene Bedürfniß, vermehrte er die Kultur auf dem Lande, und den Fleiß in den Städten. Wenn unser Landbauer seinem Fuß

*) Den Polnischen und Schwedischen. B.

mit der Haut des für sich geschlachteten Viehes, statt, wie itzt, mit den Häuten der dazu ausgerotteten Bäume, bekleiden wird; dann wird er sich achten, sich und das Land besser kultiviren lernen.

Diese Mittel: Eigenthum, Frohsein, und Bedürfniß, sind Sach- und Lage-Erziehung, die zur Bildung wirksamer ist, als Wortunterricht. Ein Gutsherr gab seinen Landbauern reinlichere Wohnungen, und einen Spiegel darin, um sich ihre Gestalt vorhalten zu können. Diese Anleitung zur Selbstschätzung, zur Reinlichkeit, ist auch gute Volkserziehung.

Die kleinere Menge in Städten ist eher zu beleuchten; insonderheit in einer Handelsstadt, wo Freiheit und Duldung bald nothwendig werden. Hier war anfangs der öffentliche Unterricht ein Monopol der Domherren. Kaufleute, Feinde von allem Zwange, entzogen sich auch diesem Lehrzwange, sobald sie Auswege, die sie immer suchen, kennen lernten. Sie schickten ihre Söhne nach einer Schule in Pommern, die damals wegen einer bessern Lehrmethode berühmt wurde. Die dahin geschickten Schüler kamen, mit ihrem dort verfolgten Lehrer*), nach Riga; und zündeten

*) Andreas Knöpken, oder Knopf, im J. 1522. B.

ten hier das erste neue Licht an, welches man damals nicht so bescheiden, wie itzt, Aufklärung, sondern dreister Reformazion nannte.

Die Verbesserung kam also von daher, von woher eine jede ausgehen muß, wenn sie Grund und Bestand haben soll: von der Jugend, und vom Unterricht. — Eine geistliche Lehrgesellschaft, deren frommer Namen *) aufgehoben ist, suchte dieses neue Licht, durch zudringlichen Unterricht, wieder auszulöschen. Aber die Stadt wählte herzhaft zwischen der Gefahr zu besorgender Ungelahrtheit, und der größern Gefahr der Einflößung schädlicher moralischer Grundsätze, wofür die Gesellschaft Jesu damals übel bekannt war, glücklich das Erste.

Es giebt ein Reich **), dessen Bürger sich ganz nach dem Stecken ihrer Mandarine bewegen; da ist Mechanik die Staatswirthschaft. Dieses Volk bringt es in keiner Kunst weiter, als es bereits Jahrtausende darin war: es arbeitet nach einem in ihn geprägten Instinkt, wie die Bienen an ihren immer gleichen Zellen; es tödtet, so wie diese, diejenigen unter ihnen, welche in ihrem Stocke nicht Arbeit und Nahrung finden ***). Wenn gleich dieser Kunstschwarm an

 dem

*) Jesuiten. **) Sina.

***) Die Wegsetzung der Kinder ist in Sina erlaubt.

dem großen Werke des menschlichen Geistes keinen willkürlichen Antheil hat; keinen Antheil daran: durch die geringste Einbuße von Freiheit, die größte bürgerliche Glückseligkeit in der Gesellschaft zu bewirken; so erhält sich doch dieses Reich bei einerlei Blüthe durch Gehorsam und Sitten; — indeß sich itzt das blühendste Reich von Europa, bei seiner wilden politischen Freiheit, selbst mordet, durch Mangel von Gehorsam und Sitten.

Hat doch der Gebrauch die einzige gute Manufaktur, die in Lievland Bestand gehabt hat, eingeführt! Die Töchter der Stadt sind wie die Lilien auf dem Felde: sie spinnen nicht; aber — sie stricken. Alles, von der arbeitsamsten Hand bis zur schönsten, strickt: strickt bei freundschaftlichen Besuchen, und bei größern Zusammenkünften. Bringet diese gesellschaftliche Handarbeit, die hier in Ehren ist, in Verachtung — dies ist das Mittel, Gebräuche abzuschaffen —; und wie viel Tugend und Wohlstand gingen zugleich verloren! In unserm großen Tanzsaale, woselbst in der sogenannten stillen Zeit, nach eingeführter frommer Sitte, nicht getanzt wird, steht für diese Zeit ein langer Arbeitstisch hingesetzt, für die schöne Jugend, zu einer selbst gewählten Handarbeit. Der Beifall,

fall, den der Staatswirth der Provinz*) und dessen würdige Gehülfe dieser Anstalt gaben, war die Sanktion dieser Sitte.

Gemeingeist — public spirit! Diese Benennung stammt von der Königlichen Insel. Wir verehrten ihn aber schon lange vorher, unter dem ehrbaren Namen: Stadtbestes. Dieses Wort hatten unsre Voraltern beständig im Munde. Ihre Errichtungen und Verwaltungen, von welchen die Nachkommen noch die Vortheile genießen, bezeugen, daß sie die Sorgen für das Beste der Stadt auch im Herzen getragen haben. Die Stadt ist eben so glücklich auf die Vorstellung: Wir arbeiten zusammen für uns und unsre Kinder, — als auf ihre Lage gegründet. Laßt dagegen eine Menge Selbstsüchtiger, ein jeder für sich, Haus an Haus bauen; und sehet da den schönen Steinhaufen — keine blühende Stadt.

An der tödtenden Gleichgültigkeit für ein örtliches allgemeines Beste waren Regierungen weniger Schuld, als — Theologen, Staatsbeamte, Philosophen. Die Theologen zuerst, sagten: die Erde wäre ein Gasthaus für Durchreisende, die nur im Himmel Bürger wären; — als wenn derjenige Dort ein guter Bürger werden könnte, welcher Hier ein schlechter gewesen ist!

*) Der Generalgouverneur.

ist! Die niedern Staatsbeamten redeten nur von einem Kroninteresse: — ein Wort, worin kein Staatssinn ist, wenn dieses Interesse mit dem allgemeinen Wohl in Widerspruch genommen wird. Und nun die Philosophen mit ihrer Alleweltsbürgerschaft — die nirgends zu Hause ist! „Ich bin ein Bürger der Stadt; und nichts, „was meinen Mitbürger darin angeht, ist mir „fremd." Diese Gesinnung ist beschränkter, hat aber mehr Energie, als der Terenzische Ausspruch, vom Theater hergesagt: Homo sum etc. „Da bist du was rechts," antwortete Lessing von der Neuern Bühne. Und was ist auch, in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft, ein Mensch in Abstrakto, und ein Bürger in Konkreto mit der ganzen Welt?

Wirkungen vom Bücherlesen waren nicht so selten, wie noch weniger gedrucktes Papier zu uns kam. Damals waren hier von Zeit zu Zeit herrschende Werke. Pamela, Klarissa, Grandison, folgten sich in der Regierung, und theilten diese mit keinen andern Romanen. Auch wurden diese nicht für Romane gehalten, sondern täuschten lehrreich das noch treuherzige Publikum. Dieser gute Glaube an die Existenz vollkommener Muster ist, zum Schaden der Nach-

eiferung, durch die nachherigen vielen Karrikaturen, so verloren gegangen, daß sich kaum der nach dem Leben geschilderte Puf in dem zur Wirkung nöthigen Kredit der Existenz erhalten konnte. — Wie unsre Hausväter nur noch den alten Sirach vorzulesen hatten, leiteten seine weisen Lehren Jugend und Alter auf dem schlüpfrigen Pfade des menschlichen Lebens. Wie unsre Töchter nur noch den frommen Gellert hatten, wußten sie seine Moral, die in leichten Versen floß, zur Bildung des Herzens, auswendig. Eine Geschichte der Lektur in der Stadt würde, zu der Zeit, mit der Geschichte der Sitten in Zusammenhang gebracht werden können.

Ein Peripatetiker würde in diesem Büchersaale [der öffentlichen Stadtbibliothek in Riga] gegen funfzig Denkschritte, in der Länge, machen können. „Wie!" würde dieser beim Anblicke der Aufschriften an der den neun großen Fenstern gegenüberstehenden Wand fragen: „Alle die ungeheuren Pakete, Theologie, Jurisprudenz bezeichnet, müsset Ihr studiren: jene, um unsern „guten Gott verehren zu lernen; diese, um mit „Euren Mitbürgern in Frieden zu leben?" Nicht wir, treuherziger Alter! sondern unsre Theologen und Juristen müssen es. „So ist es „wohl bei Euch eine gelehrte, schwer zu erler-

„nende Kunst, wie fromme Gesinnung zu erregen „und darnach zu handeln ist? Ihr habt also be„sondre Gelehrte, welche die Gesetze wissen, „die alle Andre doch auch befolgen sollen? Wenn „Eure Gelehrten diese Wissenschaften für die „übrige Menge lernen und anwenden; so ist es „bequem für diese Menge, wenn ihr dieses frem„de Wissen, im Leben und im Sterben, zugut„kommt. — Welch ein Schatz da, in dem an„stoßenden Schranke für die Heilkunde! Ihr „werdet wohl, seit unserm Hippokrates, der nur „noch den Gang der Krankheiten beobachtete, „die Mittel gefunden haben, sie zu heben? Zu „seiner Zeit war das Leben kurz, die Kunst „lang; itzt ist es wohl im umgekehrten Ver„hältnisse?"

Die wohlbesetzten Tafeln stehen hier, in der Reihe der Künste, oben an. — Also ist wohl die Kochkunst auch eine schöne Kunst? — Auf schöne Kunst macht sie weniger Anspruch, als auf schöne Wissenschaft. Die Kunst giebt nicht so sichere Anleitungen und Regeln, als diese Wissenschaft: nach einer Anna Warg ist sicherer ein Kunstwerk, als nach der Vorschrift von Batteux ein Heldengedicht, zu verfertigen. Schöne Kunst oder Wissenschaft! die Erziehung eines jeden Volks fängt elementarisch mit dem Essen an;

wo dieses noch nicht mit Ordnung, Reinlichkeit und Geschmack geschiehet, da ist die Kultur noch nicht beim Anfange. Dieser Tafelgenuß, der in einer Handelsstadt, wo man auf innere Güte achtet, zuerst den guten Grad der Vollkommenheit erreicht, hilft bilden. Unsre guten Töchter, unter der Anführung ihrer exemplarischen Mütter, mögen also immer die Ehre des Hauses, bei dem hellen Heerde, behaupten, für welchen die Männer itzt arbeiten, und vordem stritten! Nehmet sie — ehe sie zu den schönen Wissenschaften übergeht — nehmet sie in Eure Mitte, Ihr Neun Schwestern, diese keusche Lievländische Muse, mit der reinlichen Schürze, mit der kostenden Zunge, und Salz in der verständigen Hand!

Vermehrte Arbeit, vermehrter Genuß, vermehrte Volksmenge! — Nach dieser Vermehrung ist die vortheilhafte Handlungsbilanz sicherer zu berechnen, als nach Zahlen.

Diese Art, über Staatsverwaltungen nach der Wirkung zu urtheilen, war auch die des guten Düval: eines Mannes, dessen späte Gelehrsamkeit seinem frühern gesunden Verstande so wenig, als der Aufenthalt am Hofe der Unschuld seiner dahin gebrachten Schäfersitten,

 scha-

schadete. In seinem Manuskripte über Rußland, sagt derselbe in einer Anfrage: „On dispute beaucoup sur la nature des Gouvernements. Le meilleur de tous me paroit celui, où les peuples sont conduits à la félicité, par la voie la plus licite, la plus courte, et la moins pénible. Partout où je verrai le peuple en haillon, engourdi, pieds nuds, et avec un visage de Momie, je dirai que le gouvernement y est aveugle, dûr et barbare; partout où je le verrai en embonpoint, vigoureux et dans l'aisance, je dirai que ceux qui le regissent, sont les vrais peres de leur patrie. Pour juger ainsi, il n'est point question de s'épuiser en longs raisonnements, il ne s'agit que d'avoir des yeux, du discernement et de l'équité."

Noch ein Wort von den geistlichen Rittern, die sich den nützlichern Kaufleuten, gegen die ungläubigen Lieven an der Düna, nachschicken ließen.

Sie waren damals, wie die Zeit sie schlug: thätig und bieder im Kriege, müßig und schwelgend im Frieden; je unwissender, desto gebieterischer. Von diesen mit dem Kreuze bezeichneten Deutschen, behielt der nachherige Liefländische Adel die Benennung: Ritterschaft. Er

er-

erscheint aber itzt in Eigenem Lichte mehr zu seinem Vortheile, als in dem Erborgten.

Der Degen unsers braven Adels blieb noch lange nach jenen Ritterexpedizionen, noch unter den Königen, zu viel beschäftiget, als daß die Schwerter in Pflugschaaren hätten verwandelt werden können. Unter den so benannten Rittern, waren auch Bürgersöhne. Möchten diese doch an der Düna nicht darunter gewesen sein! Besser am Jordan, wie diese Ritterschaft da noch ein frommes Institut war, welche menschenfreundlich kranke Mitbrüder pflegte. Städte sind für das Gute und Nützliche. Ihnen sind die Kartoffeln, welche durch die Eroberung von Amerika nach Europa verpflanzt wurden, wichtiger, als die glänzenden Metalle von daher. Und wenn die Kreuzritter für das Gold und Silber, welches sie zur Eroberung von Palästina mit hinnahmen, den zarten Buchweizen *) zurückgebracht haben; so war dies das Verdienst, welches sie um die Kultur ihres Vaterlandes hatten, und wofür die Städte danken.

Es gehört für die Newtone, in dem Sturze eines Apfels, die Ordnung in dem Weltsysteme zu

*) Er kam durch die Kreuzzüge nach Europa, wie mehrere Pflanzen und Produkte und Künste. Daher auch der Französische Namen dieser Getreideart: bé sarrasin. B.

zu finden. Wir Andern, deren Theodicee sich damit behilft: die moralische Ordnung der Dinge sei durch einen Apfelbiß gestöret worden, drehen uns, ohne tieferes Nachdenken, ruhig um unsre Axe, ohne zu wissen, wie wir bei den großen Umwälzungen ins Ganze eingreifen; und lassen die Vorsehung darüber, bei unsrer Betriebsamkeit, walten.

* * *

Die schön bebauete Sandwüste an der Spree wählte ich diesmal — bei dem mir selbst auferlegten Ostrazismus — zu meinem Aufenthalte. Ich bezog unter den bevölkerten Linden die eben verlassene Wohnung des Mannes *), der hier die Grundfeste der Preußischen Monarchie, in seiner Schrift über dieselbe, prächtig darstellte, und durch seine Handlungen nachher die Grundsäulen der Monarchie seines Vaterlandes, unter welchen er erlag, niederreißen half. Der Geier des Gewissens nagt itzt an diesem Prometheus, der sein Feuer nicht dem Himmel entwendet hatte.

Der stille Aufenthalt in einer an interessanten Auftritten reichen Stadt behagte meiner Ge-

*) Des Grafen Mirabeau.

Gemüthsstimmung, die ganz von meinem schwachen Nervensysteme abhängig ist. So oft es diese Stimmung erforderte, konnte ich mich aus den großen Häusern, die da einem jeden gut bekannten Fremden offen stehen, in einen kleinen freundschaftlichen Zirkel — wo es mir so wohl war — zurückziehen, ohne Bemerkungen über eine zeitige Eingezogenheit zu veranlassen.

In großen und kleinen Zusammenkünften, unter freiem und unter bedecktem Himmel, wurden damals zwei, für die innere Staatsverwaltung wichtige, Untersuchungen — durch öffentliche Verordnungen und durch Staatskommissionen veranlasset — angestellt; diese: Ist mehr Freiheit im Handel, und weniger Freiheit im Denken, dem Preußischen Staate ersprießlich?

„Der Handel kann nicht ohne Freiheit, der „Preußische Staat aber wohl ohne großen auswärtigen Handel blühen." Ich habe zu dieser Entscheidung der ersten Frage Zutrauen, weil sie die des scharfblickenden Staatsmannes, dem das große Publikum lange vor Seiner Ernennung zum Staatsminister, diesen hohen Posten gegeben hatte, zu sein schien. Der Handel in Breslau nehme ab, und das Land herum blühe. — Wo ist denn dabei der Nachtheil des Staats?

Der

Der wahre Vortheil des Handels eines Landes, ist immer in dem lebhafteren inneren Verkehr.

Weniger als die Freiheit im Handel, leidet die Geistesfreiheit, Einschränkungen in dem Preußischen Staate zum Besten desselben. Diese Staatsmaschine ist ganz das Werk jener Freiheit des Geistes, die, durch die karge Natur des Bodens aufgefordert, so viel vermochte, daß sie ein Land, welches nur einer geringen Macht fähig zu sein schien, weit über das Mittelmäßige erhoben hat, durch Beleuchtung der Grundsätze, die daher desto standhafter befolgt wurden. Die Preußische Kriegsmacht ist zur Beschützung des Landes fürchterlich; aber, ohne seine, unabhängig von derselben, freiwirkenden Geschäftsmänner, würde selbst ein Friederich nicht dieses Werk der Regierungskunst zu der Vollkommenheit gebracht haben.

Ich suchte in Berlin nicht Sparta, sondern Athen, wovon die Stadt mehr als das Thor*) hat. Für wissenschaftliche Unterhaltungen, für litterarische Nahrung — worin Cicero, der Bür-

ger-

*) Anspielung auf das prachtvolle Brandenburgerthor, welches von Langhans nach dem Muster der Propyläen in Athen gebauet ist.

germeister, die Belustigung von Uns Alten se-
zet — ist hier gesorgt. Zu diesem Genusse be-
suchte ich auch eine geschlossene Gesellschaft, in
welcher sich Gelehrte in und außerhalb Geschäf-
ten mit Männern von Talenten, vor und bei
dem Abendessen, unterhalten. Wider gelehrten
und politischen Betrug, und für Wahrheit, wa-
ren Alle eingenommen. — Außer dieser Ueber-
einstimmung für gute Aufklärung, fand ich hier
die Meinungen über Personen und Sachen so
verschieden, daß der Berlinismus hier wenig-
stens seinen Sitz nicht hat, wenn überhaupt die-
ses Wort Sinn haben mag, und nicht Freimü-
thigkeit bedeuten soll.

Diese Freimüthigkeit ist hier rechtskräftig
geworden. Vor die höchste Instanz des Denkens
werden sowohl öffentliche Anordnungen, als rich-
terliche Aussprüche, gezogen. Nur die Kanzel-
vorträge wurden privilegiret.

Den liebenswürdigen Greis, der die gött-
lichen Lehren der christlichen Religion mit So-
kratischer Weisheit vortrug, besuchte ich, mit
verstärkter Verehrung, nach seiner Abschiedspre-
digt — worin er nicht . . . Stachel zum Anden-
ken seiner ehrwürdigen Person, sondern an Seine
mit

mit wahrer Salbung vorgetragenen Lehren, nachlassen wollte — in seiner geehrten Einsamkeit zu Scharlottenburg.... Wie stach die Gemüthsruhe dieses parteilosen Weisen von der Unruhe jenes heftig parteinehmenden Orthodoxen ab!

Von dem Letzten, einem sonst freundlichen Alten, suchte ich über die Wasserbaukunst, worüber Er die auswärtigen Schriftsteller so vernünftig nachgeschrieben hatte, Belehrungen für die Vaterstadt einzuziehen. Aber die Mathematik war von der Orthodoxie bei ihm so befangen, daß er immer auf die letztere zurückkam, und mir, statt zu demonstriren, wie ein Fluß zu lenken und zu vertiefen sei, bald jenen Stillstand der Sonne, bald die allgemeine Sündfluth, durch erfundene Maschinen klar demonstriret, vor Augen legen wollte.... Wie einfältig ist der Glaube eines Kant gegen das aufblähende Wissen eines Schriftgelehrten!

Berlinische Monatsschrift.

1793 Junius.

I.

Einige Nachrichten von den Ideen der Griechen über Staatsverfassung.

Es wird Manchen, welche die Schriften der Griechen nicht selbst lesen und ihre Geschichte nicht ganz gegenwärtig haben, vielleicht nicht unangenehm sein, hier einen zusammengedrängten Auszug der hauptsächlichsten Ideen dieses merkwürdigen und aufgeklärten Volkes über den Gegenstand der itzigen allgemeinen Gespräche und Betrachtungen — die Staatsverfassung — zu finden *). Die neuern Franzosen, vorzüglich die Lobredner einer ganz allgemeinen Republikanischen Verfassung, pflegen sich oft auf die alten Griechen zu beru-

*) Auch wird hierdurch ein vor einiger Zeit gethanes Versprechen der Berl. Monatsschrift erfüllt: 1792 November, S. 482.

berufen; und viele Leser denken sich bei den letztern auch wohl die uneingeschränkteste Volksherrschaft. Mit wie wenigem Rechte, wird sich in der Folge zeigen; wo man, vielleicht nicht ohne Verwunderung, sehen wird, daß die Begriffe von reiner Demokratie, von Einheit der Republik, von Zerstörung des Adels, von Haß gegen die Könige, von Gleichheit der Bürger, und kurz alle bei den itzigen Weltverbesserern so fest haftenden Begriffe, nicht die mindeste Bestätigung aus dem Beispiele der Griechen erhalten können.

Aber auch ohne Rücksicht auf Widerlegung solcher falschen Behauptungen, ist es wohl der Mühe wehrt, zu sehen, wie die Weisen dieses Volkes über Verfassungen dachten, und wie die Gesetzgeber ihre Staaten einrichteten. Denn die Erstern schwangen sich nicht zu einer solchen „Höhe der Grundsätze" empor, daß sie die Wirklichkeit darüber vernachlässigten. Platon hatte sich lange zur Führung von Staatsgeschäften vorbereitet; er stellte, in seinem Vaterlande und auf seinen weiten Reisen, hierüber Beobachtungen an; er suchte, in Sizilien einige Plane ins Werk zu setzen; man bat ihn von Megalopolis, man bat ihn von Cyrene aus, Gesetze für diese Landschaften zu entwerfen. Indeß herrschte bei ihm

freilich die Phantasie zu lebhaft, und er hing zu fest an manchen unausführbaren Theorien. Aristoteles hingegen, der tiefsinnigste Forscher und der unermüdetste Sammler, welchen vielleicht bis itzt die Welt kennt, hatte die Gesetze und Einrichtungen fast aller Griechischen und Ungriechischen (Barbarischen) Nazionen zusammengebracht. Seine Abhandlungen darüber begriffen, in bewundernswürdiger Vollständigkeit, die Verfassungen der größern Staaten, und der geringern Länder, selbst die kleine Insel Ithaka nicht ausgenommen; der einheimischen, und der fremden, z. B. Marseille, Karthago, u. s. w. *). So hatte er die Thatsachen vor sich, aus welchen sein großer Verstand die letzten Schlüsse zog; so konnte er nach den Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte, zu seinen Untersuchungen schreiten. — Wie kontrastiren gegen einen solchen Geist doch die seichten und kenntnißlosen Schwätzer, welche plötzlich in Frankreich zu Gesetzgebern erwachsen sind, welche bloß den

*) Ein alter Schriftsteller bestimmt die Anzahl dieser Abhandlungen auf 158; ein anderer, auf 255. — Die Anführung der Beweisstellen aus den Quellen wird man mir hier wohl erlassen, und erlauben, daß ich mich im Allgemeinen auf die vortreffliche Reise des jüngern Anacharsis berufe, bei welcher das sorgfältig gearbeitete Register das Nachschlagen so sehr erleichtert.

den Eingebungen einer phantastischen Spekulation folgen, und wenn sie die Einrichtung der Dinge damit in Widerstreit finden, in den Fall jenes Thoren kommen, welcher bei Pope so tragikomisch ausruft:

Warum, ihr Götter, ach! macht zweimal zwei
doch vier *)!

Was aber die Verfassungen selbst betrift, so fand man in Griechenland nicht zwei Völker, ja nicht zwei Städte, so nahe sie auch gränzen mogten, welche genau dieselbe Gesetzgebung gehabt hätten. Ja es gab wohl keinen einzigen Staat, der nicht, für sich betrachtet, schon mehrere, und man mögte beinahe sagen, alle, Verfassungen durchwandert wäre. Es scheint, als ob der menschliche Geist, welcher sich in seiner schönsten und freiesten Thätigkeit bei den Griechen äußerte, auch über das große Problem der besten Regierungsform alle mögliche Versuche hätte anstellen wollen.

Schon

*) The Dunciad, book 2, v. 286:
Ah! why, ye Gods! should two and two make
four?
Denn freilich, sagt die treffend witzige Anmerkung hierbei, da die Welt den Menschen bloß als ein Gegenstand der Disputazion gegeben ist, so darf man sich wohl über solche feste Bestimmung der Wesen beklagen.

Schon diese Mannigfaltigkeit zeigt, wie wichtig das Studium der Griechischen Verfassungen für jeden sein muß, der über Politik nachdenken will; aber sie zeigt zugleich, wie unmöglich in einem Aufsatz, als der gegenwärtige, eine genauere Entwickelung derselben ist. Ich kann mich hier bloß auf einige Hauptbemerkungen einlassen, welche zunächst durch die itzt am lautesten werdenden Behauptungen veranlaßt sind.

1. Im Ganzen bildeten die mächtigsten Völkerschaften Griechenlandes, zur Zeit ihres größten Flores, allerdings Freistaaten. Doch kannten sie, aus der ältern Geschichte und aus der Erfahrung ihrer Tage, auch Monarchieen. Ueber Macedonien herrschten Könige, welche am Ende nur zu leicht sich alle Freistaaten Griechenlandes unterwarfen. Die Molosser, in Epirus, gehorchten Königen; einer derselben dachte groß genug, selbst seine Macht zu beschränken: er führte einen Senat, Gesetze, und mehrere Obrigkeiten ein. In Lacedämon waren sogar zwei; aber zuletzt, durch eine Ausartung der Konstituzion, freilich bloße Schattenkönige. — Alle bedeutende Staaten hatten vordem unter Königen gestanden. Als man aber die Regierungsform änderte, glaubte man darum nicht, die Denk-

 mäler

mäler des ehemaligen Zustandes zerstören zu müssen. Mit Stolz zeigte man noch die Bildsäulen der alten Fürsten; ihre herrlichen Geschenke prangten an heiligen Orten; das republikanische Volk sah mit Entzücken die Geschichten seiner Könige auf der Bühne, und weihete ihrem Schiksale Thränen und ihren Thaten Bewunderung. Einige Familien in Athen führten ihren Stammbaum bis auf die Könige zurück, und standen deshalb nur in größerem Ansehen. Diese leidenschaftlichen Liebhaber der Freiheit wußten sich doch von der unedlen Wuth der Erbitterung, und von der schändlichen Intoleranz der Meinungen, rein zu erhalten. Ihre großen Schriftsteller durften, der Wahrheit gemäß, selbst die unumschränkten Persischen Kaiser wegen ihrer Milde, ihrer weisen Einrichtungen, ihrer Vorsorge für den Wohlstand der Völker, laut preisen, und die Liebe der Unterthanen zu ihnen schildern.

2. Ja, was noch mehr! Die besten Köpfe unter ihren Politikern sprachen der monarchischen Verfassung gar sehr das Wort. So wahr ist es, daß die Menschen, wenn sie von Uebeln gedrükt werden, immer die Ursachen außer sich, und die Staatsbürger sie gemeiniglich in ihrer Verfassung, suchen! Wenn diese nur geändert wäre,

so

so glauben sie, würden sie auch von jenen befreiet sein. Alle selbstbegangenen Greuelthaten, alle muthwillig erregten Verwirrungen, haben wir ja in unsern Tagen einem hülflosen König zuschreiben gehört; aber, wahrlich! sein unnütz vergossenes Blut hat das strafbare Land nicht entsündigt, hat Ordnung und Vernunft und Tugend nicht zurückgeführt.... Allerdings mußten die Denker in Athen durch die krampfhaften Unruhen ihrer Demokratie empört werden, welche bald den grausamsten Despotismus, bald die Raserei der Anarchie hervorbrachten. Indeß hat wohl nicht bloß eine hierdurch entstandene Sehnsucht nach einer andern Form sie im Urtheil bestimmt; ihre wahre Ueberzeugung scheint die Vorzüge der Königsherrschaft erkannt zu haben. Wenn Xenophon einen höchst glücklichen und mächtigen Staat darstellen will, so malt er den großen Stifter des Persischen Kaiserthums in einem Bilde, welches noch nach Jahrtausenden alle Seelen entzückt. Wenn Aristoteles und mehrere Weltweise die vollkommenste Regierungsform angeben wollen, so erklären sie sich deutlich und mit ausführlichen Gründen für die Monarchie. Solche Auktoritäten können doch ein wenig stutzig machen.

3. Daß in diesen Griechischen Freistaaten (1) es oft genug an Ruhe und wahrem Glück sehr mangelte (2), brauche ich hier nicht weitläuftiger zu schildern; nur das muß ich angeben, daß sich im Grunde auch nur sehr wenig Freiheit dabei fand. Die Hauptstadt des kleinen Staates herrschte, und oft tyrannisch und ungerecht genug, über die Unterthanen auf dem Lande, in den andern Städten, auf den Inseln. So groß auch die Zahl der am Regiment theilnehmenden Bürger war, die Zahl der Unterthanen war immer noch größer; und in welchem Zustande diese lebten, ergiebt sich aus der vorzüglich von den Griechen abstrahirten Bemerkung: daß bei der größten Freiheit die größte Sklaverei wohnt, und daß republikanische Gebieter ihre Untergebenen sehr strenge behandeln. Selbst die sogenannten Bundesgenossen wurden hart gedrückt. Selbst die verbündeten Städte einer Landschaft waren zwar, einzeln betrachtet, eigentliche Freistaaten; mußten aber oft knechtisch genug der Hauptstadt des Bundes, wo der allgemeine Landtag zusammenkam, gehorchen. Nirgend war diese Unterwerfung härter, als in Lakonien gegen Sparta; weshalb auch die fast aller Freiheit beraubten Lakonier ihre aristokratischen Gebieter, die Spartaner, auf

das

das herzlichste haßten. Und dennoch hielt man, und in gewissem Betracht mit Recht, Sparta für den wahren Sitz der höchsten politischen Freiheit.

4. Es war aber ein solches Föderativsystem der einzelnen Städte fast allgemein eingeführt: nicht bloß in den größern Landschaften, als Lakonien, Thessalien, Achaja; sondern auch in den unbedeutenderen, als Elis, Akarnanien. Hierbei gab es denn nur zwei Fälle: entweder das Haupt des Bundes schrieb den andern Städten Gesetze vor (3), wie Sparta in Lakonien, Theben in Böozien; oder die Beschlüsse des Bundes verloren fast alle Kraft für das Ganze. So war es im Griechischen Kleinasien, wo nicht nur Aeolis, Jonien und Doris, wenn ihnen ein Einfall drohte, ihre Kräfte nicht vereinigten, sondern wo auch in jeder dieser drei Provinzen nicht einmal die auf ihrem eignen Landtag getroffenen Einrichtungen die Völker der Provinz strenge verpflichteten: so daß Eine Stadt ihren besondern Frieden mit einem Eroberer schließen und die verbündeten Städte demselben Preis geben konnte. So auch im eigentlichen Griechenland. In Thessalien blieb nicht bloß jeder Kanton, sondern auch jeder Distrikt, und jede Stadt desselben, ungeachtet

der allgemeinen Landesversammlung, so unabhängig von einander, daß die Beschlüsse dieser Versammlung nur für diejenigen Ortschaften verbindliche Kraft hatten, welche dieselben unterschrieben. Der Kanton der Oetäer z. B. war in 14 Distrikte getheilt; und die Bewohner des einen konnten bei den auf Landtagen beschlossenen Kriegen der andern sich weigern mit ins Feld zu ziehen.

Diese zwei Formen des Föderativsystems lassen sich vielleicht auch nur bei so ganz abgesonderten Munizipalitäten denken. Indeß ist die erste, wie jeder sieht, der Freiheit, die andern hingegen dem ruhigen und festen Wohlstande höchst nachtheilig *). — Noch hatten die Griechen einen allgemeinern Bund: den Amphiktyonischen; welcher aber jenen Mängeln nicht abhelfen konnte. Denn diese Versammlung war mehr ein Reichsgericht, als ein Reichstag; noch dazu erkannte sie theils nur über gewisse Fälle, theils erstreckte sich ihre

*) Beide Arten, oder vielmehr Ausartungen, finden sich auch in Frankreich; obgleich daselbst eigentlich kein Föderativsystem ist, wenigstens gesetzlich nicht sein darf. Bald handeln die Munizipalitäten ganz unabhängig und selbstständig, jede für sich; bald wirft sich die eine zur Herrscherinn über mehrere andere auf, wie z. B. Marseille über die Munizipalitäten der benachbarten Departementer.

ihre Gerichtsbarkeit nicht über ganz Griechenland, theils hatte sie nie Macht genug, um die Vollziehung ihrer Beschlüsse durchzusetzen.

5. Die eigentliche Ursache der bisher entwickelten Beschaffenheit lag darin, daß sie das Repräsentazionssystem nicht kannten. Hume nennt dasselbe mit Recht eine Erfindung neuerer Zeiten, wovon die Alten nichts wußten. Noch richtiger aber zeigt Rousseau *): daß die Alten nichts davon wissen wollten; daß es die größte Inkonsequenz ist, von Suveränität des Volks, von Freiheit, von Gleichheit, zu sprechen, und doch Repräsentanten zu bestellen; daß man, um einen wahren Freistaat zu bilden, nur eine Stadt oder höchstens ein geringes Völkchen errichten, keine Soldaten bezahlen, sondern selbst in den Krieg ziehen, keine Deputirte schicken, sondern selbst die Versammlung besuchen, und endlich — Sklaven halten muß. Will oder kann man alles dieses nicht, so gebe man auch jenes auf, und suche nicht thöricht und vergebens Dinge zu vereinigen, welche ihrer Natur nach unverträglich sind.

Die Griechen hatten wahre Nazionalversammlungen: denn die gesammte Nazion selbst kam

*) Contrat Social, liv. 3, ch. 15.

kam dahin. Daher waren sie so ungeheuer zahlreich. Von Byzant, beschreibt ein Feldherr den Platz, wo das Volk über die öffentlichen Staatsangelegenheiten berathschlagte, geräumig genug, um darauf ein kleines Heer in Schlachtordnung zu stellen. In Athen war meistens festgesetzt, daß die Beschlüsse der Volksversammlung, um Gesetze zu werden, 6000 Stimmen für sich haben mußten. Es wird als eine Abweichung von der Regel bemerkt, daß während des langdaurenden Peloponnesischen Krieges, welcher so viele Bürger hinraffte und so viele von ihrem Vaterlande entfernt hielt, in der allgemeinen Versammlung nie über 5000 Bürger zusammenkamen. Der Senat bestand in Athen aus 500 wirklichen und 500 supplirenden Mitgliedern. Selbst die Gerichtshöfe waren dort eben so ansehnlich besetzt: einzelne bestanden aus 500 und mehrern Personen; ja in gewissen wichtigen Fällen mußten 6000 Richter sprechen. Zu Megalopolis, der Hauptstadt Arkadiens, kamen die 10,000 Bürger, welche die großen Angelegenheiten dieses Ländchens besorgten, in einem eigens dazu aufgeführten Gebäude zusammen.

6. So hatte also fast jeder Staat ein Föderativsystem (4), ohne daß er solche Theilung der

Freyheit,

Freiheit, worauf er so eifersüchtig war, zuwider hielt. So hatte jeder Staat, ja fast jede Stadt, eine wahre Nazionalversammlung, in viel höherem Sinne des Wortes als itzt (5); und dennoch — keine reine Demokratie. Denn Erstlich, auf die so richtige Mösersche Frage: Wer ist denn nun die Nazion? würden die Griechen die Antwort höchst abenteuerlich gefunden haben: Alle, die in dem Staat oder in der Stadt leben. Sie unterschieden auf das strengste zwischen Menschen und Bürgern. Die unterworfenen Völker, es sei nun, daß sie durch Krieg erobert, oder durch Bundesgenossenschaft bethört waren (3), wurden nicht für eigentliche Bürger gerechnet. Aber auch in der Hauptstadt, oder dem regierenden Ländchen, selbst gab es große Unterschiede. Die Anzahl der Sklaven überstieg in ganz Griechenland bei weitem die Zahl der Bürger. In Attika betrugen die erstern 400,000; die Bürger *), 20000; die ansässigen Fremden, 10000. Ein solcher Fremder durfte, bei Strafe des Todes, nicht der Nazionalversammlung beiwohnen. Dieses war, so wie die Führung aller Staats-

*) Man braucht nicht hinzuzusetzen: wehrhafte; denn Weiber und Kinder sind nirgend Bürger.

Staatsgeschäfte, ein ausschließendes Vorrecht der Bürger; und um Bürger zu sein, bedurfte es überall der Erfüllung gewisser Bedingungen, welche in einem Staate strenger als in dem andern waren. Zu Athen mußte man der Sohn eines Bürgers und einer Bürgertochter sein; in andern Freistaaten, sogar von einer Reihe Ahnen abstammen, welche Bürger gewesen waren; und Aristoteles schreibt noch andre Erfordernisse vor. In Athen gab es selbst verschiedne Stände unter den Bürgern: die erste Klasse machten diejenigen aus, welche sich durch Geburt, oder Reichthümer, oder Tugend, oder Talente, auszeichneten; obgleich sie dadurch keine wesentlichen Vorzüge, wohl aber die Ehre des Rangs, des Vorsitzes im Schauspielhause, und dergleichen erhielten. Auch kam es noch bei den Bürgern auf Vermögenszustand, Lebensweise, Erziehung, u. s. w. an, um Mitglieder der Nazionalversammlung oder wahlfähig zu obrigkeitlichen Aemtern zu sein. Ueber die Bestimmung des erforderlichen Vermögens wichen sowohl die Gesetzgeber, als die Weltweisen, von einander ab. Die Böozier verschlossen jedem Kleinhändler die obrigkeitlichen Stellen. Die Erziehung gieng bei den Alten auch auf die politische Bildung; wer diese nicht

genossen

genossen hatte, konnte also kein thätiges Mitglied ihres Staates sein.

Man würde bloß mit Worten tändeln, wenn man diese Griechischen Staatsbürger nicht einen wahren Adel nennen wollte. Der Namen thut nichts zur Sache; auch noch heut zu Tage heissen in Bern die regierungsfähigen Familien, zum Unterschiede der andern, Bürger. Es war da, wie hier, ein wahrer Erbadel: denn durch Abstammung erhielten die Bürger der Griechischen Freistaaten ihr Recht auf öffentliche Aemter; welches sie hinwiederum durch Unglücksfälle verlieren, oder durch Verbrechen verwirken konnten. Durch Abstammung blieben die Unbürger, selbst die seit Jahrhunderten ansäßigen Fremden, von dem Rechte zu Staatsämtern ausgeschlossen; obgleich sie wegen besondrer Umstände, Verdienste, u. s. w. eine Standeserhöhung erlangen konnten. — Wenigstens finden also die sogenannten Menschheitsrechte (welche aber zugleich auf politische Befugnisse gehen sollen, wozu doch der Mensch, als Mensch, unmöglich ein Recht haben kann) keine Unterstützung in dem Beispiel der Griechischen Republiken, wie überhaupt in keinem Beispiele von irgend einem Zeitalter und irgend einem Volke der Welt.

Hieraus

Hieraus erklärt sich zugleich ein anderer auffallender Umstand. Die alten Staatsmänner waren der vermehrten Bevölkerung auf keine Weise geneigt, da man in neuern Zeiten dieselbe nie glaubt hoch genug treiben zu können. Was soll ein geschlossenes Dorf thun, wenn alle Bauernhöfe vertheilt sind, obgleich noch wohl Hintersassen, Kolonisten und Anleger einzelner Vorwerke Platz finden? . . . Die meisten Staaten ergriffen das Mittel einer Versendung zu Kolonien; mehrere Gesetzgeber bestimmten genau die Zahl der Bürger; mehrere Provinzen erlaubten geradezu die Wegwerfung der Kinder: welches manche sonst edle Weltweise nicht nur billigten, sondern überhaupt so bestimmt die Zahl der Kinder vorschrieben, daß sie bei einer gesegneteren Ehe die Abtreibung der Frucht anbefahlen. — Dies Phänomen läßt sich nicht kürzer und treffender enträthseln, als es vom Grafen Ranzau geschehen ist *): „Man bedenke, daß diese Einwohner „freie, an der Regierungsverwaltung theilneh„mende, Bürger waren. Der Bürger, in „diesem engern Sinne des Worts, kann ein „Staat leicht zu viel bekommen; der Unter„thanen, nie.“ Es waren, so zu sagen, privilegirte

*) Berl. Monatsschr. 1792. Jul. S. 13.

vilegirte Klassen, welche in einigen Ländern sich geradezu von den Unterthanen ernähren ließen, wie die Spartaner von den Heloten, die Thessalier von den Penesten; es waren gleichsam stehende Heere, deren Anzahl nicht ins Unendliche wachsen darf, sondern mit der Zahl der Landbebauer in Verhältniß bleiben muß *).

7. Es herrschte ferner keine reine Demokratie, weil man nirgend eine wahre Gleichheit zu finden vermogte. Die Alten waren auch hierin konsequenter, als die Neuern, welche bei Erschaffung eines Freistaats nur auf Abstellung der Titel dringen, aber an das Wesen der Gleichheit, die sie doch für ihre Göttin erklären **), nicht denken. Viele Gesetzgeber und Staatsmänner

*) Montesquieu, Esprit des loix, liv. 23, ch. 17.

**) Man könnte von ihnen, mit einer sehr kleinen Veränderung sagen, daß sie

— — fight, like mad or drunk
For Dame *Equality*, as for punk,
Whose honesty they all durst swear for,
Though not a man of them knew wherefore.

Wenn doch ein witziger Dichter uns einen Hudibras über diesen politischen Fanatismus geben wollte, welcher, wie der theologische, immer über die Gränze des Lächerlichen und des Abscheulichen hin und her schwankt!

männer sannen wenigstens darauf, wie dieselbe bei den Bürgern (denn von den zahlreichen Unbürgern ist hier, wie überall, gar nicht die Rede) wohl einzuführen wäre. Lykurg vertheilte den Boden von Lakonien in gleiche Erbstücke, und bestimmte deren Veräußerung, Vererbung, Zusammenheirathung u. s. w. gesetzlich. Manche suchten eine beständige Gleichheit des Vermögens, durch zum Theil ganz seltsame Mittel, zu erhalten; konnten aber, weil die Natur der Dinge sich nicht zwingen läßt, nie damit zu Stande kommen. Der Korinthische Gesetzgeber Phidon ließ die Ungleichheit des Vermögens bestehen, und bestimmte dagegen die Zahl der Familien und der Bürger. Am feinsten arbeitete Solon an der Feststellung einer politischen Gleichheit, welche unter den verschiedenen Ständen eines Freistaats herrschen muß, und wußte die einzelnen Theile des Staatskörpers meisterhaft gegen einander zu bestimmen und zu beschränken.

Freilich suchten auch die Griechischen **Unbehoseten**, zumal wenn sie von einem ehrgeizigen Unruhstifter aufgewiegelt wurden, allenthalben den Meister zu spielen. Der gegenseitige Haß zwischen den Reichen und Armen war die unheilbare Krankheit aller Republiken Griechenlandes;

und die bessern Menschen erkannten mit Bedauren, daß diese Zwietracht überall die Grundsätze der Ehre und der Tugend vernichte. Sie hüteten sich wahrlich wohl, den Ausbruch dieses Stromes, durch Niederreissung aller Dämme gegen den wilden Uebermuth und den rohen Eigennutz der Menge zu begünstigen.

8. Die demokratischere Form ward gewöhnlich dadurch eingeführt, daß ein herrschsüchtiger Bürger, um zu seinem Zwecke zu gelangen, dem Volke schmeichelte, und ihm größere Vorrechte zuwandte, damit er selbst Anfangs durch das Volk über die Angeseheneren, und am Ende über alle beide den Sieg davon tragen mögte. Dies war der Fall in Athen *) zuerst durch Pisistratus, welcher Solon's Anordnungen schon in etwas veränderte; und nachher daurender durch Perikles, welcher die Macht des Senats, des Areopagus, u. s. w. sehr schwächte, hingegen der Menge ein Ansehen einräumte, das späterhin dem Staate oft verderblich war. Woher sollte nun eine so entstandene Form gerade als die beste,

 oder

*) Auch in Rom geschah dies so: wo Marius der Menge schmeichelte, um Alleinherrscher zu werden; wo Cäsar sich an die Plebejer schloß, um Pompejus, die Patrizier, den Senat, und am Ende die Republik selbst, zu überwältigen.

oder wohl gar als die von der Natur bestimmte, gepriesen werden? . . . . . In Griechenland erkannten die Aufgeklärten das Schädliche der Volksregierung, wenn nichts ihr das Gleichgewicht hält, sehr deutlich. Zu Byzant hatte die Menge das Uebergewicht; und Griechenland zählte den Fremdling unter seine sieben Weisen, welcher dort sagte *): Bei euch untersuchen die Verständigen, aber die Thoren entscheiden. Wie oft ward nicht das Nehmliche zu Athen und an mehrern Orten von den Edlen geseufzt! In Larissa wählte das Volk alle Obrigkeiten, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß diese demselben schmeichelten, und dessen Launen das wahre Wohl des Landes aufopferten. — Aristoteles unterscheidet die Republik von der Demokratie, welche letztere zwar schon damals von Schwärmern als der Wohnsitz der wahren Freiheit gepriesen, von ihm aber nur für eine ausgeartete Form erklärt ward. Er will lieber dem Loose, als der Volkswahl, die Ernennung der Obrigkeiten überlassen; und mischt überhaupt in seiner Verfassung manches von der Oligarchie ein.

9. Wenn man die Anhänger des Republikanischen Systems in Demokraten und Aristokraten theilt,

*) Es war der ältere Anacharsis.

theilt, so findet sich, daß die edelsten und weisesten Menschen unter den Griechen zu der letztern Partei gehörten. Aus Pythagoras's Schule gingen auch viele große Staatsmänner und Gesetzgeber hervor; aber alle waren, dem Geiste ihres Bundes gemäß, überzeugt: daß nur eine kleine Anzahl mühsam gebildeter und in alle Geheimnisse der Natur-, Menschen- und Staatskenntniß eingeweiheter Männer an der Spitze stehen müsse. Lykurgs Anstalten schufen eine sehr harte Aristokratie; und es ist bekannt, wie allgemein dieselben dennoch bewundert wurden. Man kann aber sagen, daß der ganze Dorische Volksstamm, an dessen Spitze Lacedämon stand, der Aristokratischen Verfassung geneigt war, wie er sich denn auch durch Ernst und Strenge des Charakters unterschied; während die weichern und leichtsinnigeren Jonier, deren Haupt Athen war, die demokratischere Form vorzogen. Diese letztere ward von den Spartanern, als sie die Oberherrschaft des Meeres erhalten hatten, mit der eifrigsten Beharrlichkeit vertilgt; und die Menschheit mußte ihnen dieses danken, weil der Mißbrauch der Volksgewalt ewigen Zwiespalt in jeder Stadt und ewige Kriege in ganz Griechenland unterhielt. Aber selbst die großen Männer Athens waren der Ari-

Aristokratie nicht abgeneigt. Solon hatte die Volksgewalt ungemein beschränkt; und daß dieselbe nachher so hoch empor wuchs, ist bloß den Ausartungen der ursprünglichen Regierungsform zuzuschreiben, welche, wie oben (8) erwähnt ist, durch einige Ehrgeizige veranlaßt wurden. Gleiche Gesinnung hegte einer der tugendhaftesten und weisesten Menschen, welche je den Erdboden zierten. Es ist eine sehr feine und scharfsinnige Bemerkung von Freret *), daß die Hauptursache von Sokrates's Verurtheilung darin lag, daß er ein Anhänger der unterdrückten Aristokratischen Partei war. Diese Gesinnung veranlaßte die Anklage gegen ihn, sie erbitterte seine aus der Volkspartei bestehenden Richter. Seine Denkungsart aber pflanzte sich bei seinen unmittelbaren und mittelbaren Schülern fort. Phocion, Dion, Platon, Platon's Schüler, alle verabscheuten das vielköpfige Ungeheuer eines demokratischen Despotismus. Die Weltweisen hatten damals den Entschluß gefaßt, ernsthaft an der Verbesserung des Menschengeschlechts zu arbeiten. In Sizilien sollte der erste Versuch geschehen; wo aber Dionys ihre schönen Hofnungen täuschte. Der

*) Weitläuftiger entwickelt in der Reise des jüngern Anacharsis, Bd. 5, S. 397 folgg.

Der edle Dion belebte dieselben aufs neue; und er entwarf auf dieser Insel, wohin ihn viele von Platons Schülern begleiteten, den Plan zu einer Regierungsform, in welcher, der alten Verfassung gemäß, auch ein Monarch war, vorzüglich aber, ganz Anti-Athenisch, dem Volke der beständige Antheil an der Führung der Geschäfte genommen wurde.

10. Es gab endlich, ich darf wohl sagen, nirgend in ganz Griechenland, wenigstens nicht gesetzlich, eine reine Demokratie (6); denn überall waren — um mich, der Kürze wegen, eines neuen allgemein verständlichen Ausdrucks zu bedienen — zwei Kammern. Die alten Gesetzgeber würden es für eine zu leichte, nur Kindern geziemende, Auflösung einer schweren Frage gehalten haben: eine Maschine zu erbauen, in welcher bloß Eine Kraft wirke, ohne daß Gegengewichte dieselbe in bestimmten Schranken halten. Kann ein feines, verwickeltes, irgend beträchtliches Werk gedacht werden, ohne Verbindung mehrerer Theile, ohne geordnetes Verhältniß derselben zu einander? Kann die Dauer einer Einrichtung gesichert heißen, wenn man dieselbe sich selbst überläßt? Trägt nicht Alles den Keim des Verderbens und des Todes schon bei sich, und

 müssen

müssen nicht dagegen Kräfte hineingelegt werden, welche die Entwickelung jenes Keimes hindern, und immer neue Lebensquellen eröfnen? — Wenn in Frankreich wirklich das Volk herrscht; was setzet dieser Herrschaft Gränzen, daß sie nicht in Tyrannei, in Despotismus ausarte? Oder wenn, wie eigentlich der Fall ist, die Repräsentanten des Volks regieren, was sichert den sogenannten wahren Suverän gegen die Anmaßungen dieser Repräsentanten? ..... Ein Mittel bleibt freilich dagegen: der Volksaufstand, oder wie es, schäudlich genug, immer und noch in der allerneuesten Konstituzion heißt, das heiligste Recht, oder gar die allerheiligste Pflicht, der Insurrektion *). Ein abscheuliches Mittel! ärger als das Uebel selbst! Und welche Staatskünstler, die keine Hülfe bei der stockenden Maschine anzugeben wissen, als in der Erlaubniß, die

*) Déclaration des droits de l'homme. Articles décrétés (im April 1793). XXIX. Dans tout gouvernement libre, les hommes doivent avoir un moyen légal de resister à l'oppression; et lorsque ce moyen est impuissant, l'insurrection est le plus saint des devoirs. Und der Leidende selbst beurtheilt, ob er unterdrückt wird, oder nach den Gesetzen oder wegen unvermeidlicher Umstände leidet. Auch beurtheilt er selbst, ob die Mittel hinreichen, oder itzt der Fall jener heiligen Pflicht eintritt.

die Maschine selbst zu zertrümmern! Ein etwas gelinderes Mittel wäre: der Zusammentritt des eigentlichen Volks, um von Zeit zu Zeit seine Deputirten und deren Maaßregeln zu genehmigen oder zu verwerfen. Aber bis itzt wußte Niemand, und weiß es noch nicht, ob es Rechtens ist, die allerwichtigsten Fälle (z. B. die Hinrichtung eines Königs, für dessen erwiesene Vergehen doch das Gesetz selbst nur den Verlust der Krone als Strafe erkannt hatte) dem Volke in den sogenannten Urversammlungen vorzutragen. Noch wußte Niemand und weiß es noch nicht, ob diese Urversammlungen zusammentreten können, um ihre Abgeordnete zurückzurufen.

In allen griechischen Staaten und Städten waren zwei verschiedne große Kollegien, welche sich mit den Einrichtungen und Angelegenheiten des Landes beschäftigten: der Senat, und die Volksversammlung *). Ich brauche hier bloß die Atheniſche Verfassung zu schildern; denn von den andern Staaten, welche weit weniger demokratisch waren, gilt dies um desto mehr. Der Senat — so war Solons Anordnung —

 mußte

*) Daß auch in einer Republik 2 Kammern sein können, beweist übrigens das Exempel von Nordamerika zur Genüge. Man s. Mai, Nr. 2.

mußte sich zuerst mit den großen Angelegenheiten des Staats beschäftigen, sie erörtern, dann zum Vortrag bei dem Volke einleiten, und bei dessen Berathschlagung die Aufsicht führen. Nur viermal im Jahre kam das Volk zusammen; bei außerordentlichen Umständen freilich öfter: aber die Wichtigkeit dieser Umstände entschied der Senat, und nur er berief alsdann das Volk. Er selbst hingegen hatte alle Tage Sitzung. Was er beschloß, konnte selbst ohne Zustimmung des Volkes, auf ein Jahr in gesetzlicher Kraft bestehen; der umgekehrte Fall aber nie Statt finden. Es war eine Grundregel der Verfassung, daß nichts vor das Volk kommen durfte, was nicht durch den Senat gegangen war; daß jenes nichts beschließen mußte, was dieser nicht zuvor gebilligt hatte. Die Präsidenten des Senats trugen dessen Beschlüsse der Nazionalversammlung vor; die Staatsredner in derselben standen dann auf, dieselben zu erörtern; wenn der Gegenstand hinlänglich ins Licht gesetzt war, schritten die Präsidenten zur Stimmensammlung; und entließen die Nazion. — (Von einem dritten hohen Kollegium, dem Areopagus, welcher über die Aufrechthaltung der Konstituzion und über die Sitten wachte, schweige ich hier, weil ich nicht die ganze

Athe-

Athenische Verfassung darstellen, sondern nur das angeben will, was, fast ganz durchgängig, allen Griechischen Staaten gemein war).

So, wie gesagt, ordnete Solon es an. Allein in der Folge (8) entstanden Veränderungen, welche dem Volke große Vorrechte einräumten, die aber der eigentlichen Verfassung, und auch dem Glück und der Ruhe des Staates nur zu sehr entgegen liefen. — Selbst in den dort (8) als Muster einer demokratischen Unordnung angeführten Staaten, war gesetzlich die nehmliche Verfassung: in Larissa, und in Byzant, bestanden Senate, ohne deren Vorwirkung das Volk nichts unternehmen sollte, welche aber späterhin fast ihr ganzes Ansehen verloren.

11. Auch das zweite dem Volk itzt öffentlich angekündigte Recht: die Konstitution umzuwerfen *), hielten die Griechen für ein schreckliches Uebel. Sie wußten wohl, daß während des Laufes der Zeiten jede Nazion sich schon von selbst ein solches Recht nehmen wird; oder, vielmehr und besser, daß die Einrichtung aller irdi-

*) Déclaration des droits de l'homme. Articles décrétés. XXX. Un peuple à toujours droit de revoir, de reformer et de changer sa constitution.

irdischen Dinge eine allmählige Umschmelzung der Formen theils erheischt, theils hervorbringt: nur den grausenvollen Ausbruch einer plötzlichen Erschütterung suchten sie zu verhindern. Wahrlich weiser, und zugleich konsequenter, als die Franzosen! welche jenes gefährliche Menschenrecht allen Staatsbürgern zusichern, und doch Todesstrafe darauf setzen, wenn in der Debatte über die Konstituzion Jemand nur den Vorschlag von einem Diktator, einem Föderativsystem, aufwerfen will.

Die Griechischen Politiker wissen die Greuel, welche mit den Umstürzungen der Verfassung verbunden sind, nicht fürchterlich genug zu schildern; und spüren sorgfältig den Ursachen nach, um Mittel dagegen aufzufinden. Die Gesetzgeber suchten auf alle Weise, den getroffenen Einrichtungen Dauer zu verschaffen. Lykurg gebrauchte bei seinen roheren Zeitgenossen hiezu eine künstliche List: er ließ sie schwören, die Verfassung bis zu seiner Zurückkunft unverändert zu erhalten; reiste nun ab, und verurtheilte sich freiwillig zu einer ewigen Verbannung. Solon hatte mit einem gebildeteren und schwierigern Volke zu thun: er forderte nur einen Eid auf 10 Jahre, während seiner Abwesenheit; und, als er nach seiner

Rück-

Rückkehr die Verfassung noch einmal begründet hatte, eine Verpflichtung zu derselben auf ein Jahrhundert. Fast allenthalben ward es mit großen Schwierigkeiten, ja gar mit Lebensgefahr verknüpft, Aenderungen in den Gesetzen vorzuschlagen.

12. Wenn die Weltweisen eine Monarchie wünschten (2), so dachten sie sich hierbei eine gemischte Regierungsform: welche auch beinahe von jeher, zumal in mächtigen und kriegerischen Staaten, für die beste Form gehalten ist. Daß sie immer sorgfältig einen nach Gesetzen herrschenden König von einem willkührlichen Despoten unterscheiden, brauche ich wohl nicht erst anzuführen. — Selbst Lykurg scheint wahre Könige eingesetzt zu haben. Die Ephoren sind entweder eine spätere Einrichtung; oder wenn sie auch früher da waren, ist wenigstens die von ihnen bewirkte Einschränkung der Könige erst später, und ganz gegen Lykurgs Absicht, erfolgt. So alt ist der Mißbrauch, daß ein zur Erhaltung des Ganzen errichteter Stand (corps intermédiaire) die andern Stände zu schwächen und sich selbst alle Macht zuzuwenden sucht!

* * *

Ich füge zum Schluß nur einige der wichtigsten — und für jede Verfassung lehrreichen — Bemerkungen hinzu, worauf die Griechen, bei dem Ueberblick der verschiedenen Regierungen und des großen Drama's der Staatsbegebenheiten, geleitet wurden, — und welche uns von der Geschichte noch lauter gepredigt werden.

Die Sitten des Volks sind von viel größerer Bedeutung, als die Art der Regierung. Die Verschiedenheit der Sitten ist hinreichend, um die beste Verfassung zu zernichten, und um die fehlerhafteste zu verbessern.

Kann dein Geist den Plan einer fehlerlosen Staatsverfassung entwerfen, so müsse eine noch höhere Vernunft dich belehren, daß dieser Plan nicht ausführbar ist; — oder sollte er dies einmal durch einen Zufall sein, sich doch gewiß nicht für alle Nazionen schickt.

Es kömmt eigentlich auf die Staatsverwaltung an, nicht auf die Regierungsform. Die Verfassung kann vortreflich sein, es mag nun die höchste Macht sich in den

Händen eines Einzigen, oder in den Händen Mehrerer befinden, oder endlich bei dem Volke wohnen.

Besser ist es, schlechte Gesetze zu haben, und sie zu beobachten, als gute, und sie nicht zu halten.

Die strafwürdigste Betrügerei besteht darin, Anspruch auf die Regierung und Leitung der Menschen zu machen, ohne dazu die Fähigkeit zu besitzen.

B.

2.

Zedlitz.

Karl Abraham Freiherr von Zedlitz, Königl. Preussischer Staats- und Justizminister, Ritter des schwarzen und des rothen Adlerordens, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, starb, nach vollendetem 62sten Jahre, im März 1793, auf dem von ihm selbst gewählten stillen Landsitze seiner Güter in Schlesien. Ein denkwürdiger

würdiger Mann: für seine vaterländische Provinz, die manche große Männer hervorgebracht hat, und welcher er Ehre machte; für den Preussischen Staat, dem er an 20 Jahre als Minister diente; für die Wissenschaften, welche er liebte und beförderte; für die Aufklärung, welche er empor hielt, und deren segensvolle Ausbreitung über viele Theile Deutschlands er veranlaßte; für die Gelehrten, welche er zu schätzen und besser als mit bloßem Gelde zu belohnen wußte; für die Menschheit, die an ihm einen warmen und bisweilen heldenmüthigen Freund fand.

Die Natur hatte ihm eine hohe Munterkeit des Geistes, und eine sehr lebhafte Empfindung gegeben. Er besaß großen Witz, welcher sich oft ungemein glücklich, bisweilen scharf, äußerte; und einen feinen Sinn für alles Schöne in der Natur und in der Kunst. Seine frühere Bildung erhielt er auf dem damals sehr glänzenden Karolinum in Braunschweig, wo er unter F. W. Zacharia's unmittelbarer Leitung stand. Hier sog er die Liebe zu den schönen Wissenschaften ein, die Kenntniß der Englischen und der Italiänischen Sprache, Geschmack und Fertigkeit in der Tonkunst und der Zeichnungskunst. Mit dem ganzen Feuer seiner Seele umfing er die Musen und die

Grazien.

Grazien. Diese holden Begleiterinnen verließen ihn sein ganzes Leben nicht. In den gehäuftesten Geschäften seiner wichtigen Aemter, blieb er ein fleißiger Leser der Dichter aller kultivirten Nazionen; was er selbst aufsetzte, hatte einen glücklich leichten und gefälligen Ausdruck; er besaß viel Einsicht der Musik, und spielte die Geige für einen Liebhaber treflich; er zeichnete sehr gut, und erlernte noch in den letzten Jahren zu Berlin die Landschaftmalerei; Richtigkeit und Feinheit des Geschmackes zeigte sich in Allem, was ihn umgab.

In Halle studierte er mit Emsigkeit die Rechtswissenschaft. Seine edle Wißbegierde bebte auch vor ernstern Studien nicht zurück; und sein fähiger Geist machte ihm das Schwere leicht.

Friedrich der Große würdigte ihn früh Seiner Aufmerksamkeit und Vorsorge. Er sah den jungen Schlesier voll glücklicher Anlagen auf der Universität, empfahl ihm die edlere Philosophie, und hieß ihm über Locke ein Kollegium hören *). Diese Königliche Huld, welche unverwandt auf ihn

*) Dies mußte ihm Prof. Meier lesen; welcher aber, bloß an seinen Baumgarten gewöhnt, nicht so ganz damit zu Recht zu kommen wußte.

ihn blickte, ward dem Ehrgeize des gefühlvollen Jünglings ein mächtiger Sporn. — Im 40sten Jahre seines Alters kam der gebildete und thätige Mann als Staatsminister nach Berlin.

Nie hat der große König einen treueren Bewunderer gehabt, als ihn; nie einen Diener voll edleren Eifers, den hohen Grundsätzen Friedrichs unverbrüchlich anzuhängen. Dies zeigte Zedlitz vorzüglich in den beiden wichtigsten Departementern, welche ihm anvertrauet waren. Er arbeitete unabläßig, bei der Kriminaljustiz die Sorgfalt in Verhütung der Verbrechen, die Menschlichkeit in Behandlung der Gefangenen *), die weise Milde in Zuerkennung der Strafen, immer weiter auszubreiten.

Aber unsterblich ist sein Triumph, als er in der ewig denkwürdigen Geschichte des Müllers Arnold den hohen Muth zeigte, Friedrichs Grundsätze gegen Friedrich selbst in Anwendung zu bringen. Nicht nur den Muth, dem sehr erzürnten Monarchen standhaft zu widersprechen, um Unschuldige

*) Dies letztere auch als Chef des Armendirektoriums, unter welchem zugleich die Zucht- und die Irrenhäuser stehen.

dige zu retten; sondern auch den Höheren, seinem gütigen Könige, welcher vater-ähnlich für ihn gesorgt hatte, alles zu verweigern, was er mit der strengsten Gerechtigkeit unverträglich hielt. Er hatte mit kalten Gründen des Königs heftige Aeußerungen gegen das Gutachten des Kriminalsenats widerlegt; itzt weigerte er sich, das ihm anbefohlene Urtheil gegen die Räthe des Senats zu fällen. Die drohenden Briefe des Königs ließen ihn viel Hartes besorgen; manche Vorstellungen einiger ältern Freunde hätten ihn wohl erschüttern können: allein er widerstand. Es sollte nicht gesagt werden, daß ein Zögling Friedrichs beigetragen habe, die Heiligkeit der Rechtspflege in Friedrichs Staaten zu entweihen. Der Kriminalminister sprach den ihm vorgeschriebenen Befehl nicht aus: der König mußte es selbst thun; der Kriminalminister unterschrieb ihn nicht: der König sprach allein. Es war ein Befehl; es ward kein rechtliches Urtheil. — Und der Minister blieb bei seinem König in Achtung.

Das zweite wichtige Departement war die Aufsicht über die Religions- und die Schulanstalten. Beförderung moralischer Gesinnungen, und Erhaltung der Einigkeit ohne Einheit, in dem ersten Fache; — Ausbildung der Nazion zu

 einer

einer stets höheren Stufe der wissenschaftlichen und der Geistes-Kultur, im zweiten Fache: — waren die Augenpunkte von Friedrichs Absichten und von Zedlitzens Bemühungen. Wer dem Minister von Toleranz und von Pädagogik sprach, war ihm ein willkommener Mann. Aber er wußte wahrlich wohl, die seichten Schwätzer von den denkenden Köpfen zu unterscheiden; er wußte wahrlich mehr, als zu hören, und selbst zu reden: er wußte zu handeln. Wer sich zur Ausführung von etwas Nützlichem erbot, wer Seine oft treflichen Ideen in bestimmte Plane umschuf, der war Ihm der Willkommenste. Doch es bedarf hierüber nicht mehrerer Worte. Wie unermüdet, wie sorgfältig dieser einsichtsvolle, aufgeklärte, kenntnißreiche Minister in diesen Fächern verfuhr: dessen ist ganz Deutschland Zeuge. Wie würdig er die wahre Religion behandelte, ohne sich an Menschensatzungen zu binden; wie richtig er die Wage zwischen den streitenden Parteien hielt, und gegen keine ungerecht ward, wenn er ihr auch in seiner Privatmeinung ungünstig war; wie viel trefliche Männer er in den Kirchen, und in den Schulen, anstellte; wie manche gemeinnützige Anstalten er traf; welche glückliche Verbesserungen er selbst schuf, oder mittelbar veranlaßte; wie

sehr

sehr er, oft mit geringen Mitteln, die Wissenschaften hob: ist noch in aller Preussen Andenken.

Wenn 18 Jahre hindurch ein bestimmtes Departement in einerlei Geiste geführt wird, so läßt sich der Gang desselben verfolgen, und der dabei zum Grunde liegende Plan anschaulich entwickeln. Allein theils kann ich hier keine Geschichte des Zustandes der Religion und der Wissenschaften in den Preussischen Staaten während der letzten 16 Regierungsjahre König Friedrichs entwerfen: ein zu wichtiges und zu ausführliches Thema!; theils sind, wie gesagt, die Hauptdata dieser Geschichte noch in Aller Gedächtniß. — Ich will bloß versuchen, einige Züge anzugeben, welche auf die Bildung von Zedlitzens Ministerial-Charakter großen Einfluß hatten.

Hierbei aber erwähne ich nicht der wahren Begeisterung, welche Friedrich Jedem seiner nicht ganz empfindungslosen Staatsbeamten einzuflößen wußte. Auch Zedlitz erkannte freilich das Glück, einem solchen Herrn zu dienen; er fühlte den feinen Stolz, einem solchen Lande anzugehören; er genoß des noch süßeren Stolzes, zu dem Ruhme und dem Wohlstande dieses Landes thätig mitzuwirken. — Folgendes war ihm mehr eigen.

Er fand hier einen Mann wieder, dem er immer hohe Liebe, Achtung, und man kann sagen Verehrung, gezollt hat; einen Mann, mit dem er auch in etwas durch Verwandtschaft, und nachher durch Verhältnisse in seinem Schlesischen Justizposten verbunden war: — den Minister Münchhausen. Dieser hatte zuvor Zedlitzens Departement gehabt; und schon der Gedanke, ein nicht unwürdiger Nachfolger Münchhausens zu sein, feuerte ihn mächtig an. Noch stärker wirkte der Sporn, sich Jenem selbst als einen würdigen Nachfolger zu zeigen, indem sie wöchentlich zweimal im Justizrath zusammenkamen, wo, nach damaliger Einrichtung, die Herren Minister persönlich ausführlichen Vortrag hielten. Zedlitz arbeitete, vermöge seines hellen Kopfes, ungemein leicht; aber er verließ sich nie zu sehr auf sein glückliches Talent: er hatte einen hohen Begrif von der Wichtigkeit seines Amtes, und wandte Mühe und Sorgfalt an, um allen Foderungen der Gerechtigkeit, seiner Pflicht und seiner Ehre zu genügen. Er stand regelmäßig um 4 Uhr auf; und, troz seiner Lebhaftigkeit, vermogte er bis gegen Mittag ununterbrochen am Arbeitstische zu sitzen und die Akten zu studieren. Ein belohnender Blick, ein Wort des Beifalls

von

von Münchhausen konnte ihn für alle Beschwerlichkeiten entschädigen, und zu neuer Arbeit anstrengen.

Münchhausen war ein Mann von seltenem Geist, von erhabenem Sinn: fest und frei, edel und bieder, ein Gelehrter, ein Weiser. Zedlitz erröthete nicht, die hohe Superiorität desselben anzuerkennen, und wählte ihn sich für Denk- und Handlungsweise in Geschäften zum Muster*). Münchhausen leuchtete mit großen Beispielen vor: freimüthig Wahrheit und Recht zu vertheidigen, ohne sich zu kümmern, ob und wo es mißfallen könne; voll innerer Kraft, unabhängig von jeder Verbindung, erhaben über Parteien und kleine Wege, sich selbst genug zu sein; mit starker Seele über Vorurtheile jeder Art sich hinwegzusetzen, und edle Werkzeuge zur Beförderung der bessern und freien Einsicht auszulesen. Hätte er

 kein

*) Eine kurze, meisterhafte Schilderung von Münchhausens Charakter steht in der Berl. Monatsschrift 1785 Jänner, Nr. 4. Einige Züge im Folgenden sind daraus entlehnt. — Viele glaubten damals, die Schilderung sei von Zedlitz entworfen; das ist sie aber nicht, sondern von einem andern angesehenen Staatsbedienten. Jene Meinung indeß macht, wie mich dünkt, Beiden, dem geglaubten und dem wirklichen Verfasser, Ehre.

kein ander Verdienst um die Wissenschaften und die Theologie, als daß er den einen vortreflichen Fremdling *) zu uns rief, so müßte schon das Land ihm danken. — Wenn Zedlitz nicht ganz die hohe Festigkeit des Charakters, die Würde der männlichen Tugend in seinem Original erreichte; so kam dies daher, weil ihm die Natur ein regeres Blut, einen leichteren Sinn gegeben hatte: Eigenschaften, welche ihm wiederum viele Liebenswürdigkeit ertheilten, und viel Gutes bewirkten.

Ein anderer glücklicher Umstand war: er liebte sein Fach, und suchte sich dessen würdig zu machen. Eine eigentlich gelehrte Bildung hatte er nicht genossen; er erröthete nicht, es zu bekennen, und sich diese itzt zu verschaffen. Sein abgebrochener Umgang mit den Lateinischen Musen war bald erneuert; und selten kamen ihm seitdem, bei seiner Musse, im Zimmer, im Garten, auf Spaziergängen, Horaz oder Tacitus oder Juvenal aus den Händen. Aber erstaunenswehrt war der Eifer, mit welchem er Griechisch nicht bloß lernte, sondern studierte; und bewundernswürdig die Fortschritte, welche er darin machte. Er arbeitete

*) Teller.

beitete unverdrossen mit Nachschlagen, Aufschreiben, Vergleichen, u. s. w. Es war eine Lust, mit ihm die Klassiker zu lesen. Die feinen Bemerkungen, die treffenden Sacherklärungen, welche er oft dabei anbrachte, waren gleich sehr wegen ihrer Richtigkeit, und wegen ihrer Neuheit, auffallend. Auch wird schon von den Gelehrten selbst allgemein anerkannt, daß Niemand geschickter sei, den tiefen Sinn mancher Gedanken und Reflexionen bei den edlen Schriftstellern des Alterthums einzusehn, als ein durch Kenntniß und große Geschäfte gebildeter Weltmann. Mit gleicher Emsigkeit betrieb er nun, theils ganz durch eigenen Fleiß theils unter Anleitung, nach einander mehrere Wissenschaften, für welche ihm leicht Geschmack beigebracht werden konnte: Geschichte, Physik, Chemie, Anatomie *), Philosophie, Mathematik. Daß er dieselben ernstlich studierte, weiß Jeder, welcher davon mit ihm zu sprechen verstand; und überhaupt that er nicht leicht etwas zum prunkenden Schein, er, der jeden leeren Prunk mit dem witzigsten Spotte zu verfolgen pflegte.

*) Die Kenntniß derselben hielt er für sich in doppelter Rücksicht nöthig: als Chef des Kriminaldepartements, und als Chef der Medizinalkollegien.

Auch über die Religion ward er veranlaßt ernsthaft nachzudenken, seitdem die vortreflichen Schriftsteller unsrer Nazion, welche er so gern sich zu Führern ersah, dieselbe zum großen Gegenstand ihrer schärfsten Untersuchungen und ihrer besten Verstandeskräfte gewählt hatten. Nun erschien ihm die Religion als eine der wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Nachsinnens und praktischen Beurtheilens, nicht mehr bloß als ein bequemer Pfühl für das Gewissen und den Glauben. Dazu kam, daß er vermöge seines Amtes Notiz von den Streitigkeiten der sogenannten Altgläubigen und der neuern Theologen nehmen mußte. Er schwankte eine Zeitlang zwischen den verschiedenen Meinungen, und fühlte beunruhigende Zweifel; wer aber, aus Liebe zur Wahrheit, diesen etwas peinlichen Zustand nicht scheuet, der wird am Ende leicht zu der bescheidenen und allein beglückenden Einsicht durchdringen, welche vieles unausgemacht läßt, welche ohne Anmaßung Gott vertrauet, und ohne Rechthaberei jedem Menschen seinen eignen Weg zum Himmel erlaubt. — Daß Zedlitz die orthodoxe fromme Partei nicht drückte, oder daß, wenn er sie hätte drücken wollen, (was er nicht wollen konnte), Friedrich ihm dies nie würde gestattet haben: erkennen

kennen die Bessern, Rechtschaffenen dieser Partei selbst; obgleich einige, zum Theil neuere, Glieder derselben dies anders zu sagen bisweilen für gut finden.

Diese angestrengte Ausbildung seines Verstandes, diese Beschäftigung mit großen, edlen, schönen Ideen, hatte den glücklichsten Rückeinfluß auf seinen Charakter ... Man lernt auf diese Weise die Wissenschaften schätzen; das heißt, man gewöhnt sich, etwas Unkörperliches, Uebersinnliches, in sich selbst Gutes und Vollkommnes, zu lieben und zu achten, Etwas, wobei bloß von Verbesserung des innern Menschen, von Erhöhung der Geisteskräfte die Frage ist. Man lernt die erhabenen Weisen und die großen Geister aller Zeiten schätzen; das heißt, das wahrhaft Göttliche im Menschen erkennen und ehren, und so sich ein Ideal der Menschheit bilden, wobei es auf die Zufälligkeiten der Geburt, der Landsmannschaft u. s. w. nicht ankömmt. Man erhält eine erweiterte, aufgeklärte Denkart, und eine Humanität in Gesinnung und Betragen, welche dem Edelgebornen erst das Siegel des wahren Adels aufdrückt. Man gewöhnt sich zu würdigen Begriffen von seiner Bestimmung, und tritt in die

die höhere Klasse von ausgebildeten, denkenden Menschen.

Es ward damals in Berlin Sitte, und ward es vorzüglich durch den Minister Zedlitz, daß Kollegia über fast alle Theile des menschlichen Wissens hier gelesen wurden. Er unterzeichnete sich bei mehrern als Zuhörer, andere veranlaßte er, und besuchte sie sämmtlich auf das fleißigste. Für einen so großen und volkreichen Ort ist es wohl von Wichtigkeit, daß die mancherlei Einwohner Gelegenheit finden, die Einsichten ihrer gelehrten Mitbürger zu nutzen, und daß Kenntnisse, Wissenschaften, Entdeckungen, Beobachtungen, in den allgemeinsten Umlauf unter den gesitteten Ständen kommen. Noch wichtiger ist es vielleicht, daß die mannichfaltigsten Klassen der Bürger einer solchen Stadt hierdurch einen Vereinigungspunkt erhalten. Wenn man ehemals, und mit Recht, es Athen zum Vorzug anrechnete, daß die Häupter der Republik, daß angesehene und bejahrte Männer jedes Standes, gerne mit den dortigen Weisen umgingen, und sich unter die Lehrlinge mischten; so gebührt unsrer Hauptstadt eben dasselbe Lob. Es ist gewiß für einen denkenden Beobachter ein ehrwürdiger Anblick, wenn er — so wie in der Kirche, bei den Gottesverehrungen — so

so auch in Zusammenkünften der Wissenschaften wegen, den Unterschied der Stände aufhören sieht: wenn er Offiziere, Geistliche, Künstler, Geheime Räthe, Kaufleute, Grafen, Renténiere, Gesandten, Juden, und Minister, durch einander sitzend, und aufmerksam auf den Vortrag des Redenden, erblickt *). Was die oberste Klasse der Staatsbedienten betrift, so war Zedlitz unter ihnen der erste, welcher sich überzeugt hielt, daß sein Verstand, sein Herz, und selbst sein Rang geehret würde, wenn er auf diese öffentliche Weise seine Verehrung gegen Kenntnisse und Wissenschaften und seine Lernbegierde zeigte. Er wohnte sogar den Vorlesungen in einer Schulanstalt bei **), um die Fragen des neueren Platon und die auf sokratische Weise entlockten Antworten der Jugend, zu seiner Belehrung anzuwenden. Er sandte seinen Sohn als ordentlichen Schüler in eine öffentliche vom Armendirektorium eigent-

*) Man vergleiche mit dem, was hier und im Folgenden gesagt ist, den „Sechszehnten Brief eines „Fremden über Berlin", in der Berl. Monatsschr. 1784 Mai, S. 469—475.

**) Den Stunden des Prof. Engel über die Logik, im Joachimsthalischen Gymnasium.

eigentlich nur für Bürger- und Handwerkskinder beiderlei Geschlechts errichtete Deutsche oder sogenannte Nebenschule.

Hierzu kam noch seine ungemeine Jovialität, mit welcher er freundlich jeden gescheidten Menschen aufnahm, und ihn während der Unterhaltung in die ungezwungenste Lage zu versetzen verstand. Regelmäßig war ein Tag in der Woche bestimmt, wo bei Ihm an einer frohen runden Tafel ein Zirkel von Geschäftsmännern, Gelehrten und Künstlern zu Mittage aß. Man erwarb sich ein Verdienst um den Minister, wenn man ihm ein neues würdiges Mitglied der Gesellschaft bekannt machte. Auch war kein bedeutender Fremder in dem so häufig von Fremden besuchten Berlin, welcher sich nicht einer sehr gefälligen Behandlung in Zedlitzens Hause, und einer höchst angenehm daselbst verbrachten Zeit, dankbar zu erinnern hatte.

Die Gelehrten sind ein gutmüthiges Völkchen. Ein freundlicher Blick, ein vertrauliches Wort, eine Einladung zur Tafel, ein persönlicher Besuch von einem vornehmen Manne, vermag sie zu fesseln; und sie werden nun ihrerseits auch gerne Alles thun, was sie zur Erwiederung vermögen. Sie suchen das Beste und Wichtigste hervor,

vor, was sie geben können; und wem irgend etwas an Wissenschaften liegt, kann bei einem so unbedeutend scheinenden Anlaß gewiß mehr Gemeinnütziges, Belehrendes und Angenehmes auffassen, als ihm sonst schwerlich in so kurzer Zeit bekannt werden dürfte. Nur muß er freilich auch im Stande sein anzunehmen, was Jene geben wollen. — Noch wichtiger aber ist es, daß edeldenkende Gelehrte, zumal wenn sie sich als Freunde vom Hause, als geehrte Gäste am Tische ansehn können, mit dem Anstande und der Freimüthigkeit reden werden, welche ihnen ihr Umgang mit den Geistern der Vorzeit giebt, und welche sich nicht immer bei subalternen Geschäftspersonen finden, so gewiß sonst auch viele einsichtsvolle und brave Männer unter denselben sind. Der ächte Geist der Wissenschaften und der Aufklärung erweckt eine würdige Denkart, eine edle freie Gesinnung: welche gleich weit von abgeschmackter Pedanterei, von trotziger Geniesucht und von eigennütziger Schmeichelei entfernt ist. Die Aeußerungen dieser Denk- und Sinnesart gut aufzunehmen, steht dem Charakter eines Staatsmannes wohl.

Zedlitz gewann die Herzen der Gelehrten sehr leicht. Sie bewunderten den Minister, der mit ihnen

ihnen aus ihren Fächern sprechen konnte; sie liebten den Minister, der sich freundlich und gütig gegen sie betrug. Häufig kamen Tribute der Verehrung und Achtung aus allen Gegenden Deutschlands an ihn, in Briefen und in übersandten Werken. Meistens doch wirklich aus reinem Antriebe; obgleich auch leider unter den Gelehrten die Klasse von planvollen Menschen (set of designing men) nicht selten ist. Diese verachtete er; die andern gutgemeinten, aber pomphaften, Lobpreisungen in hochtönenden Dedikazionen legte er mit Lächeln beiseite, und pflegte wohl die Worte aus Pope dabei herzusagen, welchen er überhaupt oft in Händen und im Munde führte:

He chinks his purse, and takes his seat of state;
With ready quills the Dedicators wait. —
•• his month with classic flatt'ry opes,
And the puff'd orator bursts out in tropes *).

Von der andern Seite erweckte es ihm aber auch eine sehr angenehme Empfindung, wenn ein Kant, ein Engel, ein Adelung, und Andre eben so edeldenkend als gelehrt, ihm ihre Werke zuschrieben.

Seit

*) The Dunciad, book 2, v. 197, 198; 205, 206.

Seit lange nährte Zedlitz den Gedanken, welchen mehrere große Männer gedacht haben: das Schulwesen ganz von dem Geistlichen Stande zu trennen. Völlig ist dies wohl bei der itzigen Einrichtung der Dinge nicht thunlich, da man an kleinen Orten und auf dem Lande froh sein muß, nur einen unterrichteten Mann, den Geistlichen, zu haben, welcher die Aufsicht über die Schulen führe. Vielleicht ist es aber schon wichtig, wenn das oberste Schulkollegium im Lande vom Oberkonsistorium unabhängig ist; obgleich auch vielleicht, da (wie gesagt) in den untern Fächern doch immer die Verbindung bleibt, durch die Anfrage bei zwei Kollegien nun Weitläuftigkeit und Aufschub entstehen kann. — Die Trennung der gelehrten Schulen von den Bürgerschulen, die Errichtung von Seminarien, von Arbeitsschulen, u. s. w. welches Alles in seinem Plan befaßt war, ist von dem einleuchtendsten Nutzen.

Friedrich Wilhelm der Gütige hatte schon als Prinz dem Minister Zedlitz Beweise des Vertrauens und der Achtung geschenkt. Nicht lange nach Dessen Thronbesteigung, legte Ihm der Minister seinen Plan vor; und der König vollzog ihn. — Einen neuen Beweis der Königlichen Huld gab Friedrich Wilhelm seinem Minister, in

dem Er ihm den großen schwarzen Adlerorden ertheilte. — Und den letzten Beweis, indem Er sein Ansuchen um Entlassung auf eine ungewöhnlich gnadenvolle Weise gewährte.

So schied Zedlitz aus seinem Amte, von zwei Königen geehrt und belohnet! von fast Allen, die Ihn kannten, geliebt und geachtet! von den meisten der Wenigen, die ihn auch nicht liebten, doch geachtet!

* * *

Diese Skizze seines Charakters wage ich dem Publikum darzulegen, da bessere und Ihm zum Theil verpflichtete Schriftsteller, ich weiß nicht aus welchen Gründen, gänzlich schweigen. Vielleicht darf ich mir das zu einigem Beruf anrechnen, über ihn zu reden: daß ich bei seinen Lebzeiten nie einen öffentlichen Lobspruch an ihn gerichtet habe; und daß ich ihn hinlänglich kannte, um zu wissen, er würde selbst diesem Blatte mit einiger Genehmigung zulächeln, weil es über einen abgegangenen und verstorbenen Staatsminister geschrieben ist.

* * *

Einige

Einige Hauptangaben

von des Ministers von Zedlitz Leben.

1731 d. 4 Jänner ward der Freiherr von Zedlitz, zu Schwarzwalde bei Landshut in Schlesien, geboren.

1755 d. 7 Oktober ward er Referendarius bei dem Kammergericht zu Berlin, und von König Friedrich als ein Schlesier besonders empfohlen.

1759 d. 12 Februar, Oberamtsregierungsrath zu Breslau.

1764 d. 12 April, Präsident der Oberschlesischen Oberamtsregierung, des Oberkonsistoriums und Pupillenkollegiums zu Brieg.

1770 d. 18 Oktober, Wirklicher Geheimer Staats- und Justizminister in Berlin. Er erhielt das Präsidium des Obertribunals, die Spezialaufsicht auf die Justizverwaltung in Kleve, Grafschaft Mark, Ostfriesland, Minden, Mörs, Tecklenburg, Lingen, Geldern, in Preussen, in Pommern, Lauenburg, und Bütow, in Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg; das Kriminaldepartement sämmtlicher Königlichen Provinzen; und das Direktorium der Pfälzerkolonie, mit dem Herrn Großkanzler gemeinschaftlich.

1770 d. 31 Dezember, in den Geheimen Staatsrath eingeführt.

1771 d. 18 Jänner wurden ihm, gegen Abtretung des Präsidiums beim Obertribunal, und der Spezialaufsicht auf die Justizverwaltung in den vorhin genannten Provinzen, gegeben: das Geistliche Departement in Lutherschen Kirchen- und Schulsachen; alle, die Stifter und Klöster, auch die Katholische Geistlichkeit betreffende, Sachen; das Präsidium des Lutherschen Oberkonsistoriums, des Kurmärkischen Amts-Kirchenrevenüen-Direktoriums, des Armendirektoriums; das Kuratorium der Dreifaltigkeitskirche; das Direktorium der Bibliothek, Kunstkammer, Medaillenkabinetts, und Bibliothekkasse; das Oberkuratorium der Universitäten; die Konkurrenz bei den Reformirten Kirchen- und Schulsachen in Schlesien und Westfalen, wie auch bei den zwischen beiden Religionsverwandten sich ergebenden Kollisionen.

1771 d. 28 Februar, Chef beim Schuldirektorium des Joachimsthalschen Gymnasiums.

1772 d. 11 Junius, Präsident bei den neuerrichteten Ober-Accise- und Zollgerichten (nachher in das Oberregiegericht umgeändert).

1777 (dem Staatsminister Grafen Heinrich IX Reuß adjungirter, nachher alleiniger) Chef des Ober-

kollegium-

kollegium-Medikums, und des Medizinisch-Chirurgischen Kollegiums.

1785 d. 26 Februar trat er das Kriminaldepartement an den Herrn Geheimen Staatsminister Freiherrn von der Reck ab, und erhielt dagegen das Justizdepartement in den Westfälischen Provinzen.

1787 im Julius, ward er Chef des neuerrichteten, von ihm vorgeschlagenen, Oberschulkollegiums.

1788 d. 3 Jul. gab er das Geistliche Departement an den Herrn Geheimen Staatsminister von Wöllner ab, und übernahm dagegen das Justizdepartement von Pommern, Magdeburg und Halberstadt, worüber zeither der Staatsminister Freiherr von der Reck die Spezialaufsicht geführt hatte.

Im nehmlichen Jahre und Monat Julius, erhielt er den schwarzen Adlerorden.

1789 d. 1 Dezember bat er, seiner sehr schwächlichen Gesundheit wegen, um gänzliche Entlassung seiner Dienste; welche er, durch die Kabinetsorder vom 3 Dezember, in Gnaden erhielt.

1790 zu Ausgang des Junius begab er sich von Berlin weg, auf seine Güter in Schlesien.

1795 d. 15 März traf ihn der letzte Schlagfluß, an dessen Folgen er d. 18 verschied. Er starb zu Kapsdorf bei Schweidnitz, und ward zu Wüste-Waltersdorf begraben.

Sein Bildniß steht, aber nicht völlig ähnlich, vor dem ersten Stücke der Berl. Monatsschrift, 1783 Jänner.

Von seiner, itzt verwittweten Gemahlinn, geb. von Schickfuß, verläßt er seinen einzigen Sohn, Baron Heinrich von Zedlitz.

Seine hinterlassenen Güter sind: Kapsdorf, Wüste-Waltersdorf, Sachwitz, und Kammendorf.

Gedruckt sind von ihm folgende Aufsätze:

1) Sur le Patriotisme consideré comme objet d'education dans les états Monarchiques. Discours de reception prononcé dans l'Académie des Sciences & Belles-lettres. à Berlin, chez Voss. 1777. Großquart.

2) Plan d'une pépiniere de Pédagogues. à Halle. 1777. 4.

3) Verordnung an sämmtliche Konsistoria, wegen Einstellung des Läutens bei den Gewittern. — Steht in der Berl. Monatsschr. 1783 November, Nr. 13.

4) Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens in den Königlichen Landen. — Berl. Monatsschr. 1787 August, Nr. 1.

5) Von Charlottenbrunn; nebst einer chemischen Prüfung des dasigen mineralischen Wassers, und einem

einem Schreiben [von Prof. Selle] über dessen medicinischen Wehrt. Berlin, bei Unger, 1790 *). Großoktav.

6) Journal einer Reise von Kapsdorf nach Lahn auf den Taubenmarkt. Ein Schreiben an den Bibliothekar Biester. — Berl. Monatsschr. 1791 Mai, Nr. 2.

3.

Gedichte über einige Gemälde.

I.

Auf eine schlafende Venus, in der Gallerie zu Dresden.

Tretet leiser! Sie schläft. Hört ihr den Odem der Wollust,
Der, wie Bienengetön, wehet aus steigender Brust?
Störe der Lächelnden nicht die holden flatternden Träume,
Loser Amor! Es schleicht, sehet, der Schalk dort herbei.
Will er sie necken? Sein schmeichlisches Aug hält Tücke verborgen.
Oder ist Ruhe, wo er und wo Cythere sind, hin?

 II.

*) Die Zuschrift an die Frau Gräfinn von Pückler auf Tannhausen unterzeichnete der Verfasser mit Absicht „Berlin, den 3 Dec. 1789“; weil dies der Tag war, an welchem er seine gewünschte Entlassung erhielt.

II.

Auf ein paar holde Kinder,

in derselben Gallerie.

Künstler! wer gab dir die Macht, die Herzen so zau-
brisch zu lenken?
Lächeln muß ich mit ihnen, den spielenden Kleinen,
und wenn auch
Zehnmal Katonischer Ernst sich über der Stirne mir
wölkte.

III.

Korregio's Nacht.

Ebendaselbst.

Hirten! ich staun', ich bete mit euch, verloren im Dunkel,
Das des heiligen Lichts magische Quelle verklärt,
Wo es vom himmlischen Knaben in bebenden Schwin-
gungen ausgeht,
Und vom Auge zurück seiner Bewunderer strahlt. —
Licht, du gleichest dem Lichte, das dieser Knabe versandte,
Der mit betrachtendem Ernst zärtlich die Mutter
beschaut!
Scheint es nicht überall noch wohlthätig? Wir fühlen
die Wärme
Mit der Helle, wenn schon hoch sich die Quelle verbirgt.

IV.

IV.

Auf einen Prometheus, in der Gallerie zu Kassel.

Was so gewaltig Dich anzieht? Dich so gewaltig zurückstößt?
Fragst Du. — Der leidende Mensch hier, und der Rasende dort.
Milde, Künstler, die Wuth! Ein großer Dulder im Elend
Ist ein Schauspiel der Welt, das auch die Götter entzückt.

Conz.

4.

Erörterung der Frage: Ob auf einem mäßigen Berge mehr Holz und Getreide, als auf der Grundfläche desselben wachsen kann?

Nach den Regeln der Meßkunst, wird bei den Vermessungen der Berge bloß die Grundfläche derselben zur Ausmittelung ihres Flächeninhalts ange-

angenommen. Die Meßkünstler haben hiezu zwei Grundsätze: Erstlich, weil die Figur nicht schließen kann, wenn statt der Horizontallinien die Länge der krummen Linien über den Berg angenommen wird; zweitens, weil von einem Berge herab nicht eine einzige Perpendikulärlinie mehr, als aus der Grundfläche herauf, Platz findet, folglich auf einem Berge nicht ein einziger Pfahl mehr, als auf der Grundfläche desselben, perpendikulär dicht neben einander würde eingeschlagen werden können.

So leichtbegreiflich richtig beide Grundsätze sind, so unrichtig ist jedoch die Folgerung, welche daraus gezogen wird: daß nehmlich diese Art, die Berge zu vermessen, auch aus der Ursache die zweckmäßigste sei, weil, vermöge des perpendikulären Wachsthums des Holzes und Getreides auf einem Berge nicht ein Mehreres als auf seiner Grundfläche wachsen könne. Ist nun aber das Gegentheil dieser Folgerung gewiß, und oft von Beträchtlichkeit; so ist es wenigstens sehr unbillig, daß man diese Art, die Berge zu vermessen, erstestheils ohne alle Ausnahme, und anderntheils ohne alle Konkurrenz einer ökonomischen Veranschlagung, für die zweckmäßigste hält: da denn doch der Hauptzweck aller Vermessungen dahin zielt,

zielt, den wahren Ertrag der Grundstücke möglichst genau auszumitteln. — Billig sollte man, besonders bei den Vermessungen weitläuftiger, nicht zu steiler Berge, in Rücksicht ihrer mehrern äußern Oberfläche, entweder ihrem Flächeninhalte bis zu gewissen Graden ihres schrägen Laufs, oder aber dem von ihrem Grundflächen-Inhalte anzufertigenden Nutzungsanschlage, etwas mehr in einer besondern Kolonne zurechnen: dergestalt, daß der eigentliche Grundflächen-Inhalt in dem Hauptregister immer für sich besonders übersehbar bleibt. Die zu jenem Behuf anzunehmenden Grade sowohl, als die für jede Anzahl Grade anzunehmende mehrere Nutzbarkeit, würden nach dem Verhältniß dieser gegen die Nutzbarkeit einer Grundfläche, ökonomischerweise leicht auszumitteln sein.

Ich gebe zu, daß diese Beobachtungen einem Forsteigenthümer gleichgültig sein können, so lange er allein der Benutzer der Berge bleibt; denn sein Forsthaushalt gewinnt zum Behuf unvorhergesehener Fälle bei einer solchen Gleichgültigkeit (in so fern, als oft zu wünschen ist, daß sich ein Forsteigenthümer etwas ärmer an Holze dünken möchte, wie er würklich ist): wenn sein Nutzungsanschlag bloß den Grundflächen-Inhalt

zum

zum Gegenstande hat, und der Ertrag der Berge nicht für sich besonders abgeschätzet wird. Sobald es aber auf eine Vertauschung oder Auseinandersetzung der Grundstücke ankömmt, wird er immer viel dabei verlieren, wenn er gutwüchsige Berge bloß nach ihrem Grundflächen-Inhalt gegen eben so vielen flachen Boden weggiebt.

Ich gebe ferner zu, daß das Holz und Getreide in der Regel (das heißt jedoch, nicht ohne Ausnahme) perpendikulär wächst, und daß in dieser Rücksicht auf einem Berge kein mehreres als auf seiner Grundfläche würde wachsen können; wenn nehmlich das Holz und Getreide die Eigenschaft hätte, ohne alle Zwischenräume, wie Pfahl an Pfahl, ganz dicht an einander aufzuwachsen. Der Wachsthum des Holzes und Getreides erfordert aber zum Platz für die Wurzeln, Zweige, und Aehren, verhältnißmäßige Zwischenräume; und hiezu liefern die Berge weit mehr Oberfläche und Nahrung, als die Ebenen. Die Baumstämme und Aehren können daher in einer horizontalen Weite, auf den erstern viel näher, als auf den letztern, an einander stehen; und ist dieses richtig, so kann auch auf einem fruchtbaren Berge mehr Holz und Getreide erzeugt, also die Berge viel höher als die Ebenen genutzt werden.

Die Beweise sind besonders jedem praktischen Forstmann klar, und bestehen in folgendem. Die Seitenwurzeln der Bäume laufen an den Bergen nicht, wie auf der Ebene, horizontal, sondern schräg nach der Richtung des Berges; und es ist ihrem Fortkommen gleichgültig, ob die Weite der Oberfläche, deren sie bedürfen, horizontal oder schräg sei. Giebt man sie ihnen also nur in schräger Linie, so profitirt man oft 1 bis 1 ½ Fuß an der Horizontallinie zwischen zwei Bäumen; und dies macht im Ganzen schon viel aus. Auch der Raum, welchen die Zweige erfordern, wird dadurch nicht zu sehr beschränkt, weil die Bäume an den Bergen, durch ihren stufenweisen Stand, sowohl der Luft und Sonne, als auch dem Thau und Regen mehr als auf der Ebene ausgestellt sind.

Hiezu kommen die physikalisch-botanischen Gründe, wornach die bergichten oder Gebirgs-Forsten überhaupt von weit mehrerer Fruchtbarkeit als die Ebenen sind. Sie genießen den Regen und befruchtenden Thau reichlicher; es nehmen mehr Gipfel und Zweige Antheil daran, weil sie gleichsam stufenweise dazu ausgestellt sind; statt daß sie auf einer Ebene gleichsam wie eingepackt in einander stehen, so daß viele davon wegen

gen der von oben und unten ermangelnden zureichenden Erfrischung absterben müssen. Welches an den Bergen im Allgemeinen nicht so der Fall ist; besonders, da sich das Holz daselbst allemal weit früher als auf der Ebene von den untersten Aesten reinigt, und auch dadurch dem Boden mehr Zugang an Luft und Fruchtbarkeit verschaft wird. Jeder Baum ziehet mehr Nahrung aus der Luft, als aus der Erde; geschieht nun dieses an den Bergen vorzüglich, so kann auch der Raum des Bodens, worauf er an den Bergen stehet, kleiner als auf der Ebene sein. Dieses ist auch wirklich der Fall, besonders bei den Nadelhölzern, deren Wurzeln an den Bergen weit weniger ausgebreitet sind, als auf der Ebene.

Die Ausnahmen gegen die Behauptung eines perpendikulären Wuchses des Holzes, bestehen vorzüglich darin, daß nicht lauter geschlossen-bewachsene Bauholzörter vorauszusetzen sind; sondern man muß auch ungeschlossen-bewachsene sogenannte Brennholzörter allerdings passiren lassen. Diese treiben oft ihr meistes Holz in die Zweige: also nicht perpendikulär, sondern meist horizontal. Ueberdem aber treibt jeder Schlagholzstamm viele horizontal laufende Zweige; und hiezu kömmt ihnen, wegen ihres stufenweisen Standes, die

mehrere

mehrere äußere Oberfläche an den Bergen allerdings besser zu statten. Jeder erfahrne Gärtner, der Etwas recht forttreiben und dicht pflanzen will, wölbt sein Beet steil, säet auch darauf mehr ein. Jeder Bauer zieht mehr Furchen über den Berg, säet und ärntet davon mehr ein, als von einer gleichen Grundfläche.

Das erprobte Forst-Resultat, nicht von dem Kleinen aufs Große, sondern von dem Großen aufs Kleine, giebt das Verhältniß reichlich wie 5 gegen 4: dergestalt, daß man auf einen gehörig geschlossenen oder gut bewachsenen Magdeburger Morgen (von 180 Rheinländischen Quadratruthen) dergichten Flächeninhalts 70 bis 80 Klafter zu 108 Kubikfuß, hingegen auf eine eben so große und ebenfalls geschlossen bewachsene Ebene nur 50 bis höchstens einige 60 Klafter rechnen kann. — Dieser Unterschied des Ertrages ist wohl allerdings erheblich genug, daß er besonders bei Vertauschungen und Separazionen der Grundstücke eine besondere Würdigung verdient.

Das Gegentheil ist indeß bei weitem noch nicht so sehr fehlerhaft und tadelnswerth, als: wenn bei den Abschätzungen des jährlichen Ertrages der Forsten nicht auch auf den jährlichen Zu-

wachs

wachs gerechnet, also eine Hauptsache dabei aus-
ser Acht gelassen, wird.

Berlin. v. Kr.

5.

Eine Monarchieen-stürmende Freimaurerei in Frankreich.

Man hat schon öfter gesagt, daß itzt in Frank-
reich eigentlich eine Geheime Partei herrscht,
welche, ungeachtet ihres lauten Geschreies von
Gleichheit und Republikanismus, sehr aristokra-
tisch oder despotisch ihren blutigen Zepter führt.
Auch mir ist dieses immer sehr wahrscheinlich vor-
gekommen; obgleich ich weiter nichts Zuverlässiges
von den Namen oder Personen dieser Jakobiner-
Regenten anzugeben weiß. Der Kürze wegen,
erlaube man, daß ich mit diesem allgemein be-
kannten Namen die thätige Rotte bezeichne, welche
voll unbegränzter Herrschsucht ist, und vermit-
telst des Umsturzes der bisherigen Verfassungen
zur Herrschaft aufstrebt; sie mag sich übrigens in
Paris, oder in ganz Frankreich, oder, wie man
versichert, auch in andern Ländern von Europa,
thätig

thätig erweisen. — Ursprünglich passt der Namen bloß auf Paris; denn nur dort, nicht im übrigen Frankreich, nennt man die Dominikaner Jakobiner. Es ist seltsam genug, daß die gegen alles Mönchsthum so erbitterten Parteien ihre Benennungen selbst von Geistlichen Orden hernahmen: so auch die Cordeliers (Franziskaner), Feuillantiner (Cisterzienser, welche unter der strikten Observanz der Regel des h. Bernhard stehen). An harter Intoleranz geben übrigens die neuern Jakobiner den ächten Dominikanern im mindesten nicht nach.

Was ich aber gewisser weiß, ist, daß die versteckten Häupter dieser Jakobiner in ihrer Denk- und Verfahrungsart mit den Unbekannten Obern der berüchtigten Geheimen Gesellschaften ungemein übereinstimmen. Mich wundert, daß noch Niemand diese Vergleichung angestellt hat, da die Aehnlichkeit doch in der That auffallend ist.

Blinder Gehorsam gegen die Befehle und Einhauchungen verborgener Obern, knechtische Vollstreckung aller vorgeschriebenen Maaßregeln selbst zu unbekannten Zwecken, wüthender Fanatismus für die in den geheimnißvollen Konventikeln eingesogenen Lehrsätze, Ueberläubung jeder

 Stimme

Stimme der Vernunft und der Natur und der Pflicht, Bereitwilligkeit zur Aufopferung der Angehörigen und Geschwister und Eltern ohne Anwandlung von Reue, sobald der geheime Orden es befiehlt, Erniedrigung zu den verworfensten Bubenstücken, welche (wie man wähnt) die Absicht heiligt: von Seiten der Gehorchenden; — und von Seiten der Regierer: Errichtung einer Propaganda, Anstellung von Emissarien, Verschleierung der wahren Grundsätze, welche nur schrittweise mehr kund werden, unbiegsame Hartnäckigkeit in Befolgung der Plane, reulose Zertrümmerung der Ruhe und des Wohlstandes, damit endlich nur die hohen Obern die Welt beherrschen, blutdürstender Haß gegen alle Andersdenkende, Unterdrückung der Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, welche den geweihten Schleier aufheben mögte, Hohnsprechung der Vernunft, wenn sie bei dem Umschwunge der Schwärmerei irgend einen Standpunkt sucht, um sich zu orientiren, kaltblütige Ergreifung der empörendsten Mittel zur Durchsetzung des einmal gefaßten Zweckes, Anempfehlung des Meucheldolches und des Giftes, freche Androhung geheimer Strafen für die lau werdenden Genossen, Aufopferung selbst der getreuesten Glieder und der thätigsten

Werk-

Werkzeuge, sobald man sie nicht unumgänglich mehr braucht, endlich Zertretung aller Moral, Religion und Gerechtigkeit, weil ja künftig eine bessere Zeit beginnen und das Neue Jerusalem auf Erden herabkommen wird! ... Wo findet man das Bild zu diesen Zügen sprechender, als in dem zugleich hinterlistigen und greuelvollen Verfahren der Jakobiner? und wo findet man einen getreueren Spiegel zu diesem Bilde, als in den Geheimen Gesellschaften?

Ich will auch die schlechteste der Geheimen Gesellschaften in Deuschland — und das ist viel gesagt — nicht beschuldigen, daß sie gleiche Absichten mit den Französischen Demagogen hege; oder daß sie zur Erreichung gleichschlechter Absichten die nehmlichen schauderhaften Mittel erwählen würde. Aber ich behaupte, nach dem offenbaren Augenschein, daß die nehmlichen Grundsätze hier wie dort Statt finden, welche dann ein ränkevoller Obermeister leicht zu den gefährlichsten Folgerungen anwenden kann. Ich behaupte, nach meiner moralischen Ueberzeugung von dem Gange menschlicher Denkart, daß nie so viele Personen zur Befolgung jener Plane sich würden hingegeben haben, wenn ihnen nicht bereits in den unglaublich weit verbreiteten Geheimen Ge-

sellschaften ähnliche Dinge vorgekommen wären, welche ihren natürlichen Sinn für Moralität abgestumpft hatten, so daß ihnen nun auch das Schrecklichste minder schrecklich auffiel.

Wovor sollte derjenige noch zurückbeben, welcher in der Jesuitischen Schule den geheimen Vorbehalt des Herzens bei den feierlichsten Angelobungen (Reservazio Mentalis), die entschuldigende Kraft der schwächsten Vermuthung bei den einleuchtendsten Uebelthaten (Probabilismus), die Erlaubniß zu allen Mitteln bei einem erlaubten Endzweck, die Befugniß Böses zu thun, auf daß Gutes daraus erwachse, ja sogar die Rechtmäßigkeit von Hochverrath und Königsmord zum Besten des Ordens, gelernt hat? — Oder wer in jenem Konvente zu W *** im J. 1776 sich den Eid und die Dokumente und den Entwurf des Systemes ohne Widerrede gefallen ließ? Daselbst heißt es: „Ich schwöre, allen auch mir „künftig erst bekannt zu machenden Vorschriften „und Befehlen des Ordens, ohne Rückhalt, ohne „Widerrede, bei Verlust meines Kopfes, nach„zuleben; das tiefste Stillschweigen über die „Geheimnisse des Ordens zu beobachten; mein „Blut und Leben zum Besten des Ordens hinzu„geben,

„geben, alle meine zeitlichen Güter und Ver„wandte auf dessen Befehl zu verlassen, und „selbst mit der größten Standhaftigkeit ge„gen mein Vaterland die Waffen zu ergrei„fen. Nichts außer dem Orden soll mich „von meinen Vorsätzen abbringen; Alles, wozu „ich mich außer dem Orden anheischig gemacht „habe, schwöre ich ab, insoweit unserm Orden „einiger Schaden daraus erwachsen kann.“ Da heißt der Obermeister ein „Anführer von zehntau„send Verbündeten“; da wird gewünscht, daß „die Göttliche Allmacht ihm Muth schenke, das „Werk zu vollenden, von dem das Heil des gan„zen Menschengeschlechts abhängt!“ Da werden folgende zur Regierung des Systems nöthige Maaßregeln bekannt gemacht: „Ausspäher zu „halten, sie wohl zu belohnen, und ihre Namen „auf ewig zu verschweigen; über alle Punkte des „Systems, und besonders über die politischen „Artikel, die größte Verschwiegenheit bei Strafe „des Lebens zu beobachten; an jedem Hofe und „in allen Republiken ein paar der klügsten Män„ner unter den Ordensbrüdern zu halten, und sie „in besondere Pflichten zu nehmen; die „Mächte der Monarchen, deren Verhältniß „und die Abänderung desselben aufs genaueste

„kennen zu lernen.“ Da fordern die Ordensregeln: „alle Befehle der Obern zu vollziehen, und „niemals ihrem Sinne oder ihren Gründen „nachzuforschen, sollten sie auch allem gemeinen und geistlichen und bürgerlichen Rechte zu„wider scheinen.“ Da lauten die Fragen und Antworten der Aufzunehmenden unter andern wie folget: „Willst du ein Knecht des Tempels wer„den? Ja. Warum? Um die Könige in „Fesseln zu legen. Willst du sie in Fesseln le„gen? Je eher je lieber. Hast du einen Vater, „eine Mutter, Blutsfreunde, eine Geliebte „deines Herzens? Wirst du sie verlassen, wenn „es der Orden befiehlt? Allerdigs, und sollte „ich darüber sterben.“ Da werden folgende Sätze zum Stof der Meditazionen einer Nacht aufgegeben: „Fürchte nicht Stürme und Unge„witter, denn sie bringen eine reiche Aernte, „und machen den ämsigen unermüdeten Schnitter „satt. Bedecke dein Angesicht mit einem Nebel, „dann kannst du kühnlich alle Gefahren über„nehmen. Das Blut eines zarten Knaben „sei dir ein kostbarer Schatz. Zerstöre die Ty„rannei, und setze den Einfältigen auf den Thron! „Gegen Angeber gebrauche den Dolch. Tithy„maium, Ankora, und Aqua Tofana wisse

„stets

„stets zu schätzen: sie stillen den Durst der
„Verfolger der Wahrheit. u. s. w. —

Genug und übergenug bloß von zwei Gesellschaften! Was die erste betrift, so ist es eine schon öfter gemachte und sehr wahre Bemerkung: daß die Jesuiten, selbst zur Zeit ihres öffentlichen Flores, nebenher auch einen Geheimen Orden ausmachten; so wie sie itzt, da sie noch nicht wieder hergestellt sind, bloß einen solchen bilden. Und in Absicht der zweiten Gesellschaft, habe ich mit Fleiß eine solche gewählt, deren Sätze schon lange durch den Druck dem Publikum vor Augen liegen; und verweise auf das, was auch von manchen andern bekannt geworden ist.... Möchten die edlen Forscher und Sammler solcher Dinge doch der Menschheit den Dienst leisten, immer mehr aus solchen Systemen zu enthüllen, welche zum Theil schon wieder verschwunden sind, aber damals doch großen Zulauf fanden, und immer noch Spuren hinter sich lassen!

Ich kenne selbst sehr viele rechtschaffene Männer, welche Mitglieder Geheimer Gesellschaften sind, aber ewig unfähig wären, Genossen einer schlechten That zu sein. Wie sollte ich sie beschuldigen, da sie im Gegentheil so schmerzhaft und so wahr über die Greuel und die Verblendun-

gen der Jakobiner klagen? Nur einer Inkonsequenz mögte ich sie zeihen, daß sie diese Ausgeburt Geheimer Gesellschaften — welche übrigens sicherlich in Frankreich immer schlechter, als in Deuschland gewesen sind — verdammen, aber die Gesellschaften selbst doch hegen. Welche letzteren, zumal wenn sie Deutschen Ursprunges sind, ich gleichfalls — um es zu wiederhohlen — nicht beschuldige; sondern nur manche ihrer Grundsätze anklage, und die ganze Geistesstimmung bedaure, welche durch die feste Anhänglichkeit an unbekannte Obern, die bindende Verpflichtung gegen unbekannte Gesetze, die enthusiastische Theilnahme an unbekannten Zwecken, und durch diese ganz ausschließende geheimnisvolle Absonderung, diese unpatriotische und unbürgerliche Trennung, gewirkt wird.

Noch inkonsequenter verfuhr Weishaupt, welcher die geheimen Verbindungen der Jesuiten zerstören wollte, und dazu selbst eine geheime Gesellschaft (den Illuminatenorden) errichtete, also dem schädlichen Geiste dieses Unwesens noch neue Nahrung gab. Hier gilt nehmlich die sonst bekannte Regel nicht: den Feind mit seinen eigenen Waffen bekriegen; denn nicht sowohl sein Krieg, als vielmehr die Waffen, womit er ihn

führt,

führt, sind das Abscheuliche. Wie wenig Streiter in einem hartnäckigen Kampfe vermögen zu untersuchen, auf wessen Seite das Recht ist! Aber das muß Jedem sein Gewissen sagen, ob er menschlich oder grausam, edel oder meuchelmörderisch, den Gesetzen der Ehre gemäß oder nach Weise der Banditen ficht. Will man nun Grausamkeit, Unedelmuth und Banditensitte vom Erdboden vertilgen, wie kann man, mit einigem Scheine des Rechtes, diese selbst noch durch sein Beispiel befördern?

Am allerinkonsequentesten handelt Bonneville, der mich zu diesem ganzen Aufsatz veranlaßt, und dessen moralischen Charakter ich nicht kenne, den aber seine neuern Schriften als einen ausgemachten Thoren zeigen. Er rühmt sich, die Jesuiten aus der Freimaurerei vertrieben zu haben, und will itzt eine Weltbürger-Freimaurerei errichten. Ich weiß nicht, in wie weit die Jesuiten bei der Maurerei ihre Hand im Spiel gehabt haben; aber das weiß ich, daß der Zweig, welchen Bonneville der Maurerei einzupfropfen sucht, ihr noch schädlicher als der Jesuitismus werden muß. — Uebrigens beziehe ich mich auf den schon von mehrern Schriftstellern mit Recht behaupteten Unterschied: daß die Freimaurerei, zumal

mal die eigentliche in den bekannten drei Graden, gar nicht in dem Sinne eine Geheime Gesellschaft heißen kann, in welchem man dies Wort gewöhnlich braucht.

Bonneville ist ein wüthender Demokrat, ein fanatischer Apostel der Gleichheitsrechte, ein grausamer, ja man kann sagen, blutdürstiger Feind der Königswürde; kurz das, was man einen Jakobiner nennt. Er versichert, die Geheimen Gesellschaften ehemals gut gekannt zu haben; und dieser Umgang hat, wie es scheint, seine Denkungsart wenigstens nicht verbessert. Er will itzt sein System vermittelst einer neuen Geheimen Gesellschaft über ganz Europa verbreiten; und seine ehemalige Bekanntschaft mag ihn gelehrt haben, wie wirksam dies Mittel zu diesem Zwecke ist. Oben habe ich gezeigt, wie ähnlich jedem Beobachter die Grundsätze mancher Geheimen Gesellschaften mit den Jakobinergrundsätzen erscheinen müssen; Bonneville's Beispiel zeigt nun, wie richtig die Jakobiner diese Uebereinstimmung zu beurtheilen und zu benutzen verstehn.

Seit dem November 1791 giebt Bonneville monatlich heraus: La Chronique du mois, ou les Cahiers Patriotiques, Paris, Großoktav.

Es

Es sind 14 Mitarbeiter *); und die Zahl vierzehn wird von ihm als heilig verehrt. Oefter kömmt bei ihm vor: O quatorze, o grand jour! und wie die Verslein weiter heißen. Am 14 Jänner (sagt er, Mai 1792, p. 17, die Note) schlug Guadet den Eid, und am 14 März Brissot das Dekret vor: ewige Denkmale u. s. w. Er versichert (Fevrier, letzte Seite hinten), daß die Deutschen Gelehrten, welche die Monatschronik übersetzten [geschieht dies wirklich?], sie die Chronik der Vierzehn nennten. — Einige nähere Nachricht von dieser wohl nicht allgemein bekannten Chronik dürfte vielleicht nicht unwillkommen seyn.

Das Werk erscheint, laut dem Titel, in der Imprimerie du *Cercle Social*, rue du théâtre françois, n. 4. Allein dieser Gesellschaftszirkel ist bei weitem keine bloße Buchhandlung oder Druckerei, sondern hat einen viel umfassenderen Plan und viel höheren Zweck. Erstlich

*) Zum Theil sehr bekannte Namen: Claviere, Condorcet, Mercier, Guadet, Kersaint, Brissot, Garran, Paine; zum Theil unbedeutendere: ein gewisser Oswald, Broussonet, Bidermann, Dussaulx, Lanthenas, und Bonneville selbst. Doch finden sich bisweilen auch andere Namen.

lich (Fevr. p. 108.) handelt der Zirkel mit allen Büchern; man kann von ihm verschreiben, was man haben will: Altes und Neues, Griechisch, Latein, Russisch, Portugiesisch, Polnisch, Holländisch, Italiänisch, Englisch, Deutsch, Spanisch, und in welchen Sprachen es sonst sei; man braucht nur franko zu schreiben, den Preis des Buches und das Geld für dessen Uebersendungsporto beizulegen (aber wie weiß man dann beides immer?); und jedesmal den Tag nach Erhaltung des Briefes wird das Verlangte expedirt." Das heiße ich prompt bedient! Zweitens „nimmt der Zirkel alle NB. gute Manuskripte an, und wird die Verfasser ganz anders belohnen, als die elenden Buchführer thun, welche durch die Schriftsteller reich werden, und diese dennoch betrügen, verrathen, und in ihrer Armuh verspotten." Wenn der Gesellschaftszirkel noch nicht bankerott ist, so hoffe ich, soll er es durch die Deutschen Schmierer, wenn sie dies erfahren, nächstens werden. Drittens aber „ist das Handlungshaus der Direktoren von der Druckerei des Gesellschaftszirkels auf einem sich viel weiter erstreckenden Grunde angelegt, als eine bloße Buchhandlung fassen kann. Zufolge des Planes seiner Einrichtung, macht dies Haus eine allgemeine Verbrü-

derung

derung der Wahrheitsfreunde aus; es hat schon eine große Erschütterung verursacht, welche sich immer weiter ausdehnt, und zweifelsohne baldigst einen Verbündungsvertrag unter den Nazionen beginnen wird!" Also eine Gelehrtenbuchhandlung, und ein Masinssches Projekt obenein! Und nun die Freimaurerei noch dazu!

Sehr ausführlich wird (Novembr. p. 79) ein Tageblatt dieser Wahrheitsfreunde angekündigt. Die Herren vom Gesellschaftszirkel haben, so rühmen sie sich, schon seit 1789 unermüdet an dem großen Werke gearbeitet. „Sie haben durch ihre ersten Bundesversammlungen, deren Sitzungen aus 6 bis 7 tausend Menschen bestanden, inkognito eine allgemeine Bürgererziehung organisirt; haben den Vorschlag gethan, die aufgeklärten Männer aus allen Ländern nach Frankreich zu berufen; haben, zum erstenmal in der Welt, die Suveränetät der Nazionen und die allgemeine Verbrüderung ausgerufen; haben die unermeßliche Idee eines Bundesvertrages zwischen den Völkern in alle Köpfe ausgestreut; haben eine furchtbare Propaganda gestiftet [nun! wenn sie dies Wort selbst gebrauchen!], wodurch alle Freunde der Freiheit auf dem ganzen Erdboden erweckt worden sind. Die Freiheit litt von Heuch-

lern

Heuchlern und Tyrannen; aber .... [welch ein Abfall!] die Druckerei des Gesellschaftszirkels hat ihnen schon manche denkwürdige Wunde geschlagen. Jzt ist es nicht rathsam, die Bundesversammlungen wieder zu eröfnen, es ist genug, ein Blatt herauszugeben, welches alle Tage erscheint. Der Briefwechsel und die Grundsätze des Handlungshauses dieses Gesellschaftszirkels sind in ganz Europa bekannt; ihre Korrespondenten dürfen es noch nicht sein; aber ihre Revoluzionsschriften, welche in allen Sprachen gedruckt werden, und in Italien, in Spanien, in Wien, in Berlin, und in den beiden Indien zu haben sind, zeugen genugsam, wie thätig diese Korrespondenten sind, die Freiheit, selbst hinter dem Rücken der Tyrannen, zu propagiren. Diese unbestechliche Propaganda, welche so viel Hinderniß erfahren hat, aber immer siegreich, immer mächtiger und furchtbarer erschienen ist, wird alle Feinde des Volkes und der Wahrheit vor sich niederschmettern; braucht aber, um sich in ihrer Hoheit darzustellen, — ein Blatt (Bulletin), welches vom 1 Jänner 1793 an täglich erscheinen soll, und worauf man sich mit 18 Liver für das Vierteljahr unterzeichnet.«

Aber nicht bloß als Buchhändler, denkt Herr Bonneville an die Nazionen, sondern auch als Schriftsteller. Er bietet eins seiner Werke aus, de l'Esprit des Religions, für 3 Liver, welches „alle Jahrhunderte, alle Reiche der Welt, und alle Menschen umfaßt." Nur bedauert er, daß „bloß 12 Exemplare noch vorräthig sind, und daß er wegen der Gefahr des Vaterlandes keine neue Auflage itzt besorgen kann"; doch rückt er, um den 12 Exemplaren bessern Abgang zu verschaffen, eine sehr günstige Beurtheilung desselben von einem Kreolen ein, welcher (wie sich versteht) „einer der besten Köpfe dieses Jahrhunderts ist."

Vorzüglich aber sucht Hr. B. die Deutschen zu beglücken. Der Aufsatz: Ueber die Französische Revoluzion, von Einem der Vierzehner der Monatschronik, und unterzeichnet: die Wahrheit (Mai, p. 36.), hat zwar die allgemeine Ueberschrift: An die Ausländer; aber ist doch namentlich bloß an uns gerichtet. Wir bekommen Lobsprüche und Schmeicheleien genug; wenn wir uns nur dadurch wollen gewinnen lassen. „Euch, „Ihr Nachkommen Herrmanns und Wittekinds, „Ihr Landsleute Keplers und Leibnitzens, euch „legt man diese Betrachtungen vor. Hättet ihr eure

„eure alte Freiheitsliebe vergessen? Wäre euer „Genie erloschen? Euch verdankt Europa die „Buchdruckerkunst, diese ewige Schutzmauer der „Menschheitsrechte; euch das Schießpulver, „welches einst der größten Anzahl das Ueberge„wicht der Macht verleihen, und so einen ewi„gen Bund zwischen Gewalt und Gerechtigkeit „schließen wird. Deutschland allein hat der Ty„rannei, womit das kriegerische Rom den Erdball „bedrohete, Gränzen gesetzt; und von den noch „schmählicheren Fesseln des schwärmerischen Roms „hat wiederum Deutschland Europa errettet. „Als noch Jedermann demüthig den Nacken unter „das geweihete Joch beugte, weheten die Fahnen „der Freiheit schon auf den Böhmischen Gebirgen; „und von Sachsen aus gab Luther, die erst jüngst „entstandene Buchdruckerkunst benutzend, das „Beispiel: die Tyrannei durch die Vernunft, „und den Aberglauben durch Spott zu bekriegen. „Wollt Ihr itzt niedrige Werkzeuge der Sklave„rei werden, da Ihr so oft die Rächer der Frei„heit gewesen seid? u. s. w.“ — Diese Stelle des Aufrufs ist in der That nicht übel. Mögten wir immer die Verdienste unserer Nazion vor Augen haben, mögten wir oft an unsere großen Geister wie Kepler und Leibnitz, und an unsern hel-

heldenmüthigen Luther denken! Mögte die Vernunft bei uns jede Tyrannei, auch die einer sich gewaltig aufdringenden sogenannten Freiheit, und der Spott jeden Aberglauben, auch den an eine allein seligmachende Regierungsform, glücklich bekämpfen!

Noch ein anderer Aufruf von Bonneville, über die Bewafnung der Bürger (Mai p. 93), ist sogar Französisch und Deutsch abgedruckt. Er soll, meint der Verfasser, für die Deutschen Schulen zum Unterricht in der Französischen Sprache dienen, und zugleich für die an der Gränze wohnenden Franzosen, um etwas Deutsch daraus zu lernen. Die Uebersetzung ist recht gut; nur fällt es auf, daß Citoyens immer durch Franken gegeben ist, und in einem feierlichen Aufruf die Anrede Sie statt Ihr gebraucht wird. — Das Blatt übrigens, sagt der Verfasser, ist in Deutschland schon sehr bekannt, und wirkt bereits; doch zirkulirt es bis itzt nur noch — in den Logen.

Ob dies leztere gegründet ist, kann ich nicht sagen. Herr Bonneville scheint indeß nicht die besten Nachrichten von den Deutschen Logen zu haben. Was er Nov. p. 83. erzählt, ist sicherlich falsch: daß nehmlich Moses Mendelssohn (welchen er hier mit Franklin und Mirabeau zusammen-

sammen nennt) in die Mysterien der Geheimen Gesellschaften gedrungen wäre, um die irregeleiteten aber gutdenkenden Mitglieder derselben zu einem bessern Systeme, dem seit Jahrhunderten gehoften Systeme der Wiedergeburt, zu führen. Die Könige in Europa wären über diese Bemühungen der Weisen erschrocken, hätten in ihre Versammlungen neue Diener geschickt, die Häupter wiederum verführt, und die Profanen zu Schwärmern gemacht. Nun könne nichts mehr helfen, als — die Buchdruckerei des Gesellschaftszirkels.

Er redet übrigens gern von seinen maurerischen Verbindungen. Mai p. 28. versichert er, daß der Verdacht gegen den Guvernör Effingham auf Jamaika, welcher zwar den dortigen Franzosen Hülfe geleistet habe, nicht angegründet sei; denn er ist und bleibt doch nun einmal ein Lord. „Indeß (setzt er hinzu) erinnere ich mich noch mit Rührung des Tages in England, wo der Prinz von Wallis [welcher Obermeister der Englischen Großen Loge sein soll] eine neue Stufe unter den Weltbürger-Freimaurern erhielt, und wo der Hochwürdige Effingham herzlichst mit denen einstimmte, welche aus allen Kräften die Gleichheit auf Erden einzuführen versprachen; ich hoffe,

daß

daß er und einige Andre ihr Wort halten werden." — Selbst bei den fremdartigsten Dingen sucht er maurerische Ausdrücke anzubringen, worauf er durch große Buchstaben aufmerksam macht, z. B. Juin p. 87. bei der Gesundheitsregel, sich warme Füße, offenen Leib, und kalten Kopf zu halten, ruft er aus: „Wer das Licht erblickt hat, muß itzt unermüdet an dem Großen Werke einer völligen Wiedergeburt arbeiten. Und wer kann dies besser als ein Arzt — u. s. w.?"

Von seiner Weltbürger - Freimaurerei, oder dem Orden der Francs - Cosmopolites, giebt er für itzt nur Bruchstücke (Mai, p. 73; Juillet, p. 41), welche er künftig fortzusetzen und weiter auszuführen verspricht. Sie sind in Versen. Das Wesentlichste liegt im Folgenden. Herr Bonneville findet seine Antimonarchischen Ideen, und die Bestätigung derselben, allenthalben in den ältern Französischen Dichtern, im Buch Esther, (wornach er ein Purimfest einzurichten Willens scheint), in dem System der Tempelherrn, in der Griechischen, Aegyptischen, Druidischen Mythologie, u. s. w. — Daher spielt Racine im ersten Akt bei ihm eine Hauptrolle; daher vermischt er die Aegyptischen und Gallischen Ceremonien auf das seltsamste; spricht viel von der

 Göttinn

Göttin Isis, von ihrem geheiligten Schif, von ihrem Namen, den er bei den Par-Isern wieder findet, so wie auch die Par-Iser Nazionalgarden das Isisschif in ihrer Fahne führen, und die Stadt ihre Dokumente mit einem Schiffe stämpelt; und was der phantastischen Grillen mehr sind. Eigentlich wird freilich die Französische Revoluzion gespielt; doch ist dies eine Begebenheit für die ganze Welt. Auch erinnert er, daß er den Orden der alten Franken wieder herstelle, und daß zur Zeit der Sarazenen und der Tempelherren alle Europäer Franken hießen.

Die itzt gelieferten Bruchstücke enthalten — wie man es sehr füglich nennen kann — drei Akte. Erster Akt. Ein Tempel, dem ewigen Lichte geweiht, stehet da. Hinter den Mauren desselben, liegt ein Jüngling (Racine) halb erwacht zwischen Gräbern; betrachtet bald die Inschriften derselben, bald die Mausoleen, bald die Papiere, welche er in Händen und um sich hat, lieset laut und spricht dann in Gedanken. „Auf dem Grabe Jakobs von Molay sieht man eine brennende Urne, und folgende Stelle aus dem Katechismus der Tempelherrn: Da die Natur sich in dem kleinsten Atom ihrer untheilbaren und unzerstörlichen Geister immer ganz darstellt, wie kannst du dann fürchten,

fürchten, daß deine Seele oder dein Geist, der ein himmlischer Ausfluß ist, in den Gräbern verwese?“ Solche Metaphysik sprachen die alten Tempelherrn!“ Der Genius Frankreichs, in Gestalt eines Frauenzimmers, auf einem Schiffe, fährt auf blitzenden Wolken herab, ruft den jungen Dichter, u. s. w.

Zweiter Akt. Die Isis, von dem Hierophanten vorgestellt, sitzt auf einem Schiffe; die Sphinx ist zu ihren Füßen. Neun Greise, mit einer Fackel in der linken Hand, stehn um ein großes schwarzes Tuch, bei welchem eine Lebenspflanze (ramosus homo, Bakon) ist. Sie halten ihre Degen ins Kreuz, treten von Zeit zu Zeit gegen einander, und schwenken ihre Fackeln über dem Leichentuch. Ein Greis taucht ein glühendes Eisen in ein Gefäß mit Wasser. Ein anderer enthüllt einen Spiegel, als Sinnbild der Reflexion. Ich übergehe die symbolischen Statuen und Thiere; und komme zur Aufnahme. Man schlägt das Leichentuch zurück, und zieht einen umhüllten Jüngling aus einem Grabe hervor. Der Hierophant thut drei laute Schläge auf den Stein; alle Weltbürger-Freimaurer wiederhohlen dieselben, indem sie in ihre Hände klopfen, und machen nun das Ordenszeichen. Die rechte Hand

auf ihre linke Schulter: das bedeutet den Zirkel; dann die Hand von der linken zur rechten Schulter gezogen, und an der rechten Seite niederfallen lassen: bedeutet das Winkelmaaß. Der Hierophant: Auch in der Grabesnacht giebt es ein Erwachen! Einer der Brüder: Natur! Ein anderer: Wahrheit! Ein dritter: Feuer! u. s. w. Es wird gegen die Tyrannen deklamirt. Ein Greis ruft: Heilige Freiheit! Der Hierophant: Ohne sie ist Alles Nichts! Ein Greis: Sie ist Alles! Hierophant: Und die Franken werden sie unsterblich machen! Ein Bruder: Sie ist Ehre, Tugend, Liebe, Wahrheit! Hierophant: Sie ist mein Leben, mein Stolz, meine Gottheit! Der Aufgenommene verspricht ihr zu leben und zu sterben, u. s. w.

Dritter Akt. Um Mitternacht sind die Brüder versammelt; und nun spielt die Geschichte vom J. 1789. Es kommen Boten, welche von außen anklopfen, und denen der Großmeister mit dem dreifachen Schlage antwortet. Sie melden nach einander: daß man den Senat (die erste Nazionalversammlung) vertilgen will; daß das Morden seinen Anfang genommen hat; endlich, daß die Bastille zerstört ist. Die Brüderschaft ruft immer fleißig dazwischen: Zu den Waffen! Frei-

Freiheit oder Tod! Zu den Waffen! Feuer! Feuer! Feuer! Sterben oder frei sein! — Endlich schließt die Loge mit dem allgemeinen Ausruf aller Brüder: Steht auf, ihr Völker! Reif sind die Tyrannen! ... Diese letzten, Deutsch abgedruckten, Worte (die Tyrannen sind reif) waren, heißt es in einer Anmerkung, eine Losung der alten Tempelherrn, zur Zeit des Todes von Jakob Molay, und finden sich in einer alten Deutschen Handschrift."

Ich bin nicht so vornehm, wie gewisse Schriftsteller, welche nur zur Warnung der Könige die Feder ergreifen; noch so ängstlich, wie andere, welche allenthalben gleich Mord und Aufruhr sehen. Ich glaubte bloß, daß diese Nachricht doch Manchem interessant sein könnte, welcher gerne von dem Tausend und Einer Geheimen Gesellschaft, die anjetzt blühen, etwas zu erfahren wünscht.

Misomystes.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIV
Princeton University Library
32101 065097782
Digitized by Google

Digitized by Google